

**DANES  
-PICTA  
.CO**

R

G

B

WH

GR

BL

C

M

Y

K

R G B WH GR BL Grey Scale #13

C M Y K

**A** 1 2 3 4 5 6 **M** 8 9 10 11 12 13 14 15 **B** 17 18 19

Männer  
am  
Feind

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

## Colour Chart #13

**DANES  
-PICTA  
.COM**



**Männer  
am  
Feind**



8  
Regierungsgeneralgouvernements  
Bücherei

560  
Bücherverzeichnis Nr. 5370  
Buchzeichen: F-1-e  
Standplatz: Abt. Bücherei





Bathe / Männer am Seind



Regierung des Generalgouvernements  
Bücherei

Rolf Bathe

# Männer am Feind

Mit 4 Textskizzen

Bücherverzeichnis Nr. 5 370  
Buchzeichen: F-1-e  
Standplatz: Abt. Bücherei



31.—40. Tausend. 1940

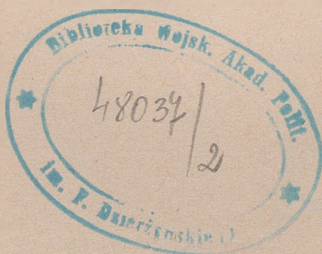
---

Gerhard Stalling, Verlagsbuchhandlung  
Oldenburg i. O. / Berlin



365.73

Einband und Schutzumschlag von Kurt Tilleßen, Berlin



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,  
der Verfilmung und Verbreitung durch Rundfunk, vorbehalten. Ges-  
druckt und gebunden von der Gerhard Stalling A.G., Oldenburg i.O.

Printed in Germany

## Einleitung

In der Flandernschlacht 1917, einer der grimmigsten Abwehrschlachten des Weltkrieges, ereignete sich folgender Vorfall: Bei Poelkapelle wurde ein frisches Regiment zum Gegenstoß angesetzt. Eine Kompanie dieses Regiments traf nach dem Durchbrechen der englischen Sperrfeuerzone in ihrem Gefechtsabschnitt irgendwo in der Trichterwüste zwischen einer Anzahl gefallener Feldgrauer einen Leutnant und zwei Mann von dem Danziger Infanterie-Regiment 128. Auf die Frage des Kompanieführers: „Wo ist die vorderste Linie?“, gab ihm der Danziger Leutnant die klassische Antwort: „Die vorderste Linie sind wir!“ — Das nannte man im Felde Durchhalten!

In der gleichen Schlacht traten Ende Oktober rheinische Regimenter in dem zu einer Wasserwüste verwandelten Trichterfeld zu einem Gegenangriff an. Da zogen, als das Schuhzeug in dem Schlamm und Moder hängen blieb, diese unverwüstlichen Soldaten Schuhe und Strümpfe aus und gingen — anzusehen wie die „Grasteufel“ des Großen Königs bei Jorndorf — dem Briten barfuß zu Leibe. Das nannte man Angriffsgeist!

Das Schicksal hatte im Jahre 1916 die Potsdamer Gardejäger nach der mazedonischen Front verschlagen. In einem hitzigen Gefecht war ein Offizier, für den die Mannschaft durchs Feuer ging, schwer verwundet worden und auf blankem Fels deckungslos vor der feindlichen Stellung liegengeblieben. Die Gegner waren serbische Scharfschützen. Der Offizier war verloren, wenn es nicht gelang, ihn zurückzuschaffen. Ein Oberjäger kriecht aus der Deckung vor. Keinen Meter von dem Schwerverwundeten entfernt, endet ein Kopfschuß sein Leben. Ein zweiter Jäger unternimmt das Wagnis. Ihn ereilt das gleiche Schicksal. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, arbeitet sich ein dritter Jäger vor. Schon hat er seinen Leutnant erreicht, schon will er ihn vorsichtig zurückziehen, da zuckt er zusammen —



rührt sich nicht mehr. Und obwohl jeder weitere Versuch hier aussichtslos erscheint und auch der schwerverwundete Offizier kein Lebenszeichen mehr gibt, schwingt sich ein vierter Jäger über die Brüstung. Es muß gelingen. Aber auch ihn bettet die feindliche Kugel auf diesen unheilvollen Platz. Das war Kameradschaft bis zum Tode.

Ein Stoßtrupp des Reserve-Infanterie-Regiments 74 hatte das Unglück, in der französischen Stellung abgeschnitten und gefangengenommen zu werden. Bei dem Verhör stellte der französische Dolmetscher-Offizier an einen Gefreiten das Ansinnen, ihm auf einer deutschen Stellungskarte die M.G.-Stützpunkte und den Standort der Gefechtsstände der Truppenstäbe zu zeigen. Der Gefreite gab dem französischen Offizier die stolze Antwort: „Wie können Sie von mir so etwas verlangen? Sie vergessen, daß ich meinen Fahnen-eid geschworen habe!“ — Das war soldatische Treue!

Die Treue, die Kameradschaft, standhaftes Ausharren in jeder Lage und ein unzerstörbarer Angriffsgeist bildeten die Wurzeln, aus denen die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten beispiellosen Leistungen des deutschen Seeres im Weltkriege erwuchsen, Leistungen, vor deren Größe sich Generalfeldmarschall von Hindenburg bei der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen in tiefer Ergriffenheit fragen mußte: „Saben wirklich irdische Wesen dies alles geleistet?“ —

Die alte Armee hat ihre große geschichtliche Aufgabe erfüllt. Zusammenbruch und Versailler Diktat vermochten wohl, ihr äußeres Gefüge zu zerschlagen, aber nicht ihren Ruhm zu verdunkeln. Ein neues Volksheer ist nach der Sprengung der Versailler Fesseln durch unseren Führer Adolf Hitler entstanden; seit dem denkwürdigen 16. März 1935 schützt wieder eine starke Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft die deutschen Grenzen.

Das Soldatentum des nationalsozialistischen Deutschland knüpft unmittelbar an die große Geschichte der alten Armee an. In eindrucksvollster Weise kommt dies in den „Pflichten des deutschen Soldaten“ zum Ausdruck, die jeder zur Fahne einberufene wehrfähige Mann nach seiner Vereidigung auf den Führer als ein heiliges Gebot auf sich nimmt. In diesen Pflichten flingt die hohe Verantwortung des soldatischen Berufes im Dritten Reich mit der Ehr-

erbietung vor der großen Vergangenheit zusammen. Jeder Satz zeugt in seiner eindringlichen, hämmernden Sprache davon, daß das junge Reichsheer mit diesen Pflichten das Vermächtnis der alten Armee aus dem Weltkrieg übernommen hat.

Der Gedanke lag nahe, aus der unermesslichen Fülle von Einzelthaten und Truppenleistungen im Weltkrieg die eindrucksvollsten Beispiele zu sammeln und im Rahmen der „Pflichten des deutschen Soldaten“ zusammenzufassen. Dieser Versuch ist hier in engster Anlehnung an die geschichtlichen Tatsachen und unter Verzicht auf jede dichterische Freiheit unternommen worden. Das Buch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Manch ein bekannter soldatischer Name wird fehlen, dafür aber werden um so mehr unbekannte Soldaten austauschen, deren Taten wert sind, den nach dem Weltkrieg herangewachsenen Geschlechtern, vor allem der jungen Wehrmacht als Vorbild erhalten zu bleiben.

Die Worte „Zeld“ und „Zeldentum“ werden in diesem Buch so selten zu finden sein, wie dies an der Front der Fall war. Alle diese Taten, die hier festgehalten sind, auch diejenigen, welche in ihrer Größe, Eingabe und Selbstaufopferung fast sagenhaft anmuten, hatten ihre Wurzel in einer Haltung, wie sie in den „Pflichten des deutschen Soldaten“ gefordert wird. Wie konnte da der Mann an der Front von Zeldentum sprechen, wo seine Offiziere und Unteroffiziere, seine Kameraden und er selbst all dieses mit schlichter Selbstverständlichkeit taten! —

Der Leser wird hier dem feldgrauen Soldaten jeder Rangstufe begegnen. Er wird neben dem Armeeführer und dem Stabschef stehen, der in schwerer Stunde schlachtenentscheidende Entschlüsse zu fassen hat, er wird den Regimentskommandeur, wie die geborene Führerpersönlichkeit eines Gefreiten oder eines Grenadiers sehen, die im entscheidenden Augenblick die Sturmtruppe vorwärts reißen. Er wird Kavallerie-Fernpatrouillen und Pionier-Sprengabteilungen auf ihren gefährvollen Wegen weit hinter die feindlichen Fronten begleiten, wird mit Stoßtruppen über die feindlichen Verhaue hinweg den Sprung ins Dunkle wagen und die letzten überlebenden M.G.-Schützen und Kanoniere an ihrer Waffe sehen. Er wird den Pionier in die düsteren



Gewölbe des unterirdischen Minenkrieges und den Jagdflieger in den Äther zum Kampf Mann gegen Mann begleiten.

Zerschossene Verwundete, die nicht aus der Gefechtslinie weichen wollen, stehen hier neben Schwerkriegsbeschädigten, die Vaterlandsliebe und soldatisches Pflichtgefühl mit zwin- gender Gewalt zu ihren Kameraden ins Feld zurückziehen. Und in diese Front von Truppen aller Waffengattungen und aller deutschen Stämme reiht sich die große Schar der- jenigen ein, die nicht unmittelbar mit der Waffe in der Hand zu fechten hatten: Die Trägertrupps, die Munitions- und Feldküchenfahrer, Nachrichtenabteilungen, Ärzte und Sanitäter. Auch sie hatten — ein jeder an seinem Platz — oft genug Gelegenheit zu aufopfernder Tat. —

Der Weltkrieg ist der Krieg der Gegensätze gewesen. Neben dem Ferngeschütz stand die ursprüngliche Schlag- waffe, neben dem Maschinengewehr das Bajonett, neben dem Tankangriff die Reiterattacke. Jede Front hatte ihr eigenes Gesicht, auf jedem Kriegsschauplatz mußte der Soldat um- lernen. Hier schossen Batterien nur nach der Karte, dort konnten sie erst knapp 50 m vor den Rohrmündungen die feindlichen Sturmhaufen mit Kartätschladungen auseinander sprengen. Hier herrschte die Leere des Schlachtfeldes, dort brandeten tiefgegliederte Massenangriffe vor. Diesen riß es nieder, bevor er einen Feind zu Gesicht bekommen hatte, jener sah oftmals das Weiße im Auge des Gegners.

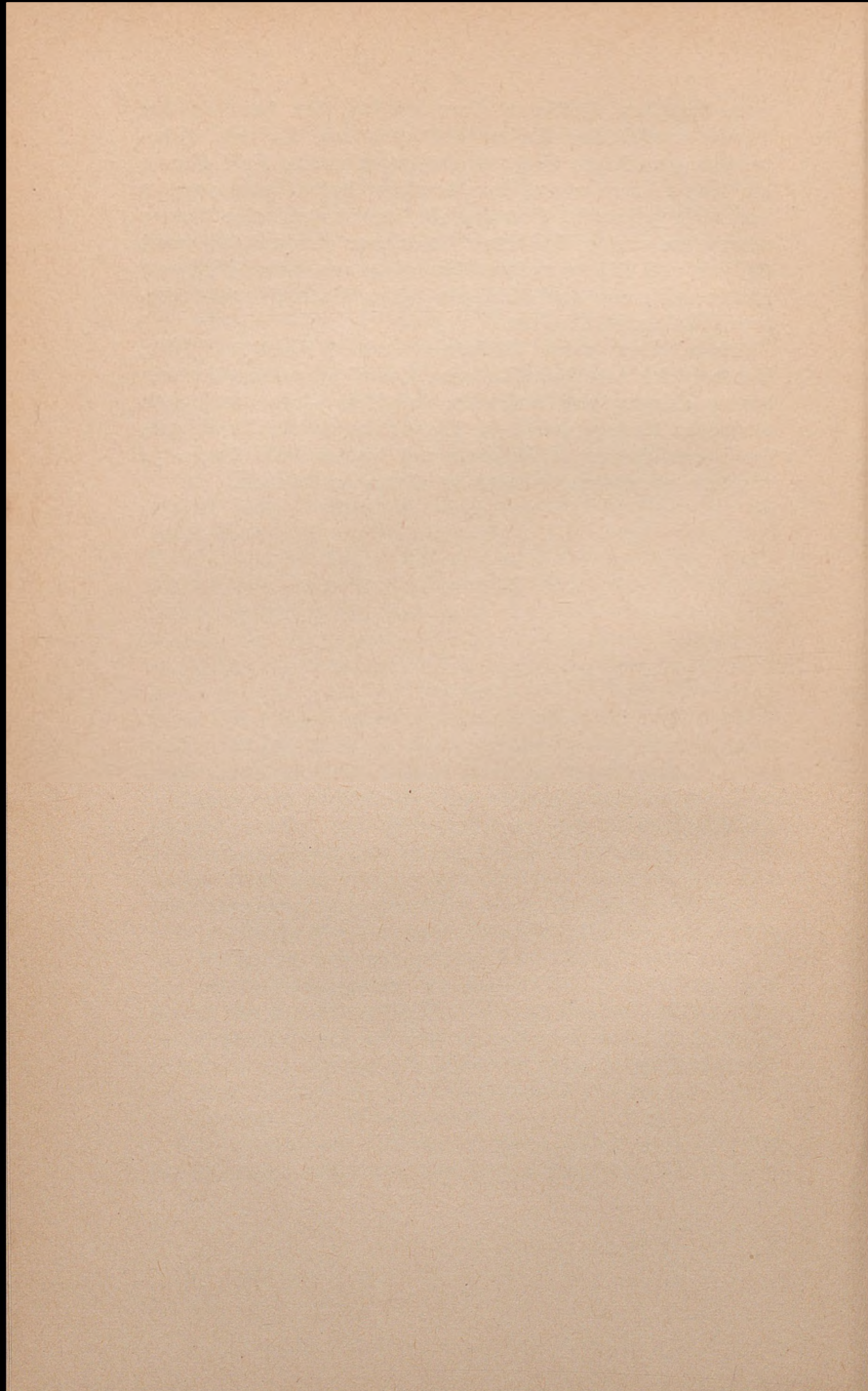
Neben dem Schmettern der Signalthörner in der Feld- schlacht grollte das Trommelfeuer der Materialschlacht. Neben dem brausenden Hurra vorwärts stürmender Sturm- wellen Klang das Keuchen des einsamen Meldeläufers zwi- schen zerspringenden Granaten in der Trichterwüste. In der über russischen Steppen lagernden Gluthitze war verzehren- der Durst, in den grimmigen Karpatenschlachten und an den Hochgebirgsfronten der weiße Tod der ständige Be- gleiter der Kampftruppe. Der deutsche Soldat aus der öster- reichischen Ostmark und dem Sudetenland focht die Abwehr- schlachten am Isonzo auf blankem Fels, seine Kameraden aus dem Altreich die Flandernschlachten bis an das Koppel im Schlamm und Wasser durch.

Die erdrückende Übermacht einer Welt von Feinden forderte vom ersten bis zum letzten Tage des Weltkrieges

vom deutschen Soldaten einen Einsatz, der hart an der Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit lag. Auf den Höhepunkten gewaltiger Schlachthandlungen wurde diese Grenze oft überschritten. Der deutsche Soldat von 1914/18 hat diese schwerste Gewaltprobe, der jemals eine Armee unterzogen wurde, bestanden. Dies war nur möglich, weil Offizier und Mann im deutschen Heer aus einem Guß und gleicherweise von dem Geist soldatischer Tatkraft und Opferbereitschaft erfüllt waren.

Dieses Buch wird Männer am Feind, Offizier, Unteroffizier und Mannschaft im Kampf zeigen und Zeugnis davon ablegen, daß dieser im deutschen Heer herrschende Geist der Truppe wie dem Einzelkämpfer die Kraft gab, selbst aussichtslos erscheinende und verzweifelte Lagen zu meistern oder zum mindesten in Ehren zu bestehen.





## Die Pflichten des deutschen Soldaten

### 1.

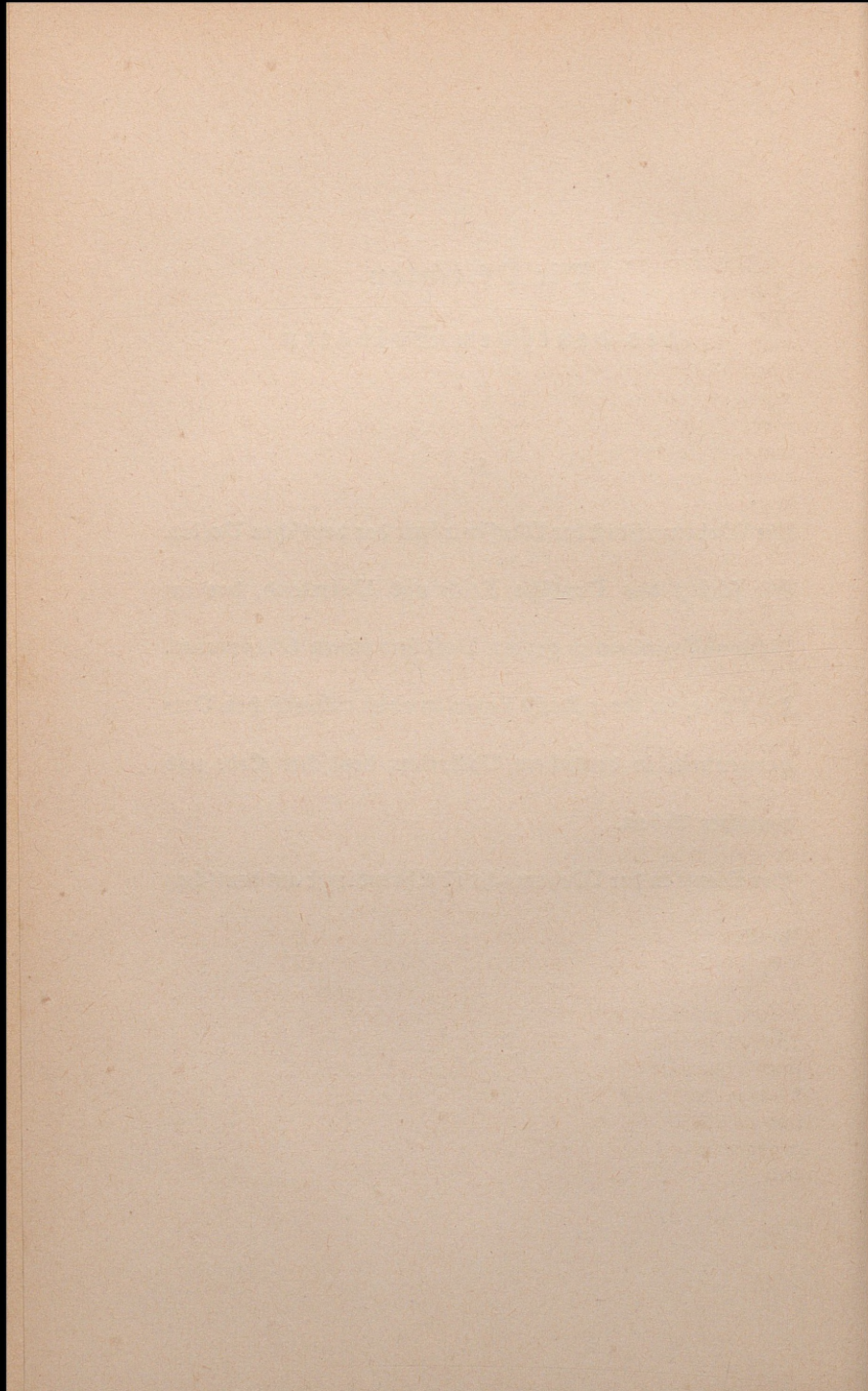
Die Wehrmacht ist der Waffenträger des deutschen Volkes.

Sie schützt das Deutsche Reich und Vaterland, das im Nationalsozialismus geeinte Volk und seinen Lebensraum.

Die Wurzeln ihrer Kraft liegen in einer ruhmreichen Vergangenheit, in deutschem Volkstum, deutscher Erde und deutscher Arbeit.

Der Dienst in der Wehrmacht ist Ehrendienst am deutschen Volk.





„Die deutsche Armee“, so schrieb am Neujahrstag des Jahres 1914 Lloyd George, „ist lebenswichtig, nicht nur allein für die Existenz des Deutschen Reiches, sondern auch für das nackte Leben und die Unabhängigkeit des deutschen Volkes selbst, da Deutschland nun einmal umgeben ist von anderen Nationen, deren jede ein Meer besitzt, ungefähr ebenso stark wie das deutsche selbst. Wir vergessen, daß, während wir für den Schutz unserer eigenen Küsten auf einer 60prozentigen Überlegenheit unserer Seestreitkräfte gegenüber Deutschland bestehen, Deutschland nichts, was einer solchen Überlegenheit nahekommt, Frankreich gegenüber besitzt und außerdem an seiner Ostgrenze mit Rußland zu rechnen hat.“

Treffender als dieser britische Staatsmann, der in dem bald darauf ausbrechenden Weltkriege Schulter an Schulter mit Clémenceau die Vernichtungspolitik der Entente gegen Deutschland verkörperte, konnte niemand die Notwendigkeit einer starken deutschen Wehrpolitik begründen. Im Herzen Europas gelegen, nach allen Seiten hin von offenen Grenzen umgeben, war Deutschland von jeher das am stärksten bedrohte Land unseres Kontinents und ist es in der von Unruhe und Gärung durchzogenen Welt heute mehr denn je. Es gab Jahrhunderte, in denen die deutsche Nation, uneinig in ihren Stämmen, in endlosen Bruderkriegen sich zerfleischend, ein Spielball fremder Großmächte war, der deutsche Boden den Tummelplatz feindlicher Heere abgab, und die wehrfähige Jungmannschaft aus deutschen Ländern in fremden Armeen und für fremde, zumeist deutschfeindliche Zwecke bluten mußte. Noch Napoleon I. konnte frohlocken: „Zwiespalt brauchte ich nicht zu stiften zwischen den Deutschen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst dahin. Nur meine Heere brauchte ich zu stellen, und sie liefen wie scheues Wild hinein. Immer hatten sie mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind gezeigt.“ —



Und als nach der Katastrophe der „Großen Armee“ 1812 ein Minister den französischen Kaiser auf die in Paris herrschende Unruhe aufmerksam machte, entgegnete Napoleon schroff: „Was wollen die Pariser eigentlich? Von den 600 000 Mann, die ich in Rußland verloren habe, waren nur 30 000 Franzosen. Die übrigen waren Italiener, Dalmatiner, Polen und“ — so fügte der Kaiser mit bösem Lächeln hinzu — „vor allem Deutsche.“ —

In dieser trostlosesten Zeit unserer Geschichte aber bauten auf brandenburgisch-preussischer Erde Soldaten das Werk auf, das die Keimzelle der deutschen Einigung, deutscher Macht und der Sicherheit deutschen Lebensraumes werden sollte: Die allgemeine Wehrpflicht. Nichts vermag die Größe dieser geschichtlichen Leistung schärfer zu kennzeichnen, als die Tatsache, daß seit 1813 Deutschland aufgehört hatte, das Schlachtfeld Europas zu sein und es nicht einmal in dem größten aller Kriege 1914/18 einer Welt von Feinden möglich war, in vierjährigem Ansturm den um die deutschen Grenzen gelegten Schutzring dieses Volksheeres zu durchbrechen.

Niemand wußte die sittlichen und wehrmäßigen Kräfte, die das deutsche Volk aus der allgemeinen Dienstpflicht schöpfte, höher einzuschätzen, als unsere Gegner im Weltkriege. Daher lautete auch ein Kernsatz des Versailler Diktates: „Die allgemeine Wehrpflicht wird in Deutschland abgeschafft.“ — Hiermit war die volkreichste und ehemals mächtigste Nation im Herzen Europas aus der Reihe der Großmächte gestrichen, hiermit schien Deutschlands Schicksal, den künftigen Kriegsschauplatz Europas abzugeben, besiegelt.

Fünfzehn Jahre mußte Deutschland inmitten einer waffenstarrenden Umwelt in dem dumpfen Zustand völliger Wehrlosigkeit verharren, bis die mit der Urkraft einer Naturgewalt zum Durchbruch gelangte nationalsozialistische Revolution die Fesseln von Versailles sprengte. Heute stehen wir erst im sechsten Jahr des deutschen Aufbruchs und im vierten Jahr der wiedererrungenen Wehrfreiheit, aber in dieser kurzen Zeitspanne ist ein Geschehen über uns hinweggebraust, das nicht nur das Antlitz des deutschen Volkes, sondern das Antlitz der ganzen Welt verändert hat.

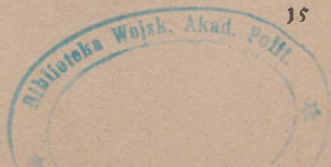
So unaßlich es einmal späteren Geschlechtern erscheinen

wird, wie es möglich war, innerhalb von wenigen Jahren ein starkes, hervorragend bewaffnetes Landheer zu schaffen, sowie eine mächtige Flotte und Luftflotte gewissermaßen aus dem Boden zu stampfen, so unbegreiflich erscheint uns heute bereits die nur fünf Jahre zurückliegende Zeit, in der bei Reichswehrmanövern Papptanks die Panzerwaffe ersetzen, schwere Geschütze „markiert“ werden mußten und nicht ein einziges Beobachtungs- oder Kampfflugzeug am Himmel erscheinen durfte. Und wenn es in der ersten soldatischen Berufspflicht heißt: „Die Wehrmacht ist der Waffenträger des deutschen Volkes. Sie schützt das Deutsche Reich und Vaterland, das im Nationalsozialismus geeinte Volk und seinen Lebensraum“, so weiß nicht nur jeder Deutsche, sondern die ganze Welt, daß hinter diesen Worten heute auch die Macht steht, den Schutz der deutschen Grenzen gegen jeden Feind zu gewährleisten.

Aber nicht die Zahl der Divisionen, der Flugzeuge und Panzerschiffe, nicht der hohe Stand der technischen Ausrüstung verleihen dieser jungen Wehrmacht ihre Stärke. „... In deutschem Volkstum, deutscher Erde und deutscher Arbeit“ liegen die Wurzeln ihrer Kraft, und der bewußte Wehrwille und die innere Wehrbereitschaft des im Nationalsozialismus geeinten Volkes bilden den Quell, der diese Wurzeln stets von neuem befruchtet.

Diese soldatische Ausrichtung des ganzen Volkes ist nicht, wie es eine feindliche Propaganda der Welt vorzuspielen sucht, ein auf die Spitze getriebener „Militarismus“, auch bildet sie ebensowenig die Grundlage einer aggressiven Machtpolitik, wie das „Werkzeug zur Unterjochung fremder Nationen“. Sie ist vielmehr nichts anderes als die Erkenntnis, die Führung und Volk aus den grausamen Lehren unserer deutschen Geschichte geschöpft haben, daß ein Volk in der Lage des deutschen ohne eine starke Wehrmacht, und eine Wehrmacht ohne ein soldatisches Volk hinter sich nicht fähig sind, die Lebensrechte der Nation zu wahren.

Frankreich hat nach der Niederlage von 1870/71 seine Jugend und sein Geiz im Geist der Revanche erzogen. Über vier Jahrzehnte waren die herrschenden Kräfte in diesem Lande von dem Gedanken besessen, daß die erlittene Niederlage nur durch einen neuen Krieg ausgelöscht werden könne, und nichts ist eine so mächtige Triebfeder für den Ausbruch





des Weltkrieges gewesen, wie diese Saat des Hasses und der Revanche, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch jenseits der Vogesen ausgestreut wurde.

In Deutschland ist für Revanchegeanken kein Platz. Der Führer hat dies wiederholt mit allem Nachdruck ausgesprochen. So ist auch der Wehrmacht des Dritten Reiches ein höheres Ziel gesteckt, als sich auf einen Revanchekrieg vorzubereiten. Mit der elementaren Kraft seiner Weltanschauung allein hat der Nationalsozialismus die Ketten von Versailles gesprengt, hat auf friedlichem Wege ohne Blutvergießen Stück für Stück dieses Schanddiktates zerrissen und sich nach der Wiedererringung der Freiheit an das größte Aufbauwerk der deutschen Geschichte gemacht. Das Kleinstaaten-Unwesen und der zerstörende Geist des Partikularismus, der seit einem Jahrtausend wie ein Fluch über deutschen Landen lastete, wurde mit eisernem Besen ausgekehrt, und als Krönung dieses im alten Reich durchgeführten Einigungswerkes erlebte die Nation die Verwirklichung uralter deutscher Sehnsucht: Die Wiedervereinigung der österreichischen Ostmark und der sudeten-deutschen Lande mit dem Reich. Was Generationen vor uns vergeblich erhofft, wofür unsere Väter gekämpft und geblutet hatten, es ist heute erfüllt.

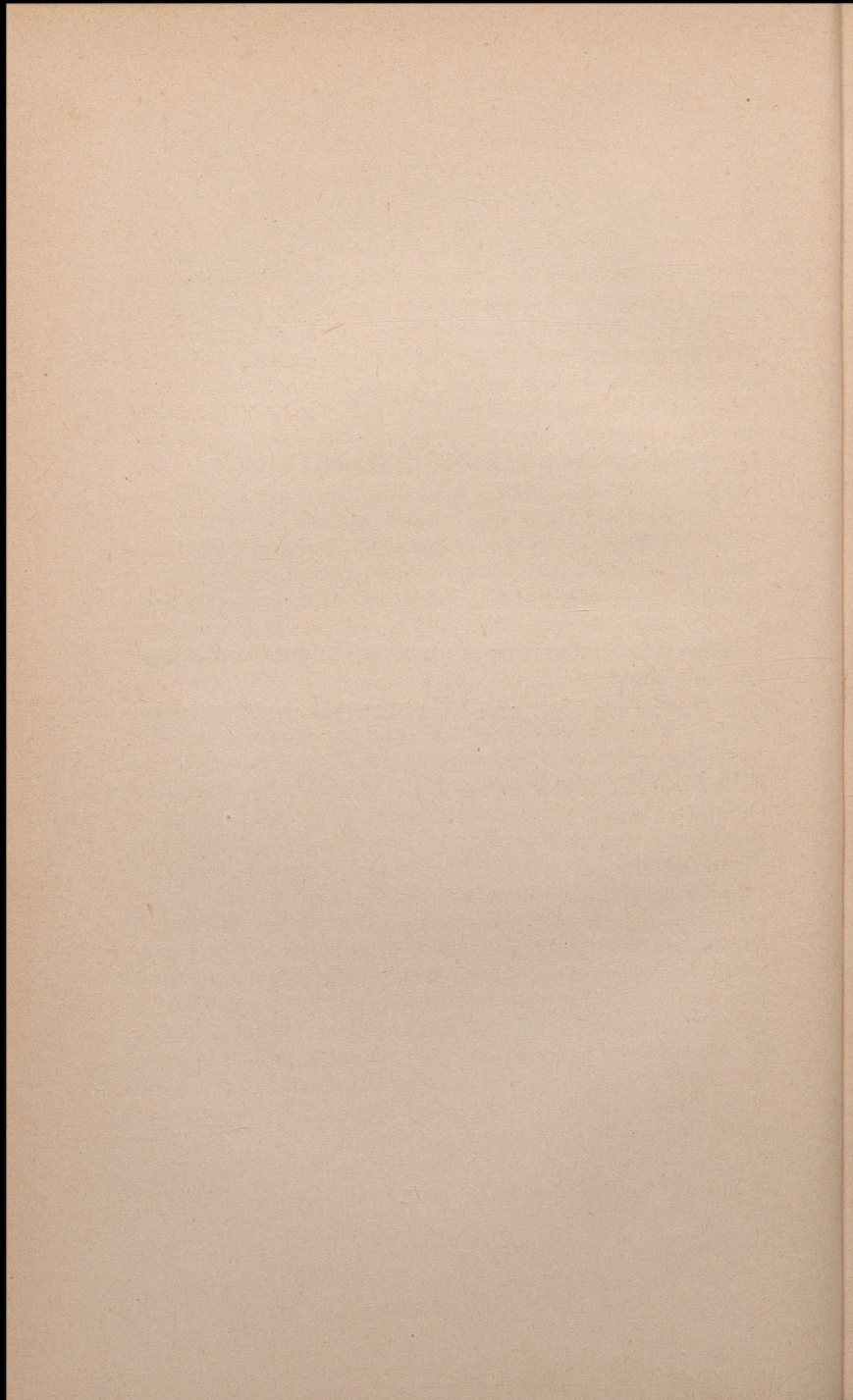
Diese Errungenschaften des deutschen Einigungswerkes zu schützen und die Lebensrechte eines von friedlichem Aufbauwillen und Schaffensdrang erfüllten 80-Millionen-Volkes zu wahren, ist die Aufgabe der Wehrmacht, ist „E h r e n d i e n s t a m d e u t s c h e n V o l k“. — Aber wie keine große Leistung in der Welt untergehen kann, sondern durch alle Zeiten hindurch als anspornendes und belebendes Element erhalten bleibt, so greifen auch die Wurzeln, aus denen die neue deutsche Wehrmacht ihre Kraft zieht, von der Gegenwart tief in die ruhmreiche Vergangenheit des alten Meeres zurück, und die Männer, die jetzt hier aufmarschieren werden, sollen dem jungen Geschlecht ein leuchtendes Vorbild sein, wie der feldgraue Soldat 1914/18 Ehrendienst am deutschen Volk leistete.

## Die Pflichten des deutschen Soldaten

2.

Die Ehre des Soldaten liegt im bedingungslosen Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens.





Der Geist von 1914 hat sprichwörtliche Bedeutung erlangt. Wer diese Augusttage mit ihrer geschlossenen Einsatzbereitschaft von Heer und Volk bewußt auf sich wirken ließ, glaubte niemals mehr etwas so Gewaltiges und Eindrucksvolles erleben zu können, wie diesen Ausmarsch des Heeres ins Feld. Und doch brachte der Krieg einen zweiten Ausmarsch des Feldheeres, der ungleich größer und erschütternder wirkte: das war der Marsch zur Durchbruchschlacht 1918 an der Westfront, zu jener Entscheidungsoffensive, von deren Ausgang das Schicksal des Krieges abhing.

Der Ausmarsch in den sonnenüberstrahlten Augusttagen 1914 war von einer Welle stürmischer Begeisterung getragen. Der kraftstrotzende Anblick der ins Feld ziehenden Regimenter, das Schmettern der Musik, der donnernde Widerhall des alten Kampfliedes, der „Wacht am Rhein“, das wie ein gewaltiger Schwur aus tausend Kehlen gen Himmel stieg, ließen in diesen Stunden den Gedanken gar nicht aufkommen, daß Heer und Volk vor einem Kampf auf Leben und Tod standen. Das Heer aber, das 44 Monate später zur Entscheidungschlacht des Krieges an die Front rückte, wußte, was ihm bevorstand. Es kannte den Krieg, es kannte Tod und Wunden, es kannte den Feind in seinen festungsartig ausgebauten Bastionen und die Schwere der gestellten Aufgabe. Kein Rausch der Begeisterung wischte die Furchen, die der Krieg in das Antlitz dieses Heeres gegraben hatte, hinweg, keine übermütige Siegesstimmung flog den Marschkolonnen voraus, aber Offizier und Mann beseelte eine ingrimmige Entschlossenheit, mit dieser letzten äußersten Kraftanstrengung einen ehrenvollen Frieden zu erkämpfen, einen Frieden, der der Heimat Licht, Luft und Leben geben sollte.

Der Marsch dieses schweigenden Heeres durch die regengepeitschten Nächte vom 18. bis zum 20. März 1918 war von einer mythischen Größe überschattet. Da rückten sie heran, die schlachterprobten Regimenter von Tannenberg



und Brzeziny, die Truppen, die Donau und Düna im feindlichen Feuer überquert, die in den Karpaten und in Masuren in sibirischer Kälte und meterhohen Schneewehen gefochten und in Italien und Rumänien Hochgebirgsfronten durchbrochen hatten. Zwischen vielem jungen Blut marschierten die Veteranen von der Marne und von Paris 1914, alt und hart gewordene Kriegsfreiwillige von Langemarck, die Männer vom Douaumont und von Fleury, vernarbte Somme- und Flandernkämpfer und die Tankbesieger von Cambrai. Und über ihnen und mit ihnen zog in den tief dahinjagenden Wolken das Geisterheer der Gefallenen, und es war, als ob es aus dem nachtschwarzen Himmel rauschte und raunte: Für uns, Kameraden! Für uns, die wir für ein freies, starkes Deutschland unser Herzblut hingegeben haben! —

Aus dem Geist dieses Heeres wurde der Kriegsfreiwillige von 1918 geboren, jener feldgraue Kämpfer, der allen kommenden Geschlechtern ein hehres Vorbild bewußten soldatischen Einsatzes bietet. Ja, diese Männer an der Front von 1918, die den Krieg in seiner ganzen Härte kennengelernt und ihn im Grunde ihres Herzens satt hatten, diese Männer, die im vierten Kriegsjahr sich nicht mehr aus himmelstürmender Begeisterung, sondern aus eisernem soldatischen Pflichtgefühl um die Fahne scharten, drängten sich in diesen Tagen freiwillig in die vorderste Linie.

Da war eine erst im Kriege aufgestellte Division, die wegen ihrer geringen Gefechtsstärke an der Durchbruchschlacht nicht teilnehmen sollte. Kaum war diese Nachricht der Truppe bekanntgeworden, als sich die Reviere und Krankensammelstellen leerten und zahlreiche Leichtverwundete und Kranke zur Truppe zurückkehrten, um die Reihen ihrer Regimenter aufzufüllen. Bei anderen Divisionen meldeten sich Landwerker, Bagagefahrer und Schreibstuben-Ordonnanzen zur Front, um den Angriff „bei der alten Kompanie mitzumachen“.

Der kriegsbeschädigte Uffz. Matthes vom Inf. Regt. 48, der wegen seiner schweren Verletzungen nur als Regimentschreiber beschäftigt werden konnte, stand wieder an der Spitze seines Stoßtrupps, andere Unteroffiziere und Feldwebel, die zur Führerreserve kommandiert waren, be-

stürmten ihre Kompanieführer, sie bei ihrer Gruppe und ihrem Zug zu lassen. Bei einem Grenadier-Regiment meldete sich ein überzähliger Arzt bei seinem Kommandeur, streifte seine Rote-Kreuz-Binde ab und bat, bei dem Mangel an Offizieren als gedienter Friedenssoldat als Zugführer eintreten zu dürfen. — Sptm. Walter Bloem, ein Mann von fünfzig Jahren, eilte aus dem Kriegspresseamt des Großen Hauptquartiers an die Front, um wieder wie vor Verdun seine brandenburgischen Grenadiere gegen den Feind zu führen. Er holte sich hierbei seine vierte Verwundung. — Lt. Fuhrmann vom Regiment „Bremen“ — 1914 mit 16 Jahren als Junker ins Heer eingetreten — war mit seinen beiden zerschossenen Schultern und mehreren gebrochenen Rippen nur versuchsweise garnisonverwendungsfähig geschrieben worden. Er hatte sich mit viel List zu seinem Feldregiment hinausgeschmuggelt und drang jetzt ungestüm in seinen Kommandeur, den Sturm nicht beim Stabe, sondern an der Spitze seiner Kompanie mitmachen zu dürfen. — Lt. Gerber vom Inf. Regt. 24 war trotz schwerer Grippe aus dem Lazarett ausgerissen und lag mit rasselnder Lunge hinter den Gewehren seines M.G.-Zuges. Am achten Tage der Schlacht raffte ihn eine tödliche Lungenentzündung hinweg. Bei dem gleichen Regiment weigerten sich sieben Offiziere und einige Dutzend Mannschaften trotz ernsterer Verwundungen die Truppe während der Durchbruchschlacht zu verlassen, und die Neuruppiner waren nicht die einzigen, die dieses von sich sagen konnten.

## Der einäugige Hauptmann

Unter diesen Kriegsfreiwilligen von 1918 nimmt Sptm. Seiler, Bataillons-Kommandeur im rheinischen Inf. Regt. 161 einen Ehrenplatz ein. „Bedingungsloser Einsatz“ beherrschte von Anfang bis Ende des Krieges das Denken und Handeln dieses vorbildlichen Offiziers, dessen Name schon 1914 in der Verlustliste unter den Gefallenen erschienen war.

Die ruhmvolle Kriegsfahrt des Sptm. Seiler begann dort, wo sie für andere zu Ende gewesen wäre: als Schwer-



kriegsbeschädigter. Schon 1914 bei der Feuertaufe schien sich das Soldatenschicksal des damaligen Oberleutnants erfüllen zu sollen. Das Res. Inf. Regt. 68, mit dem Oblt. Seiler als Kompanieführer ins Feld gerückt war, hatte in der Schlacht bei Longwy seinen ersten größeren Zusammenstoß mit dem Feind. Der Franzose befand sich bereits auf dem Rückzuge, als seine Reserven bei untergehender Sonne noch einmal zum Gegenangriff antraten. Die roten Hosen gaben zwischen den grünen Ginsterbüschen vorzügliche Ziele ab, und schon auf 200 m brach der Angriff in dem Feuer der rheinischen Reservisten zusammen. Gerade wollte Oblt. Seiler den Befehl zur Verfolgung des weichenden Gegners geben, da erhielt er, wie mit einem Schmiedehammer, einen Schlag gegen den Kopf. Noch hörte er, wie ein Unteroffizier neben ihm „scheußlich“ sagte, noch vernahm er wie durch einen Schleier den Befehl „Sprung — auf! Marsch! Marsch!“, dann verließ ihn das Bewußtsein. —

Das linke Auge war nicht zu retten. Es mußte herausgenommen werden. Im Lazarett seiner alten Garnisonstadt Trier grübelt der Verwundete darüber nach, wie er auf schnellstem Wege wieder zu seiner Kompanie zurückkehren kann. Von seinen Eltern trifft Nachricht ein, daß einer seiner Brüder im Felde gefallen, ein zweiter als Soldat in der Heimat gestorben sei, aber auch diese Trauerbotschaften können ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen. So stark hat ihn die Unruhe gepackt, daß er seinen Verwundeten-Urlaub in seiner Heimatstadt Wittstock kurzerhand abbricht, um in Trier die erste beste Gelegenheit zu benutzen, wieder zu seinem Feldregiment zu kommen.

Durch einen echten Zufall gelang es Oblt. Seiler, dem Lazarett zu entweichen, und freudig begrüßt traf er im Dezember 1914 wieder bei seinem Regiment an der Champagne-Front ein. Es sollte jedoch nur ein kurzes Zwischenpiel werden. Es war während der anhaltenden Kämpfe und in den verschlammten Stellungen für den noch nicht ausgeheilten Verwundeten einfach unmöglich, seine Augenhöhle sachgemäß zu behandeln. Eine gefährliche Entzündung und sofortiger Abtransport in die Heimat um die Jahreswende waren die Folge. Im Lazarett wurde eine sofortige neue Operation erforderlich.

So sah sich der inzwischen zum Hauptmann beförderte

Offizier wieder in der Heimat festgehalten. Alle Anträge beim Ersatz-Bataillon, ein Frontkommando zu erhalten, schlugen fehl. Er war als Ausbildungsoffizier unentbehrlich. Im Sommer 1915 aber konnte Sptm. Seiler bei einer günstigen Gelegenheit sich einem Offiziertransport zur Ostfront anschließen, an der er in den Reihen eines Kriegsregimentes vier Monate lang an den Vormarschkämpfen bis zur Bereisina teilnahm. Nach Einsetzen des Stellungskrieges traf den kriegsverletzten Offizier auch hier wieder der Befehl, einen Ausbildungskursus in der Etappe zu übernehmen. Nach wenigen Tagen aber hatte Sptm. Seiler mit der ihm eigenen Fähigkeit seine Versetzung zur Front wieder durchgesetzt. Er ging wieder nach dem Westen.

Jeder Soldat bewahrt seinem alten Stammtruppenteil eine besondere Anhänglichkeit, und diesmal hatte Sptm. Seiler das unerhoffte Glück, sehr bald nach seinem Eintreffen an der Westfront zu den 161ern aus Trier, seinem alten Friedensregiment, versetzt zu werden und hier das Bataillon zu übernehmen, in das er zwölf Jahre zuvor als Fahnenjunker eingetreten war.

Die Westfront stand im Zeichen von Verdun und der Sommeschlacht. Über kurz oder lang mußte jedes Regiment damit rechnen, in den Strudel dieser gewaltigen Schlachten gezogen zu werden. Die stillen Monate an der Aisnefront benutzte Sptm. Seiler daher, um sein Bataillon in jeder Hinsicht auf den bestehenden Großkampf vorzubereiten. Im Spätsommer 1916 ging es an die Somme.

Die rheinischen Regimenter waren nach der ruhigen Kampfzeit an der Aisne in glänzender Verfassung, als sie in den Brennpunkt dieser erbittertsten und blutigsten aller Abwehrschlachten rückten. Die langen Marschkolonnen dieser frischen, ausgeruhten und in zwei Kriegsjahren gestählten Regimenter, die trotz der allgemeinen Hochspannung der dröhnenden Front singend entgegenmarschierten, boten ein eindrucksvolles soldatisches Bild. Den erhehendsten und zugleich ergreifendsten Anblick aber gewährte der Stab des I./161. Da ritt an der Spitze seines Bataillons der einäugige Sptm. Seiler und neben ihm sein Adjutant Lt. Sievers, der ebenso wie sein Kommandeur schon als gefallen in der Verlustliste gestanden hatte und mit einem ausgeschossenen Auge und zertrümmertem Kiefer gleichfalls



das Abbild eines Schwerkriegsbeschädigten gab. Wahrlich, wenn ein Maler die Kraft hätte, künftigen Geschlechtern das Bild des Sommekämpfers von 1916 darzustellen, dann sollte er diesen Kommandeur und Adjutanten vor den Marschkolonnen ihres Bataillons als Sinnbild heroischen deutschen Soldatentums auf die Leinwand bannen.

Die 161er kamen bei dem heißumkämpften Combles von Anbeginn an schwer ins Gedränge. Ein mächtiger englischer Angriff konnte frontal zwar abgeschlagen werden, aber an beiden Flügeln des Regiments war dem Feind der Einbruch gelungen. So mußten die 161er in einer weitvorgeschobenen Balkonstellung nach drei Seiten Front machen. In dieser Lage erhielt das Reserve-Bataillon Seiler den Befehl, das stark mitgenommene III./161 abzulösen und etwa vorhandene Engländernester auszuräumen. — „Schwerer Auftrag für Sie, jetzt mitten in der Nacht, in unbekanntem Gelände“, sagte der Regimentskommandeur beim Abschied zu Sptm. Seiler. — Es war ein tolles Stück Arbeit, das Bataillon hart vor dem Feinde richtig anzusetzen, aber Sptm. Seiler verstand, auch diese äußerst verzwickte taktische Lage zu meistern.

Persönlich setzte er in stockdunkler Nacht die einzelnen Gruppen und Züge aus den Laufgräben heraus an und griff überall, wo es nottat, helfend, ratend und anspornend in dem unvermeidlichen nächtlichen Durcheinander ein. Kaum hatte das Bataillon das schwierige Manöver durchgeführt und mit der Front nach drei Seiten seine Stellung bezogen, als ein Schlag gegen die rechte Seite Sptm. Seiler in einen Granattrichter warf. An dem kurzen stoßweißen Atem merkte er sofort, daß der Schuß durch die Brust gegangen sein mußte. Seine Gefechtsordonnanzen schleppten ihn in einer Zeltbahn zum Gefechtsstand, wo er den ersten Verband erhielt. So leise der Arzt es auch aussprach, so konnte Sptm. Seiler doch noch die Worte vernehmen: „Er muß sofort weiter, sonst verblutet er sich, und in einer halben Stunde ist er tot.“ — Zum Glück trafen sehr bald die herbeigerufenen Krankenträger einer Sanitätskompanie ein, und erst im Schritt, dann im Trab schleppten die Braven keuchend und schweißstriefend die Bahre mit ihrer wunden Last durch die berstenden Einschlüge der Sperrfeuerzone bis

der Platz erreicht war, wo die Verwundeten verladen werden konnten.

Auch diese zweite schwere Verwundung hatte den inneren Schwung Sptm. Seilers nicht zu lähmen vermocht. Noch im Wundbett im Gamborner Lazarett flammte bereits wieder der Wille in ihm auf, schnellmöglichst zum Regiment zurückzukehren. „Ich hatte mir fest vorgenommen, drei Monate nach der Verwundung wieder beim Bataillon zu sein“, so lautet die damals niedergeschriebene Notiz in Seilers Tagebuch, „und ich hatte meinen Regimentskommandeur gebeten, mich auf alle Fälle binnen drei Monaten wieder anzufordern. Diese Anforderung war dringend nötig, wenn ich überhaupt damit rechnen sollte, wieder ins Feld zu kommen. Am 10. September war ich verwundet worden, und als man mir nicht glauben wollte, daß ich am 10. Dezember wieder draußen sein könnte, verschwor ich mich sogar, am 1. Dezember wieder zur Stelle zu sein.“ —

Tatsächlich traf Sptm. Seiler in den ersten Dezembertagen 1916 wieder bei seinem Regiment ein, das gerade in Schlamm und Moder seinen zweiten Einsatz in der Sommeschlacht beendete. Der Winter verging im Stellungskampf und mit dem Auffüllen der arg zusammengeschmolzenen Truppe, dann rief im Frühjahr 1917 die Osterschlacht von Arras die 161er wieder zum Großkampf, in dem das Bataillon Seiler eine Glanztat ersten Ranges vollbringen sollte.

Die Schlacht dauerte bereits zwei Wochen, und der Engländer holte gerade zu einem dritten Durchbruchversuch auf breiter Front aus, als in der letzten Aprilwoche 1917 das Bataillon Seiler unmittelbar vor dem wichtigen Stützpunkt Roeux an der Scarpe in Stellung rückte. Die Linienführung, die die 161er hier vorfanden, war denkbar ungünstig. Jede Tiefengliederung fehlte. Nicht einmal der Bataillons-Stoßtrupp, die Kampfreserve des Kommandeurs, konnte von der vordersten Linie etwas stärker abgesetzt werden. Während der Nacht ließ sich hier nach der Übernahme der Stellung nicht mehr viel machen, aber Sptm. Seiler war fest entschlossen, nach gründlicher persönlicher Orientierung bei Tageslicht, hier schleunigst Wandel zu schaffen.

Der Gegner sollte ihm jedoch zuvorkommen. Schweres Trommelfeuer kündigte am nächsten Morgen einen neuen



Durchbruchversuch der Engländer an. Es war der 23. April 1917, der einer der härtesten Kampftage der Arras-Schlacht werden sollte. Kaum war Sptm. Seiler mit den Offizieren und Mannschaften seines Stabes aus dem Stollen seines Gefechtsstandes herausgeklettert, als von vorn ein verwundeter Feldwebel mit der Meldung eintraf: „Herr Hauptmann, die Engländer sind schon im Dorf, das Bataillon ist überrannt. Ich habe mich noch durchschlagen können!“ —

Das war die erste und zunächst einzige Meldung, die der Kommandeur von seinen vier Kompanien erhielt. Die britische Feuerwalze, die schon über Roeux hinweg nach rückwärts abgewandert war, schien die Aussagen des Feldwebels zu bestätigen. Die fehlende Tiefengliederung, Sptm. Seilers Sorgenkind, hatte dem Feinde offenbar zu seinem schnellen Erfolg verholfen. Der K.T.K. Seiler befand sich in einer üblen Lage. Jeden Augenblick konnten die britischen Angriffswellen vor dem Gefechtsstand auftauchen. Eine Kampfreserve war nicht zur Hand, und als einziger noch intakter Verband lag etwa ein Kilometer rückwärts auf der Ballonhöhe eine Reservekompanie als Besatzung der 2. Stellung.

Sptm. Seilers Entschlüsse in dieser Lage waren schnell gefaßt. Zunächst einmal mußte der Feind hier am Gefechtsstand aufgehalten werden! Das war die Aufgabe des Grabenoffiziers mit Ordonnanzen, Meldern und Telephonisten. Zweitens mußte die Kompanie auf der Ballonhöhe, auf die sich jetzt die Wut des britischen Feuers konzentrierte, alarmiert und diese Stellung unter allen Umständen gehalten werden.

Zwischen dem Gefechtsstand und der Ballonhöhe liegt eine Wand von Feuer, Qualm und Gasdämpfen — die britische Feuerwalze. Aber was schert's! Mit seinem Adjutanten und einigen Meldern bricht der Hauptmann nach rückwärts durch, schlägt in der 2. Stellung Alarm, holt die Kompanie, die bis auf die Signalposten noch in ihren Deckungen steckte, aus den Unterschlüpfen heraus und läßt inmitten der tosenden Einschläge die Höhe besetzen.

Sptm. Seiler steht in dieser Stunde vor schweren Entscheidungen. Noch ist er nicht überzeugt, daß sein Bataillon vor Roeux dem Engländer das Spiel so leicht gemacht hat. Wenn sich aber noch Reste der Kampftruppe halten, so muß ihnen unbedingt Hilfe gebracht werden. Aber wie? Sptm.

Seiler kennt den Befehl, der den Einsatz der Sicherheitsbesatzung der 2. Stellung zum Gegenstoß verbietet, und der Kampferfahrene Kommandeur sagt es sich auch selbst: „Wenn der Gegenstoß fehlschlägt, diese letzte verfügbare Reserve zerschlagen wird und die 2. Stellung dann leersteht, so ist das Unheil nicht abzusehen.“

Da steigt jenseits des Dorfes langsam und majestätisch eine weiße Leuchtkugel gen Himmel. Das ist ein *Notruf*, das ist das Zeichen, daß sich in vorderster Linie noch Reste des Bataillons halten. Seilers Tagebuch beschreibt anschaulich diese erregenden Augenblicke: „Tausendmal hatte ich im Unterricht gesagt und wir hatten es geübt: ‚Jede Gruppe verteidigt sich nach allen Seiten!‘ Immer wieder hatte ich betont: ‚Haltet euch, und wenn der Gegner längst an euch vorbeigestoßen ist. Schießt eine weiße Leuchtkugel ab, dann sehe ich, da sind noch Leute, die sich tapfer wehren. Du mußt sie retten. Ihr könnt euch darauf verlassen, wenn ich noch einen einzigen Kerl habe, dann komme ich zum Gegenstoß!‘“

Und jetzt steht Sptm. Seilers Entschluß fest: „Vorwärts, nach Roey hinein!“ — An der Spitze der Kompanie bricht der Kommandeur zum zweitenmal durch die Sperrfeuerzone hindurch. Es ist ein heißes Rennen, aber unter erträglichen Verlusten wird das Dorf erreicht. Hier in Roey flärt sich für Sptm. Seiler das Gefechtsbild schnell. Es ist ganz anders als die Tatarennachricht des Verwundeten es gezeichnet hatte. Das Bataillon ist keineswegs überrannt. Hier wird gekämpft und um jeden Fußbreit Boden zähe und hart gerungen. Gewiß, die 1. Kompanie ist hin, auch die 3. Kompanie ist schwer mitgenommen, aber im Schlosspark von Roey hält die 2./161, die nach dem Tode ihres Führers der Fw.Lt. Buch geschickt und entschlossen leitet, allen Angriffen stand. Am rechten Flügel steht noch unerschüttert die 4. Kompanie unter dem Draufgänger Lt. Bodenstedt. Und außerdem ist hier zwischen den Dorftrümmern noch eine ganze Menge Kriegsvolk beisammen, das ansehnliche Verstärkungen abgibt. —

Sptm. Seiler ist jetzt ganz in seinem Element. Mit eifriger Ruhe trifft er seine Maßnahmen. Dem erprobten Batls.-Tambour befiehlt er: „Kessel, Sie gehen durchs Dorf und sammeln alles ein, was Sie finden: Minenwerfer, Essenträger,



Störungstrupps und Erdklopper und bringen das ganze Kriegsvolk hierher!" — Dann zu seinem Adjutanten gewandt: „Lt. Schlupfkoten, Sie sorgen für Bewaffnung des eintreffenden Heerhaufens. Ihr Bursche geht Gewehre suchen. Ich muß eine neue Reserve haben, mit der ich arbeiten kann.“ —

Die Reserve-Kompanie von der Ballonhöhe hat inzwischen gerade im rechten Augenblick im Abschnitt der zerschlagenen 1./16. eingegriffen. Auch hier an der wundesten Stelle ist zunächst die ärgste Gefahr gebannt. Jetzt steigt der Hauptmann über eingestürzte Treppen auf den Dachboden eines zerschossenen Hauses, einige Ziegel werden herausgebrochen, und dann bietet sich dem Kommandeur ein glänzender Überblick über das ganze Schlachtfeld. Keine hundert Meter vor sich sieht er in den Granattrichtern die Schützenlinien der Tommies liegen und dicht hinter ihnen einen Tank. Bei dem Anblick einer dieser Kriegsmaschinen, dem seine 1. Kompanie mit dem Batls.-Stoßtrupp zum Opfer gefallen ist, wird Sptm. Seiler warm. „Schützen auf den Dachboden herauf!“ befiehlt er, und dann seelenruhig zu seinem Burschen gewandt: „Matthias, gib mir mal die S.m.K.-Patronen aus dem Tornister.“ — Und jetzt tritt inmitten der Materialschlacht das alte treue Gewehr 98, das nie versagende, wieder in seine Rechte. Schuß auf Schuß gibt die Besatzung des Dachbodens auf den Tank ab. Er bietet bei der nahen Entfernung ein hervorragendes Ziel. Schon die ersten Treffer in die Schießscharten bringen Unruhe in die Tankbesatzung. Die S.m.K.-Patronen, die mit ihrem verstärkten Stahlmantel den Panzerschutz durchschlagen, sind ihr höllisch unangenehm. Aufgeregt feuert die Bedienung aus allen Rohren, aber sie hat ihren Gegner nicht erkannt, sie sucht ihn zwischen den Dorftrümmern. Und dann Freudrufe aus dem Dachboden: „Der Tank ergreift die Flucht!“

Jetzt kommt die britische Infanterie in den Trichtern an die Reihe. Jeder Einschlag ist auf die nahe Entfernung zu beobachten. Anfangs feuert Sptm. Seiler mit, dann geht er von einem Schützen zum anderen und ermahnt sie: „Saltepunkt eine Sandbreite unters Ziel, langsam durchkrümmen, Auge auf, Finger lang, Abkommen melden!“ — Es ist das reinste Schulschießen, nur mit dem Unterschied, daß drüben keine Holszscheiben als Ziel liegen. Es sind keine zwei Grup-

pen auf dem Dachboden, aber dieses langsame, gezielte Feuer räumt schlimmer in den englischen Linien auf, als aufgeregtes Schnellfeuer einer starken Besatzung. Die Tommies ducken sich wie die Kaninchen in ihre Trichter, rollen sich zusammen, ziehen ihre Beine an ... Vergeblich ... auch sie haben ebensowenig wie die Tankbesatzung die deutschen Dachschützen erkannt, vor denen es auf die 100—150 m Entfernung keine Deckung in den Granatlöchern gibt.

Schließlich bricht bei den sich häufenden Verlusten die Widerstandskraft des Gegners zusammen. Erst bröckelt es an einzelnen Stellen ab, und schließlich flüchtet alles, was noch die Beine regen kann in langen Sprüngen zurück. Noch zu guter Letzt hat eine britische M.G.-Bedienung den gefährlichen Gegner erkannt. Ziegel splintern unter der Geschossgarbe auseinander. Neben Sptm. Seiler sackt ein blutjunger Pionier mit tödlichem Kopfschuß zusammen, ein Sergeant stürzt gerade bei der Schußabgabe mit einem Brustschuß rittlings zurück. Aber wer hat in solchen Augenblicken Zeit, sich um Verluste zu kümmern. Die kleine Kampfgruppe Seiler hat hier im Zentrum der Bataillonsstellung einen schönen Sieg errungen. Weit hinten im Westen sieht man die zerschlagenen Reste der britischen Infanterie sich sammeln.

Unter einem solchen Kommandeur gibt jeder Mann sein Bestes her. Vor allem die 2./161 unter Fw.Lt. Buch kämpft hier im Schlosspark den schönsten Kampf ihrer Geschichte. Wer soll die Einzeltaten dieser feldgrauen Männer aufzählen? Auf 30 Mann ist die Kompanie zusammengesmolzen, aber ein einziger genügt, die bedrohte linke Flanke zu decken. Auf einsamem Posten hält hier der Landsturmmann Stelzer mit Gewehr und Handgranate die vordringenden Briten in Schach. Der Richtschütze Scheer schießt in einem wilden Duell die gesamte Bedienung eines britischen M.G. zusammen. Mehrmals branden die Sturmwellen der Briten bis an die Brustwehren heran, aber diese letzten 30 Mann um Fw.Lt. Buch stehen eisern. Der zerfetzte Schlosspark bleibt fest in ihrer Hand. Der Dank des Kommandeurs an den tapferen Kompanieführer ist kurz und soldatisch: „Die Truppe, mein lieber Buch, ist immer wie der Führer!“ —

Am Abend dieses 23. April 1917 war im Abschnitt des



Batls. Seiler jede Gefahr gebannt. Beträchtliche Einbrüche in die deutschen Linien hatte dieser Großkampftag gebracht, aber der Stützpunkt Roeux blieb als Pfahl im Fleisch der britischen Front stecken und verhinderte eine Ausnutzung der erstrittenen Erfolge.

Nabezu 75 % seiner Gefechtskraft hatte das Bataillon Seiler in diesem Abwehrkampf eingebüßt, aber es hatte sich nicht aus dem Stand werfen lassen. Die Verteidigung von Roeux ist ein Schulbeispiel, was eine kleine Truppe, die schließlich auf 150 Gewehre zusammengeschmolzen war, unter einer starken Führerpersönlichkeit in der Abwehrschlacht auszurichten vermag und welche weitgehenden Folgen ihr harter Widerstand für den ganzen Frontabschnitt nach sich zieht. Wie hoch die Führung die Leistung des Bataillons bewertete, kennzeichnet die Anerkennung des Brigadekommandeurs, dessen Tagesbefehl mit den Worten schloß: „... Ich senke meinen Degen vor den heldenmütigen Verteidigern von Roeux.“ —

Eine der denkwürdigsten Episoden aus dem Fronterleben des Sptm. Seiler fiel mit der Jahreswende 1917/18 zusammen. Die rheinischen Regimenter der 185. Division mußten trotz ihres völlig abgekämpften Zustandes im Anschluß an die Tankeschlacht von Cambrai noch zu einem Großunternehmen antreten, um den Engländern im Gebiet der alten deutschen Siegfriedstellung eine beherrschende Höhenlinie zu entreißen. Von dem Inf. Regt. 161 wurden für den Sturmangriff das I. Bataillon unter Sptm. Seiler und das II. Bataillon bestimmt.

Es war ein seltsam fesselndes Bild, als die Sturmtruppen, in Schneehemden gehüllt, wie ein Geisterzug über das verschneite Schlachtfeld mit seinen eisüberkrusteten Tankgerippen in Stellung rückten. Während der Feuervorbereitung verlebte Sptm. Seiler auf seinem Gefechtsstand qualvolle Minuten. Deutlich sah er in der Sturmausgangsstellung seiner Kompanien die schwarzen Rauchfahnen eigener schwerer Minen hochsteigen. Dann verhüllte im Augenblick des Angriffs der über dem Gefechtsfeld lagernde Qualm jede weitere Sicht. Schnell aber werden alle Zweifel behoben, als über den englischen Linien sieghaft die Signalraketen aufsteigen und melden: „Es ist geschafft!“ — Die tapferen Kompanien haben in diesen kritischen Minuten des Beschusses

durch eigene Minen das einzig mögliche getan: Sie sind nach vorn durchgebrannt!

Tief atmet Sptm. Seiler auf. Alle Sorgen und Befürchtungen um seine brave Truppe sind zerstoben. Sie hat auch diese schwere Gefechtsaufgabe wieder vorbildlich gelöst. Jetzt aber hält den Hauptmann nichts mehr in seinem Gefechtsstand. Sein Bataillon hat zwar die befohlenen Angriffsziele erreicht, aber unmittelbar neben dem rechten Flügel wird noch heftig gekämpft. Offenbar ist das II./161, dessen Angriffstreifen hier angrenzt, noch nicht so weit vorgekommen.

Auf diesen Punkt geht Sptm. Seiler zunächst zu. Sein Blick hat ihn nicht getäuscht. Hier ist noch ein starkes feindliches Widerstandsnest, das unbedingt beseitigt werden muß. In vorderster Linie trifft der Hauptmann einen Feldwebel und einen Stoßtrupp vom Jäger-Sturm-Bataillon. „Was gibt's hier?“ — „Hier ist noch ein Engländernest im Graben, Herr Hauptmann, das wollen wir ausnehmen.“ —

Eigentlich wollte der Hauptmann schnellstens die eroberten Gräben in seinem Gefechtsabschnitt abgehen, um überall nach dem Rechten zu sehen, denn diese Sache hier griff schon in den Abschnitt seines Nachbarn, des II./161, über. Aber es fesselte ihn doch, zuzusehen, wie der Stoßtrupp vom Sturm-Bataillon das Nest ausheben würde, und außerdem war die Sicherung seiner rechten Flanke wichtig genug, um ihn zum Bleiben zu veranlassen.

Vorsichtig wird ein leichtes M.G. in einem Trichter neben dem Graben in Stellung gebracht und von zwei Schützen schußfertig gemacht. Auf 20 Schritt Entfernung hat es mit Dauerfeuer den Gegner niederzuhalten, während der Stoßtrupp im gleichen Augenblick über den Engländer herfallen soll. Die sich nun abspielenden Ereignisse stellt das Tagebuch des Sptm. Seiler äußerst anschaulich dar. Es heißt hier:

„Der Feldwebel, der einen sehr ruhigen und sicheren Eindruck macht, steht mit dem Rücken an die Schulterwehr gelehnt und pfeift. Knack, sagt das Gewehr. Ladehemmung! Kein Mensch rührt sich. Alles wartet. Das Gewehr wird wieder in Ordnung gebracht, wieder ein Pfiff des Feldwebels, bauz! Ein Schuß fällt. Wieder Ladehemmung.



„Na“, sage ich, mit dem Gewehr können Sie in die Ausstellung gehen. Das wird ja nichts.“

Noch einmal wird es versucht, wieder nichts. Es ist eben zu kalt, das Gewehr arbeitet nicht mehr. Nun versucht der Feldwebel die Leute anders herauszubringen. Sandgranatensalve und dann los. Aber man ist zäh geworden, die Sache mit dem Gewehr hat verschlupft.

Ich schaue bei diesen vergeblichen Bemühungen vorwärtszukommen, zu, ohne etwas zu sagen, aber mein Blut gerät in Wallung. Ich möchte ein Gewehr nehmen, herausklettern und vorstürzen, aber mein militärisches Gewissen verbietet mir das. Ich befinde mich hier in einem fremden Abschnitt, und mein Bataillon braucht mich. Schließlich bin ich ja Bataillonskommandeur und nicht Gruppenführer.

Aber nun einfach hier wieder weggehen? Unmöglich! Wie sollen denn die Mannschaften mit Begeisterung stürmen, wenn ein anwesender Offizier im Graben stehen bleibt, und der Feldwebel hatte sich auch noch nicht gerührt.

Langsam ziehe ich meine Handschuhe aus. „Da, mein Sohn!“ sage ich zu einem verschüchterten kleinen Kerl. „Nimm meine Handschuhe und meinen Stock und gib mir dafür dein Gewehr. Du kannst im Graben bleiben. Paß mir aber gut auf die Handschuhe auf, ich muß sie nachher wiederhaben, kostbare Ware jetzt!“ —

Der kleine Rekrut nimmt sichtlich erleichtert die Handschuhe des Hauptmanns in Empfang, reicht ihm sein Gewehr, und dann jagt ein Ereignis das andere. Ohne einen weiteren Befehl zu geben — denn der beste Befehl ist hier das Beispiel — packt Sptm. Seiler sein Gewehr fest, klettert über die Grabenböschung, brüllt Hurra, stürzt vor, feuert ein, zwei Nahschüsse zwischen die britische Besatzung, und jetzt gibt es kein Halten mehr. Ein Hundsfott, wer einen solchen Führer allein stürmen läßt. Wie die Teufel sind die Mannschaften vom Sturmbataillon aus dem Graben herausgeklettert. Der Richtschütze des M.G. hat seine unbrauchbare Waffe wütend in den Graben geschleudert und sich ein Gewehr gegriffen, alles springt vor, brüllt Hurra, schießt laufend, stehend und knieend in allen Anschlagsarten, und keinem Mann kommt überhaupt der Gedanke, Deckung zu nehmen.

Im Sandumdrehen ist der englische Widerstand gebrochen. Von Schulterwehr zu Schulterwehr geht die wilde Verfolgung hinter dem weichenden und sich immer wieder zäh festsetzenden Gegner her. Aber der Brite erhält Zuzug, sein Widerstand versteift sich, und die Kampfgruppe Seiler schmilzt rapide zusammen. Treffer verursachen Verluste, Seitengräben müssen abgeriegelt werden, und schließlich hat der Kommandeur nur noch sieben Mann um sich.

Längst schon hat Sptm. Seiler erkannt, daß es sich hier nicht um ein vereinzeltcs Widerstandsncst handelt, sondern daß er mit seinem Stoßtrupp in die feindliche Hauptstellung eingedrungen ist, die hier das Angriffsziel des II. Bataillons bildet. Aber der Angriff dieses Bataillons ist — das stellt Sptm. Seiler aus dem von rechts rückwärts herüberschlagenden britischen Feuer fest — bereits in seinen Anfängen steckengeblieben.

Der Hauptmann ist entschlossen, ganze Arbeit zu leisten. Dem II. Bataillon muß von r ü c k w ä r t s her der Weg in die feindliche Stellung geöffnet werden. Aber hierzu braucht der schwache Sturmtrupp Verstärkungen. Ohne sich durch formelle Bedenken abhalten zu lassen, befiehlt Sptm. Seiler die noch nicht eingesetzte Reserve-Kompanie des II./161, an deren Standort er auf dem Wege nach vorn vorbeigekommen war, heran. Die Kompanie trifft im rechten Augenblick ein, und mit dieser Verstärkung von 50 Gewehren geht es nun trotz erbitterten Widerstandes vorwärts bis zu jener markanten Kreuzung der britischen Gräben mit der alten deutschen Siegfriedstellung, die die Regiments-Gefechts-grenze der 161er darstellt. Hier befiehlt Sptm. Seiler Halt. Das Ziel ist erreicht. —

Der Erfolg dieses kühnen Sandstreiches war in die Augen springend. In Bataillonsbreite hatte der Stoßtrupp Seiler die Stellung der britischen Besatzung, die sich vor dem II./161 noch standhaft hielt, von rückwärts her aus den Angeln gehoben. Das II./161, dessen Angriff durch Volltreffer eigener schwerer Minen gleich zu Beginn ins Stocken geraten war, hatte Luft bekommen und stieß nach. Fluchtartig räumte der Brite seine letzten Stützpunkte.

Eine Kette ungewöhnlicher Maßnahmen hatte diesen glücklichen Ausgang gewährleistet: Ein Bataillonskommandeur überläßt seine eigene Truppe, die im ersten Anlauf ihr An-



griffsziel erreicht hat, eine Zeitlang sich selbst. Er setzt sich in kritischer Lage persönlich an die Spitze eines Stoßtrupps, überrennt einen starken feindlichen Stützpunkt, rollt in fremdem Gefechtsabschnitt eine feindliche Hauptstellung auf und nimmt — da jede Verständigung im Augenblick unmöglich ist — sogar auf seine Kappe, in die Befehlsgewalt des anderen Bataillons einzugreifen und dessen Reserve zur Besiegelung des Erfolges am entscheidenden Punkt in den Kampf zu werfen.

So wie ein Sptm. Haupt bei dem Sturm auf den Douaumont alle Hemmungen vor der notwendigerweise pedantischen Befehlsabgrenzung abstreifte und damit den Auftakt für eine der glänzendsten Waffentaten des Weltkrieges gab, so handelte hier bei dem Sturm auf La Vacquerie Sptm. Seiler nach dem uralten soldatischen Wahlspruch: Eine ungewöhnliche Lage erfordert ungewöhnliche Maßnahmen. Jeder Soldat aber wird ermessen können, welche Last von Verantwortung in solchen Augenblicken auf den Schultern eines entschlußfreudigen Führers liegt. —

Auf manche schöne Waffentat konnte Sptm. Seiler schon zurückblicken, aber den eindrucksvollsten Sieg ersocht er in den Wintermonaten 1918 — es war ein Sieg gegen sich selbst, gegen die immer empfindlicher zutage tretenden Schwächen seines wunden Körpers. In den verschimmelten, zugigen und qualmverhangenen Stollen, in denen die Truppe in dem nun folgendenstellungsabschnitt wochenlang mit nur kurzen Unterbrechungen aushalten mußte, hatte sich der körperliche Zustand Sptm. Seilers bedenklich verschlechtert. Der Hauptmann wußte, er brauchte oben nur ein Wort zu sagen, und er bekam ein Rekrutendepot oder einen anderen selbständigen Posten als Ausbildungsoffizier, denn Offiziere mit seiner Kriegserfahrung waren 1918 selten geworden. Aber stets scheuchte er die Gedanken, sich von seiner Truppe fortzumelden, zurück, und doch kamen sie bei der anhaltenden Verschlechterung seines Zustandes stets wieder. „... Kann ich denn mein Bataillon verlassen? Ich weiß, wenn ich nur 8 Tage fort bin, dann bekomme ich ein solches Heimweh, daß ich es noch viel weniger aushalten kann“, so heißt es in dem Kriegstagebuch Seilers.

Aber es ging so nicht weiter. „Einen Eispanzer ums

„Gern“, stand eines Tages Sptm. Seiler vor seinem Regimentskommandeur. „Ich muß Herrn Oberstleutnant melden, daß es mir nicht möglich ist, das Leben in dieser Stellung hier weiterzuführen. Herr Oberstleutnant wissen, daß ich immer alles darangesetzt habe, so schnell als möglich zur Truppe zurückzukommen. Jetzt aber geht es nicht mehr. Ich ruiniere mir in den Stollen beim flackernden Kerzenlicht und den qualmenden Öfen mein letztes Auge vollständig. Ich muß es jetzt schon immer wegen des chronischen Bindehautkatarakts täglich massieren und einreiben. Ich muß mit der Zinkflasche herumziehen und ständig meine entzündete leere Augenhöhle reinigen. So geht das nicht mehr weiter. Ich bin gezwungen, mich fortzumelden und eine andere Dienststelle anzunehmen.“

Der Regimentskommandeur weiß, was er an diesem Hauptmann verliert. Er kann ihm nur stumm die Hand drücken. Dann kommt das schwerste für Sptm. Seiler, sein Bataillon, vor allem seine alten Mitkämpfer, die Kompanieführer, seinen Adjutanten und die anderen Betreuen seines Stabes auf den Abschied vorzubereiten. Sie sind alle aufs äußerste betroffen und niedergeschlagen. Der Adjutant, Lt. Schlupfoten, den bald darauf vor Arras noch ein Granatsplitter dahinraffen sollte, konnte kein Wort herausbringen. Er sah seinen Hauptmann nur mit großen erschreckten Augen an.

In diesem Augenblick summt der Fernsprecher. Der Regimentskommandeur meldete sich am Apparat, verlangte Sptm. Seiler. „Ich habe Ihnen eine frohe Nachricht mitzuteilen. Sie haben den *Pour le mérite* bekommen!“ — Der Hauptmann glaubte, sich verhört zu haben, aber der Regimentskommandeur wiederholte: „Verstehen Sie, den *Pour le mérite* haben Sie bekommen. Ich gratuliere und freue mich sehr. Es ist einer der schönsten Augenblicke in meinem Leben, Ihnen das hier sagen zu können. Nochmals herzlichen Glückwunsch.“ —

„Ich war ganz benommen“, schrieb Sptm. Seiler damals nieder. „Was nun?“ ging es mir durch den Kopf. „Nun mußt du bleiben. Mit dem *Pour le mérite* kannst du das Bataillon nicht verlassen. Jetzt heißt es bis zum Ende des Krieges oder bis zur völligen Verkrüppelung auszuharren, sei es wo es sei, in Sümpfen oder Stollen, in Betonklötzen



oder Trichtern, im Angriff oder Abwehr. Jetzt formelden und gehen, das wäre ein unauslöschlicher Makel gewesen, den ich nie tragen könnte. Mein Schicksal mußte sich erfüllen." —

So sah die „Große Schlacht in Frankreich“, in die das Inf. Regt. 161 Ende März vor Arras eingesetzt wurde, Sptm. Seiler wie bisher an der Spitze seines I. Bataillons, als ihn in der ersten Aprilwoche eine Schrapnell-Ladung faßte. Es war der fünfte Schuß, den Sptm. Seiler im Verlauf des Feldzuges erhielt, und so harmlos der kleine runde Einschuß im Oberschenkel sich auch zuerst ausnahm, so tödtlich sollte sich im Verlauf der Behandlung diese Wunde erweisen. Eine Operation folgte der anderen, und schließlich war aus dem kleinen Einschußloch eine 30 Zentimeter lange bis auf den Knochen eiternde Wunde geworden. Da die beiden Kugelhälften noch nicht entfernt waren, bestand der Hauptmann auf einer neuen Operation. Der Arzt wollte an einen neuen Eingriff nicht so recht heran und riet dem Verwundeten, sich erst zu erholen, aber der Hauptmann bestand darauf: „Die Kugeln müssen heraus. Ich will so bald wie möglich wieder an die Front!“ —

Monate zogen ins Land, Monate, in denen der Krieg ein härteres Gepräge denn je annahm. Und während draußen die Front in den Sommerschlachten 1918 sich verzweifelt dem Massenansturm der feindlichen Armeen entgegenstemmt, kämpft hier in der Heimat der zerschossene Hauptmann — allen körperlichen Gebrechen zum Trotz — mit unerbittlicher Energie um seine Wiedergenesung, seine Felddienstfähigkeit.

Nach mühsamen Gehversuchen fühlt sich Sptm. Seiler im Spätsommer soweit wiederhergestellt, daß er glaubt, wieder ins Feld rücken zu können. Es gelingt ihm auch, hinauszukommen, aber sein wahrer Zustand ist doch noch derart, daß das Generalkommando ihn bis auf weiteres mit der Führung des Rekrutendepots betraut. Der bald darauf eintretende Zusammenbruch der Heimat und Waffenstillstand verhinderten, daß der Hauptmann noch einmal sein in den Sommer- und Herbstschlachten zerriebenes Bataillon gegen den Feind führen konnte. Durch das Inferno der Etappenrevolte in Belgien brachte der Kommandeur sein Rekrutenbataillon in eiserner Mannszucht in die Heimat zurück. — Der Tod hatte das ihm oft angebotene soldatische Opfer

nicht angenommen. Er war an Sptm. Seiler vorbeigegangen ...

Die Kriegsfahrt und die Taten dieses Hauptmanns sind hier aus einem zwingenden Grunde so eingehend behandelt worden. Nur schwer läßt sich in Worte fassen, was Heer und Volk dem „Hauptmann“ im Großen Kriege zu verdanken hatte. Es ist der Satz geprägt worden: „Der Weltkrieg war ein Krieg der Hauptleute.“ — Wenn auch dieser Ausspruch nicht wörtlich genommen zu werden braucht, so steckt in ihm doch ein wahrer Kern — wenigstens soweit es sich um den westlichen Kriegsschauplatz handelt. Der Hauptmann, der sein Bataillon vor dem Feinde führte — der Kampftruppen-Kommandeur, der K.T.K., wie er im Sprachgebrauch der Front hieß — war Führer und Kämpfer in einer Person. Er trug in allererster Linie für den seiner Truppe anvertrauten Kampfabschnitt die Verantwortung, er war aber zugleich den zersetzenden Einflüssen der Materialschlachten in einem Maße ausgesetzt, wie keine andere Befehlsstelle vom Regimentskommandeur aufwärts. Er griff im Verlauf der Infanterieschlacht überall dort ein, wo es hart auf hart ging. Die Gefechtsstände der K.T.K. wurden in den Abwehrschlachten zu Wellenbrechern der feindlichen Sturmflut, sie wurden zu kleinen Forts, in denen sich um den Kommandeur alles zusammenballte, was noch eine Waffe führen konnte. Und wer wollte all die Fälle aufzählen, wo beim Angriff der Kommandeur, „der Hauptmann“, in kritischen Augenblicken persönlich eingriff und mit der Waffe in der Hand sein Bataillon zum Siege führte?

Alle diese Offiziere standen in der Blüte ihrer Manneskraft zwischen 30 und 40 Jahren. Sie waren in 15—20jähriger Friedensdienstzeit herangereift und hatten in mehrjähriger Frontzeit einen unerschöpflichen Schatz an Kriegserfahrung gesammelt. Sie waren die gegebenen Erzieher der Truppe und ihrer jungen Kompanieführer und Zugführer. Der „Kriegsoffizier“ hat seine Probe vor dem Feinde glänzend bestanden. Die prachtvollen Soldatengestalten eines Hans Markmann, Ernst Jünger, Ritter von Salt und Neckermann bildeten keine Einzelerrscheinung. Aber wer von den Zehntausenden junger Kriegsoffiziere, wer von den im Kriege erst herangewachsenen Unteroffizieren wird nicht freimütig bekennen, daß er vieles, unendlich



vieles an soldatischer Erziehung und kriegsmäßiger Schulung der unmittelbaren Einwirkung „seines Hauptmanns“ verdankt!

Sie waren alle vom gleichen Schlage, diese Hauptleute, die 1914 an der Spitze ihrer Kompanie und Batterie ausgerückt waren und 1918 immer noch ihr Bataillon gegen den Feind führten, wenn auch das Kriegserleben jedes Einzelnen sein ureigenes Gepräge hatte. Neben dem kugelfesten Soldaten von den 184ern, der vier Jahre Westfront mit einem einzigen leichten Streifschuß überstand, taucht der Gardegrenadier v. Alt-Stutterheim von den „Alexandern“ auf, den achtmal feindliche Geschosse zu Boden warfen. Neben Sptm. Busch vom westfälischen Regiment „Falkenstein“, der den ganzen Feldzug an der Abwehrfront zwischen La Bassée und Verdun durchfocht, steht ein Kommele, dem mit dem Alpenkorps kaum ein Kriegsschauplatz unbekannt blieb. Hier taucht die markante Gestalt eines Soldaten von den Schleswiger 84ern auf, der sich mit dem Gewehr in der Faust den britischen Tankgeschwadern vor Cambrai entgegenwirft und dabei fällt, dort sieht man die sehnige Gestalt des Garde-Artilleristen v. Lancelle in einem wahren Todesritt vor seiner Batterie über das Schlachtfeld brausen. Zwischen ihnen taucht das steinerne Antlitz des Tiroler Kaiserjäger-Hauptmanns Anton Pfordtner an der Front in Eis und Schnee, und Sptm. Ontl vom salzburgischen Inf.Regt. 59 „Kainer“ auf, der seinen kranken und wunden Körper unerbittlich immer wieder in das harte Frontleben hineinzwang. Hier steht Sptm. Caspari — schwer krank und von Fieberschauern geschüttelt — mit seinen Ganseaten vom Regiment „Bremen“ in der Sommeschlacht und behält trotz alledem die Zügel fest in der Hand, bis ihn ein Schuß schwer verwundet zu Boden streckt, dort läßt sich in der Frühjahrsoffensive 1918 Sptm. Haupt von den 24ern lieber von seinen Musketieren vorwärts tragen, als daß er mit seinem Schuß ein Lazarett aufsucht.

Dieses Geschlecht von Hauptleuten und Oberleutnants, die 1917/18 gleichfalls zu Bataillonsführern heraufrückten, stellte die Träger des Kampfes und bildete die Stützpfiler der Front. Straffe langjährige Friedenserziehung, völlige Beherrschung des Waffenhandwerks und urwüchsiger Front-

geist vereinigten sich in ihnen zu höchster soldatischer Leistung. In diesen Männern hat das deutsche Soldatentum des Weltkrieges seine schärfste Prägung gefunden.

## Opfergang vor Amiens

Wie Offiziere dieses Schlages als „Pfeiler der Front“ feststanden, als alles um sie wankte, bewies Oblt. Spengler, der heute noch im Gedächtnis der ehemaligen 97er aus Mörchingen als einer ihrer Besten fortlebt, am 8. August 1918, dem „schwarzen Tag“ des deutschen Heeres.

Auch diesem Offizier schien das Schicksal — wie Sptm. Seiler — nur ein kurzes Fronterleben zugebracht zu haben. Bereits im Oktober 1914 wurde Lt. Spengler im Nahkampf ein Auge ausgeschossen, und nach langer Lazarettzeit erfolgte sein Kommando als Ausbildungsoffizier zur Unteroffizierschule Potsdam. Aber auch diesen Soldaten hielt es nicht in der Heimat. Anfang 1916 steht er bereits wieder in den Reihen seines alten Regiments an der Front in Kurland. Auch eine zweite ernstere Verwundung, die sich der inzwischen zum Oberleutnant beförderte Offizier in den erbitterten Kämpfen der Brussilow-Offensive ein halbes Jahr später holte, sieht ihn nur zur notwendigsten Ausheilung in Deutschland, und bereits im Herbst 1916 tritt Oblt. Spengler seinen dritten Ausmarsch zur Front an, der er von jetzt an ununterbrochen bis zu dem Tage angehörte, an dem sich sein Soldatenschicksal erfüllen sollte. —

Das Inf. Regt. 97 hatte bereits mehrere Monate an der Wetterecke von Amiens im Frühsommer 1918 zugebracht, als es nach kurzer Unterbrechung an dem besonders berückichtigten Abschnitt vor Hamel—Villers Bretonneux völlig abgekämpfte Stellungstruppen abzulösen hatte. Das als Kampfbataillon in vorderster Linie eingesetzte III./97 war gerade einen Tag in Stellung, das als Bereitschaftsbataillon bestimmte I./97 unter Oblt. Spengler war sogar erst in der Nacht vom 7./8. August eingerückt und befand sich erst wenige Stunden in dem ihm völlig fremden Abschnitt, als das Unwetter des britischen Tanküberfalls über die deutsche Front hereinbrach.



Welche unglaublichen Lagen eine Überraschungsschlacht für Führung und Truppe mit sich bringt, beleuchtet ein bezeichnender Vorfall, der sich unmittelbar nach dem Beginn des britischen Angriffs auf dem Gefechtsstand des Oblt. Spengler abspielte. Der Stab des I./97 hatte die Übernahme der neuen Stellung knapp beendet und war gerade dabei, sich zu kurzer Ruhe niederzulegen, als ein mächtiger Feuerschlag über die deutschen Linien niederging. Dies wirkte noch keineswegs beunruhigend, denn schwerer Beschuß und Feuerüberfälle von ungewöhnlicher Dichte gehörten an dieser heißen Front zum täglichen Brot.

Da zunächst auch weder vom Kampfbataillon noch von den eigenen Kompanien (das Bataillon Spengler zählte nur zwei Kompanien; die beiden anderen waren als Regimentsreserve zurückgehalten worden) irgendwelche alarmierenden Meldungen einliefen, legte Oblt. Spengler dem Beschuß zunächst weiter keine Bedeutung bei. Erst als der ausgestellte Signalposten Beschuß durch Nebelgranaten und ständig wachsende Unsichtigkeit meldete, begab sich der Ordonnanzoffizier, Lt. Lyding, zur Beobachtung ins Freie. Ein Nebelmeer wogte um den Gefechtsstand und verhinderte jeden Ausblick. Plötzlich aber erblickt der Offizier unweit vom Gefechtsstand — keine zwanzig Meter seitlich — einen Tank. Im ersten Augenblick glaubt er, daß ihn seine Sinne narren, daß er Gespenster sieht, aber das Rattern des Motors, das Stampfen der Maschine und das aus dem Tank sprühende M.G.-Feuer überzeugt ihn, daß der Panzer, der hier wie ein Spuk 1500 m hinter der deutschen Vorpostenlinie, 800 m hinter der Stellung des Kampfbataillons auftaucht, rauheste Wirklichkeit ist. Mit wenigen Sätzen hat Lt. Lyding den Stolleneingang erreicht, hastet die steile Treppe hinunter und platzt mit seiner Meldung wie eine Bombe in den Stab. Das wichtigste ist im Augenblick: Meldung an das Regiment. In dem Tagebuch des Lt. Lyding heißt es hier: „Als ich den Regimentsstab anrief: Hier Ordonnanzoffizier Lyding, I./97! Alarm! Angriff! Vor unserem Stollen steht ein feindlicher Tank!“, antwortete jemand: „Mensch, Sie träumen wohl!“ Dann gab es einen Knack, und die Telephonleitung war zerschossen.“

Oblt. Spengler weiß in diesem Augenblick weder, was aus dem Kampfbataillon des Sptm. Schöning noch was

aus seinen beiden Kompanien geworden ist. Er weiß nur eins: Jetzt heißt es kämpfen, den Feind aufhalten, Zeit gewinnen! Mit den Offizieren seines Stabes, seinen Meldern, Telephonisten und einem zugeteilten Maschinengewehr, das in diesem Augenblick besonders kostbar ist, besetzt er den Gang am Gefechtsstand. Jetzt treffen auch zwei abgehezte Melders vom Kampfbataillon und einige völlig verstörte Leute seiner beiden Kompanien auf dem Gefechtsstand ein. Sie bringen schlimme Nachrichten: Das Kampfbataillon aufgerieben, Sptm. Schöning tödlich verwundet, Tanks in Flanke und Rücken, die beiden Kompanien vom Bataillon Spengler gleichfalls in kürzester Frist vollständig niedergekämpft, von Tanks überrollt, im Rücken gefaßt, Commies betrunken (es waren australische Regimenter), viele Mannschaften niedergestochen . . .

Oblt. Spengler weiß genug. Jetzt hier mit verzettelten Kräften den Gefechtsstand halten, wäre sinnlos. Aber keine 150 m seitlich des Gefechtsstandes liegt ein eigenes M.G.-Nest mit zwei Gewehren, ein wichtiger Stützpunkt an der Straße Cérisy-Lamotte. Hier muß ein Widerstandszentrum errichtet werden, bis der Gegenstoß der Reserven einsetzt.

Es ist allerhöchste Zeit, als Oblt. Spengler mit seinen Begleitern die kurze Strecke bis zu dem M.G.-Nest durch-eilt. Schon geraten die Feldgrauen in die Geschossgarben mehrerer Tanks, die mehrere Leute zu Boden reißen, schon tauchen beiderseits des Gefechtsstandes die ersten Tellerhelme der Australier auf, schon ist auch der Adjutant, der im Stollen noch Karten und Befehle verbrennt, von eindringenden Australiern überfallen und gefangen worden.

Aber der Stützpunkt wird erreicht, und vor allem ist der Gewehrführer mit dem M.G. gut durchgekommen. Auch findet sich bald darauf ein Jägerhauptmann vom Inf. Regt. 55 — Sptm. v. Klasse — ein, der sich gleichfalls mit seinem Adjutanten, einer M.G.-Bedienung und mehreren Infanteristen bis hierher durchgeschlagen hat. Er wird als Verstärkung freudig begrüßt.

Jetzt kann der Feind kommen! Eine Feuerkraft von vier Maschinengewehren ist nicht so leicht zu brechen, und vor allem sind die Männer, die diesen Stützpunkt verteidigen, aus hartem Holz geschnitzt. Ein erhebender Anblick inmitten



der niederdrückenden Vorgänge dieser Niederlage: Da steht aufrecht hinter seinem Maschinengewehr mit gezogener Pistole der einäugige Oblt. Spengler, beobachtet kühl durch sein Ringlas, gibt dem Richtschützen kurz und knapp seine Befehle, und rechts von ihm leitet sein Ordnonanzoffizier und engster Kampfgefährte, der bewährte Stoßtruppführer Lt. Lyding, das Feuer des zweiten M.G. Auf der anderen Straßenseite steht Sptm. v. Klast mit angeschlagenem Gewehr, während sein Adjutant, Lt. Pieper, Sandgranaten zu geballten Ladungen bündelt. Und um ihre beiden Bataillons-Kommandeure geschart, liegen die getreuen Richtschützen, ein paar Infanteristen und Melder im Anschlag, und wo sie die Tellerhelme und khakibraunen Gestalten auftauchen sehen, da halten sie hin, und wo sie hinhalten, da spritzen die siegestrunkenen Australier auseinander, schlagen zu Boden oder verschwinden fluchtartig.

Nur den Tanks war mit den vorhandenen Waffen nicht beizukommen. Die durchschlagskräftige S.m.K.-Munition war schon längst verbraucht, und die kostbare übrige Munition mußte für die feindliche Infanterie aufgespart werden. Aber daß sich die tapfere Besatzung durch die in nächster Nähe vorbeierollenden Panzer trotzdem nicht verblüffen ließ und so handelte, wie in ihrer Lage überhaupt nur gehandelt werden konnte, das zeigt der folgende Bericht des Sptm. v. Klast, der den Kampf überstand: „Verschiedentlich wurden die Tanks abgewiesen, aber mehrmals gelang es ihnen, durch unser M.G.-Nest hindurchzufahren, wobei sie nach beiden Seiten mit M.G. und Revolverkanonen schossen. Wir kletterten dann so schnell wie möglich die Böschung der Straße empor — das Gelände stieg hier ziemlich steil an — und konnten auf diese Weise nicht gefaßt werden. Lt. Pieper warf vom oberen Rand der Böschung einem Tank eine geballte Ladung aufs Dach; qualmend machte er sich aus dem Staube . . .“

Es ging bereits auf 11 Uhr vormittags, und noch immer sprühte der Stützpunkt bei Cérisy Feuer nach allen Seiten. Es hielt die australischen Sturmhaufen nieder, es schlug mitten hinein in den Aufmarsch feindlicher Reserven, die ahnungslos in Marschkolonne angerückt kamen, und dieser Stützpunkt war wohl um diese Zeit an der ganzen durchbrochenen Front südlich der Somme die einzige Bastion,

die sich nur 1500 m hinter der ehemaligen vordersten Linie noch hielt.

Die Besatzung war von allen Seiten abgeschnitten. Weit im Rücken, am Dorfrand von Morcourt, konnte sie bereits die britischen Tanks und die feindlichen Schützenwellen erkennen. Aber wenn sich fragende Blicke auf die Offiziere richteten, dann munterte Oblt. Spengler in seiner bestimmten Art die Mannschaft durch Zurufe auf: „Wartet nur noch kurze Zeit, dann kommt der Gegenstoß, und dann sehen wir die Lords von hinten.“

So hielt diese eiserne Schar stand, hielt buchstäblich bis zur letzten Patrone . . . Und dieser Augenblick, in dem die letzten Gurte eingeführt und die letzten Patronenrahmen aus dem Brotbeutel geholt wurden, fiel zusammen mit einem gleichzeitigen Tank- und Infanterievorstoß. Lt. Lydings M.G. hat sich zuerst verschossen. Er sieht einen Tank anrollen, Stoßtrupps folgen ihm, er wendet sich zu seinem Bataillons-Führer am mittleren Gewehr, will ihm zurufen „Verschossen“, da sieht er, wie ein Haufe Australier sich auf Oblt. Spengler und seinen Gewehrstand stürzt, und im nächsten Augenblick schon sieht er seinen Bataillons-Führer wie einen gefällten Baum zusammenbrechen.

Rufe, Aufschreie, Nahkampfsgetümmel . . . Auf Lt. Lyding am äußersten rechten Flügel springt ein Australier ein. Auf wenige Schritte streckt ihn ein Revolverchuß zu Boden. Oblt. Spengler ist gerächt. Dann bricht Lt. Lyding nach Morcourt zum Reserve-Bataillon durch, auch Sptm. v. Klafß gelingt es, sich mit einigen Begleitern durchzuschlagen. Der Rest dieser heroischen Besatzung, die hier drei Stunden lang — abgeschnitten von aller Welt — ausgehalten hatte, lag tot oder verwundet neben dem bewusstlosen Oberleutnant.

Tragische Verkettung . . . Fast der gleiche Kopfschuß, der Oblt. Spengler vier Jahre zuvor das rechte Auge gekostet hatte, zerstörte ihm an diesem Tage den Sehnerv seines linken Auges. Blindgeschossen mußte dieser tapferere Offizier den bitteren Weg in die Gefangenschaft antreten. Undert-halb Jahre später erlag er in der Heimat seiner schweren Wunde. Seine Tat aber wird in der jungen deutschen Wehr-macht als ein Beispiel soldatischer Opferbereitschaft nicht vergessen werden.



## Boelcke und Richthofen

Man würde der soldatischen Größe eines Boelcke und Richthofen nicht gerecht werden, wenn man sie nur nach der Zahl ihrer Luftsiege bemessen wollte. Es ist vielmehr der schonungslose persönliche Einsatz und die Überwindung jeder menschlichen Schwäche, die diese beiden geborenen Führernaturen gleichermaßen auszeichnen. Diese Stunden der Selbstüberwindung und des inneren Kampfes waren zweifellos die größten im Leben dieser beiden besten Jagdflieger, die der Weltkrieg hervorgebracht hat. —

Es war selbstverständlich, daß die G.S.L. bestrebt war, Männer dieses Schlages, die nicht nur als Führer im Kampf vorbildlich, sondern auch als *L e h r m e i s t e r* für den Nachwuchs der deutschen Jagdflieger unentbehrlich waren, dem Heere zu erhalten. Aber auch bei diesen beiden Männern stand über allem der „innere Befehl“, der sie bei der ihnen anvertrauten Jagdfliegertruppe als Vorkämpfer hielt und ihnen die geringste eigene Schonung unverträglich mit ihrer soldatischen Ehre erscheinen ließ.

Es war im Sommer 1916, wenige Tage nach dem Tode Immelmanns, als Boelcke, dessen Jagdrevier an der Verdunfront lag, überraschend ins Große Hauptquartier gerufen wurde. Boelcke hatte damals 18 Luftsiege hinter sich und stand damit in einer Zeit, in der das Jagdflugwesen noch in seinen Kinderschuhen steckte und der Staffelnkampf noch etwas Unbekanntes war, allein auf einsamer Höhe. Im Großen Hauptquartier eröffnete ihm der Chef des Feldflugwesens, daß er auf höheren Befehl von der Front zurückgezogen werden sollte. Seine Persönlichkeit, seine Erfahrung und sein großes Können seien zu wertvoll und müßten dem Heere und dem Fliegernachwuchs erhalten bleiben. „Ich war wie vor den Kopf geschlagen“, schrieb Boelcke damals an seine Eltern, und es war auch kein Pflaster auf seine Wunden, daß er auf eine militärische Studienreise nach dem Balkan und der Türkei geschickt werden sollte.

Zwei Tage hatte Sptm. Boelcke noch Zeit bis zur Abreise, und diese kurze Spanne nutzte er noch schleunigst aus, um vor Verdun seinen 19. Gegner in die Tiefe zu schicken. Die Folge war, daß ihm sofort auf direkten Befehl des Kaisers jedes weitere Fliegen verboten und er sofort nach Charle-

ville in das Hauptquartier befohlen wurde. Dort erhielt Sptm. Boelcke eine Einladung zum Frühstück beim Kaiser, der ihm bei der Begrüßung lachend sagte: „Sehen Sie wohl, jetzt haben wir Sie an die Leine gelegt.“

Schon zwei Monate später sah Boelcke seinen heißesten Wunsch in Erfüllung gehen. Er wurde mit der Führung der ersten deutschen Jagdstaffel betraut und in der Sommeschlacht eingesetzt, die der Engländer und Franzose bisher mit einer erdrückenden Übermacht in der Luft geführt hatte.

Boelckes überragende Führernatur zeigte sich hier bei dem Einsatz an dieser schwersten aller Fronten von ihrer besten Seite. Unermüdlich hämmerte er seiner jungen Gefolgschaft ein, daß es im Staffelnkampf einzig und allein auf das Zusammenhalten ankomme und es ganz gleich sei, wer den Sieg erringe; entscheidend sei, daß die Staffel siegen müsse. In kürzester Zeit hatte Boelcke durch sein Vorbild und seine unermüdliche Erziehungsarbeit seine Staffel zu jener hervorragenden Kampfeinheit zusammengeschmiedet, die als „Jagdstaffel Boelcke“ unsterblich geworden ist.

Was Boelcke in diesen Wochen aus sich und seiner Staffel herausholte, grenzt an das Übermenschliche. Fünf, sechs, ja sieben Feindflüge an einem Tage mußten in diesen September- und Oktoberwochen bewältigt werden. Was das bedeutete, mag man daran ermessen, daß zwei Jahre zuvor zu Beginn des Stellungskrieges im Westen ein zweistündiger Aufenthalt in der Luft, und zwar nicht im Jagd- oder Kampfflug, den es damals noch nicht gab, sondern beim Beobachtungsfug als ein Höchstmaß von Nervenbelastung angesehen wurde.

Um Boelckes Namen, der in der Sommeschlacht Anfang September 1916 mit dem 20. Luftsieg begann, Ende September bereits den 30. Gegner zum Absturz gebracht hatte und sich Mitte Oktober dem 40. Siege näherte, begann sich bereits die Legende zu ranken. Er galt als gefeit gegen Tod und Wunden. Mehrere Maschinen wurden ihm unter dem Leibe zerschossen, aber stets war es seiner meisterhaften Flugkunst gelungen, mit den zerfetzten Apparaten unverfehrt zu landen.

Gerade in dieser Zeit äußersten Einsatzes befand sich Sptm. Boelcke körperlich in der denkbar schlechtesten Verfassung. Weder die Heimat, die der Siegeslaufbahn Boelckes begeistert folgte, noch die höhere Führung, die aufatmend die



fühlbare Entlastung der Sommefront nach dem Einsatz der Jagdstaffel Boelcke verspürte, ahnten damals, daß dieser Meister des Jagdfluges infolge der feuchtkalten Herbstwitterung unter so heftigen asthmatischen Beschwerden und so beklemmender Atemnot litt, daß bei der Verlegung der Staffel sein treuer Bursche Fischer ihn kaum nach dem neuen Flugplatz zu transportieren vermochte. Dabei lehnte Boelcke einen Aufenthalt im Lazarett schroff ab. Auch verbot er seiner engsten Umgebung, irgend etwas von seinem Leiden nach oben hin verlauten zu lassen. Wenige Tage nach diesem schweren Anfall saß er bereits wieder in seiner Maschine und stieg zu einem neuen Luftsieg auf.

Bis zur letzten Stunde forderte Sptm. Boelcke von sich schonungslosen Einsatz. „Immer ernster und magerer wurde mein Hauptmann“, so berichtet der treue Bursche Fischer. Die übermenschliche Last: am Tage bis zu siebenmal zum Kampf aufzusteigen, und dazu die Sorge für seine Staffel, drückte auf ihn. Der Kommandierende unserer Armee, General v. Below, wollte ihn wegen Überarbeitung auf Urlaub schicken, aber er ging nicht. — ‚Ich bin hier nötig!‘ . . . Als er ein paar Tage vor seinem Tode vom fluge heimkam, sagte er zu mir: ‚Fischer! Heute habe ich einen Gegner gehabt, der mir gewachsen ist. In den nächsten Tagen gibt es einen schweren Kampf, aber eine Kugel trifft mich nicht. . .‘

So kam der 28. Oktober 1916 heran. Ein tolles Wetter herrschte: „Schneeschauer, Regenböen, sturmartiger Wind. Auf eine Anfrage bei der Staffel, ob bei diesem Wetter geflogen würde, gab Boelcke die klassische Antwort: „Wenn der Feind fliegt, gibt es keinen Sturm.“ — Und sie kamen auch an diesem Tage. Viermal startete der Hauptmann allein am Vormittag. Am frühen Nachmittag folgte der fünfte Aufstieg. Schon wurde es langsam dämmerig als eine neue Meldung von der Front einlief: Sechs britische Flieger in Sicht! — „Wir wollten den Hauptmann“, so schreibt Fischer, „zurückhalten, weil alle so erschöpft waren, aber er rein in die Maschine: ‚Alles fertig? — Los!‘ Trotz des schlechten Wetters ging er hoch. — Die Staffel hinter ihm her, als wenn sie sagen wollte: ‚Wo du hingehst, da sind wir auch.‘ —“

Das war Hauptmann Boelckes letzter Flug.

Die gleiche Härte gegen sich selbst finden wir bei Manfred von Richthofen. Auch bei dem Rittmeister bemühen sich die vorgesetzten Stellen vergeblich, ihn nach seinen überragenden Taten dem Heere zu erhalten. Er hat bereits 57 Luftsiege errungen. Er trägt schon lange den Pour le mérite, ist außerhalb der Reihe zum Oberleutnant und zum Rittmeister befördert, ihm waren der höchste Ruhm und die höchsten Ehren bereits zuteil geworden, die sich ein Soldat in seinen kühnsten Träumen nur wünschen konnte. Und trotzdem: Der „innere Befehl“ war stärker als die drängenden Mahnungen seiner Vorgesetzten. „Ich würde mir sehr elend vorkommen“, schrieb Richthofen damals nieder, „wenn ich jetzt, behaftet mit Ruhm und Orden, als Pensionär meiner Würde dahinleben würde, um mein kostbares Leben der Nation zu erhalten, während jeder arme Kerl im Schützengraben, der seine Pflicht genau so tut wie ich, ausharrt.“ —

Und gerade diese Zeit des Spätsommers 1917, in der Manfred von Richthofen diese Bemerkungen niederschrieb, gehörte für den Rittmeister infolge seiner noch nicht völlig verheilten Kopfverwundung zu der schwersten des ganzen Krieges. In einer seiner vielen schlaflosen Nächte vertraute er damals seinem Tagebuch an: „Mir ist nach jedem Luftkampf erbärmlich zumute. Das kommt aber wohl von den Nachwirkungen meines Kopfschusses. Wenn ich meinen Fuß auf dem Flugplatz wieder auf den Boden gesetzt habe, dann mache ich, daß ich in meine vier Wände komme, will niemanden sehen und von nichts hören. . . . Es ist nicht so, wie die Leute in der Heimat sich das vorstellen, mit Gurra und Gebrüll, es ist alles viel ernster, verbissener —“

Wie bei Sptm. Boelcke an der Somme, so findet die soldatische Größe Richthofens in dieser Zeit ihren stärksten Ausdruck, als er seinen 57 Abschüssen vier weitere Luftsiege anreichte und doch vor jedem Aufstieg einen schweren Kampf mit sich und seiner körperlichen Schwäche auszufechten hatte. Und es gehört ganz zu der Persönlichkeit des Jagdstiegers Manfred von Richthofen, wenn er zu seinem letzten Flug am 21. April 1918 schon mit dem Urlaubsschein und der Fahrkarte in der Tasche aufstieg, weil es auch unmittelbar vor



Antritt des Heimurlaubes beim Auftauchen feindlicher Flieger für ihn nur eins gab: Kampf!

In dieser Haltung, die sich auf jeden Mitkämpfer des Rittmeisters übertrug, liegt das Geheimnis der einzigartigen Erfolge des Jagdgeschwaders Richthofen, das auch nach dem Tode des Rittmeisters unter seinen beiden Nachfolgern, dem Sptm. R e i n h a r d und Oblt. Hermann G ö r i n g bis zum letzten Tage des Feldzuges ein Schrecken der Feinde blieb.



Niemals hätte das deutsche Heer Leistungen wie im Weltkrieg vollbringen können, wenn dieser Geist schonungslosen Einsatzes nur das Kennzeichen einer kleinen Zahl hervorragender Führernaturen gewesen wäre. Es ist nicht notwendig, bei einem Boelcke, Richthofen oder Seiler stehen zu bleiben, auch nicht bei der durch alle Höhen und Tiefen des Krieges gegangenen, auserlesenen Schar von Kampftruppenkommandeuren, von deren hohen soldatischen Wert hier bereits gesprochen wurde.

Nein, man braucht wahrhaftig nicht bei dieser Elite zu verweilen, um nach soldatischen Vorbildern zu suchen. Man braucht nur wahllos eine von den vielen hundert Feldzugsgeschichten aufzuschlagen, man braucht nur das erste beste Kriegstagebuch irgendeiner Truppe aus den Tausenden von Bänden des Heeresarchivs vorzunehmen, und man wird in dieser Schatzkammer des Großen Krieges eine Fülle von Taten finden und wird Soldaten jeden Ranges und jeder Waffengattung entdecken, deren Opferbereitschaft darzustellen, die Feder versagen muß. Nur einige Fälle können hier in diesem Rahmen behandelt werden, aber sie werden genügen, um ein getreues Bild von der Truppe und den feldgrauen Einzelkämpfern zu entwerfen, die in Not und Drang über sich selbst hinauswuchsen.

## Steiermärker am Isonzo

Das steiermärkische Inf.Regt. 47 lag nach dem Abschluß der vierten Isonzoschlacht während des Winters 1915/16 im Stellungskampf an den Brennpunkten der Karstfront am

Monte San Michele. Der Großkampf war abgeklungen, aber um so lebhafter war der Patrouillenkrieg an dieser ruhelosen Front. Den Höhepunkt dieses Patrouillenkampfes, den die Steiermärker nach der zermürbenden Abwehr der vergangenen Wochen mit einer wahren Leidenschaft führten, brachte ein von allen Teilnehmern mit einer Tollkühnheit ohnegleichen durchgeführter Überfall eines Stoßtrupps unter Führung des als Draufgänger im Regiment bereits bekannten Kadetten Aßl.

Mit nur 20 Mann griff Aßl eine vorgeschobene italienische Stellung an, die, wie sich später herausstellen sollte, von einer ganzen Kompanie besetzt war. Ohne sich durch die Alarmschüsse der wachsamten Posten auch nur im geringsten aufhalten zu lassen, sprang der Stoßtrupp mit Surra in den italienischen Graben hinein, wo es mit der zähen Besatzung zu wilden Nahkämpfen kam.

Seiner Mannschaft voran war der Stoßtruppführer mit einem einzigen Satz auf die Bedachung eines Unterstandes gesprungen, jedoch fiel er mit dem nachgebenden Dach — es war nur eine mit Zweigen bedeckte Zeltbahn — mitten zwischen die erschreckt hochfahrende Unterstandsbesatzung. An einen Gebrauch der Waffen war auf beiden Seiten nicht zu denken. Mit Fäusten und Füßen um sich schlagend und stoßend, versuchte Aßl sich aus dem Knäuel zu befreien. Schon war es ihm gelungen, aus dem engen Loch in den Graben hinaus zu gelangen, als sich gleichzeitig drei Italiener wie die Katzen auf ihn stürzten und ihn zu Boden rissen. Der Stoßtruppführer wehrte sich aus Leibeskräften gegen die würgenden Griffe, aber es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn nicht in höchster Not Feldwebel Johann Sammerl eingegriffen hätte. — Sammerl, noch ein alter Aktiver, der sich schon im August 1914 im galizischen Feldzug die Silberne Tapferkeitsmedaille verdient hatte, war wie ein Donnerwetter über die italienische Besatzung hergefallen. Mit Bajonett und Nahschüssen hatte er seinem Trupp den Weg durch die feindliche Stellung gebahnt. Vier gefallene Italiener hatte er auf der Strecke gelassen. Mit seinen scharfen Augen, denen auch im heftigsten Kampfgewühl keine Einzelheit entging, hatte er im Augenblick das ringende Knäuel und darunter seinen Stoßtruppführer Aßl erkannt, schlug sich mit Berserkerwut zu ihm durch, machte die drei



Gegner nieder und rettete im letzten Augenblick seinem Stoßtruppführer das Leben.

Der erbitterte Widerstand der Italiener führte auch bei den übrigen Trupps zu heftigem Kampf Mann gegen Mann. Zum Teil versuchten die überraschten Gegner verzweifelt die Ausgänge ihrer Unterstände zu gewinnen und in den Graben zu gelangen, zum Teil gingen sie — die zahlenmäßige Schwäche der Steiermärker ausnutzend — energisch zu Gegenangriffen vor.

Hier war es vor allem der Zugführer *Marusko*, der im Nahkampf Unglaubliches leistete. Einen im Anschlag stehenden Posten riß sein Bajonett von der Brustwehr, dann zerstörte er einen Unterstand, dessen Besatzung bis zum letzten Augenblick feuerte, mit Handgranaten, eilte dann weiter zu der nächsten Deckung, aus deren Ausgang sich gerade vier Italiener hinauszuwängen wollten. Nicht einem von diesen Gegnern gelang es, in den Graben zu gelangen.

Während am rechten Flügel der Zugführer *Purgasch* die Einbruchsstelle abgeriegelt hatte und die Flanke des Stoßtrupps deckte, waren die Steiermärker am linken Flügel in arge Bedrängnis geraten. Hier versuchten die Italiener einmal über das andere, die Eindringlinge über den Gassen zu rennen und ihre bedrohten Kameraden zu befreien. Der in eine Grabenecke gedrückte Gefr. *Wampl*, der sich mit dem Kolben verzweifelt mehrerer auf ihn eindringender Gegner zu erwehren suchte, gab keinen Zeller mehr für sein Leben, als *Marusko* als Retter in der Not erschien und zwei seiner ärgsten Bedränger durch Nahschüsse erledigte. Neben ihm focht als Abriegelungsposten im Gewühl kaltblütig und dabei blitzschnell zupackend Inf. *Neumacher*, an dem alle Versuche italienischer Stoßtrupps, die eingedrungenen Steiermärker wieder hinauszuerwerfen, scheiterten.

Unter geringen Verlusten kehrte der schneidige Stoßtrupp glücklich zu den eigenen Linien zurück, dessen Überfall in der feindlichen Stellung tiefe Spuren hinterlassen hatte. Die Belohnung für diese wackre Tat blieb nicht aus. Zugführer *Marusko* und der Infanterist *Neumacher* erhielten die Silberne Tapferkeitsmedaille I. Klasse. Kadett *Usl*, der den Stoßtrupp mit rücksichtslosem Schneid geführt hatte und der verwegene Feldw. *Sammerl* wurden einige Zeit später

in der Ruhestellung vor zwei versammelten Bataillonen unter der altehrwürdigen Regimentsfahne feierlich mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. „Der sonnige Tag, die Blütenpracht, die herabblickenden schneebedeckten Häupter der Berge im tausendfältigen Flimmern und Glitzern von Sonne und Schnee“, so heißt es in der Regimentsgeschichte der 47er, „gaben dem erhebenden soldatischen Schauspiel einen prächtigen Rahmen.“

Die Steiermärker vom Inf. Regt. 47 teilten das Schicksal so manchen reichsdeutschen Truppenteils, den das Schicksal des Krieges in den Abwehrschlachten an der Westfront festhielt. Im Sommer 1915 waren die 47er an die Isonzofront gekommen, und hier fochten sie in den beiden folgenden Kriegsjahren bis zu der berühmten deutsch-österreichischen Gegenoffensive bei Karfreit acht gewaltige Abwehrschlachten durch. Keine dieser Kampfhandlungen verging, ohne daß der inzwischen zum Offizier beförderte Lt. Ustl sich nicht in irgendeiner Weise ausgezeichnet hätte. Ein besonderes Bravourstück leistete er sich in der fast drei Wochen anhaltenden 10. Isonzschlacht im Mai 1917, die er als Adjutant des IV. Bataillons mitmachte. Es war am elften Tage der Schlacht, als infolge eines Einbruchs bei einer aus slawischen Truppenteilen bestehenden Nachbardivision auch bei den Steiermärkern eine schwere Gefechtskrise entstanden war. Das IV./47, das bereits bis auf knapp 200 Gewehre zusammengeschmolzen war, erhielt als Kampfreserve den Befehl, hinter der verlorengegangenen vordersten Linie eine Kiegelstellung zu besetzen und hier den Einbruch abzudämmen. Da mehrere Melder im Sperrfeuer gefallen, andere durch die Wand von prasselndem Gestein, Feuer und Stahl nicht bis zu den Kompanien durchgekommen waren, übernahm es der junge Adjutant, den Befehl persönlich zu den Kompanien zu überbringen.

Damit sah Lt. Ustl seinen Auftrag aber noch nicht als erfüllt an, vielmehr begleitete er die Kompanien beim Durchbrechen der Sperrfeuerzone, um sich von der Gefechtslage in vorderster Linie persönlich ein Bild machen zu können. Das Durchbrechen der Sperrfeuerzone forderte schwere Opfer. Eine Anzahl Führer fiel aus, eine Kompanie büßte die Hälfte ihres Bestandes ein. In solchen kritischen Augenblicken ist eine rücksichtslos durchgreifende Führerpersönlichkeit Goldes



wert. Lt. Aßl, der die verheerende Wirkung des feindlichen Beschusses auf die durcheinandergekommenen Kompanien sogleich übersah, griff unverzüglich ein. Er setzte sich an die Spitze einer führerlosen Abteilung, die in dem Feuerwirbel zu zerbröckeln drohte, sammelte Versprengte und Zurückgebliebene und riß die Mannschaften mit anfeuernden Zurufen durch den Feuervorhang nach vorn. Das zündende Beispiel des jungen Offiziers, den jeder im Bataillon kannte und den die Mannschaft vergötterte, verfehlte auch hier nicht seine Wirkung. Nicht ein einziger von den Mannschaften seines Bataillons und von den aufgegebenen Versprengten anderer Truppenteile versagte sich diesem Führer.

In der befohlenen Linie angelangt, stieß Lt. Aßl — von Feldw. D r u s c h e w i t z prachtvoll unterstützt — mit den ihn begleitenden Mannschaften, die etwa die Stärke einer Kompanie hatten, unverzüglich zum Angriff auf die verlorengegangene erste Stellung vor, überrannte die verblüfften Italiener, drang in mehrere Kavernen ein, in denen österreichische Gefangene befreit werden konnten und machte eine Beute von 150 Gefangenen. Sodann nahm dieser unverwundliche Offizier sofort die Abwehrorganisation der völlig verwüsteten Stellung in die Hand. In dieser Kampfzone herrschte ein so fürchterliches Durcheinander, daß man sozusagen erst durch Anruf feststellen mußte, ob hinter den nächsten Steinhaufen oder Felsblöcken Freund oder Feind läge. Am treffendsten kennzeichnet das durch das Hin- und Herbogen des Kampfes verursachte Durcheinander die Tatsache, daß Lt. Aßl Angehörige von drei verschiedenen Regimentern hier in vorderster Linie antraf, die er sofort zur Abwehr mit eingliederte.

Erst als er überzeugt war, daß die Stellung jetzt wieder fest in der Hand der Truppe war, trat der junge Adjutant den Rückweg an, um seine wichtigen Erkundungen und sein in vorderster Linie gewonnenes Bild von der Gefechtslage persönlich den höheren Befehlsstellen zu melden. Nur von seiner Gefechtsordonnanz begleitet, prallte Lt. Aßl auf dem Rückmarsch im nächtlichen Dunkel mit einer zehn Mann starken italienischen Abteilung zusammen, die nach Anruf sofort die Gewehre in Anschlag brachte. Während die Ordonnanz gleichfalls ihr Gewehr hochriß, sprang Lt. Aßl vor und schlug mit dem Stock die Gewehrmündungen der beiden

vordersten Italiener herunter. Fassungslos über diese Tollkühnheit streckten die übrigen die Waffen.

Ustls Bericht über die Gefechtslage befreite die Führung endlich von der quälenden Ungewißheit, der sie in den letzten 24 Stunden ausgeliefert war. Lt. Ustl erhielt als erster Leutnant des Regiments den für seinen Rang außerordentlich seltenen Orden der Eisernen Krone. In dem Antrag seines Kommandeurs hieß es: „Nach übereinstimmenden Aussagen seiner Kameraden war Lt. Ustl die Seele des an diesem Tage errungenen Erfolges.“

In der nächsten Abwehrschlacht, der 11. Isonzoschlacht im Spätsommer 1917, ereilte auch diesen „hervorragendsten und tapfersten Offizier“ des steiermärkischen Inf. Regts. 47 sein Schicksal. Lt. Ustl machte diese Schlacht als Führer der 16. Kompanie mit. Seine aufdeckungslos am Fels ausharrende Truppe wurde im Verlauf des Kampfes durch ein feindliches M.G. dezimiert. Mit Punktfeuer graste das M.G. die Stellung ab. Ein Mann nach dem anderen fiel den scharf gezielten Schüssen zum Opfer. Zu allem Unglück lag dieser gefährliche Gegner im toten Winkel und war im liegenden Anschlag nicht zu erreichen. Mit den Worten, er wolle, um weitere Verluste zu vermeiden, sich den italienischen Richtschützen persönlich aufs Korn nehmen, erhob sich Lt. Ustl trotz aller Warnungen und Bitten seiner Mannschaft und nahm den Gegner in stehendem Anschlag ins Visier. In dem Augenblick, als er den Zeigefinger am Abzugbügel durchkrümmte, traf ihn ein Schuß mitten in die Stirn. Die Nachricht von dem Tode dieses hervorragenden Offiziers, der sich als Stoßtruppführer wie als Adjutant in seltener Weise ausgezeichnet und als Kompanieführer sich für seine schwer mitgenommene Mannschaft geopfert hatte, verbreitete sich mit Windeseile im Regimentsabschnitt. Man wollte es nicht glauben, daß auch diesen Soldaten, der bei seiner Mannschaft als hieb- und kugelfest galt, das unerbittliche Schicksal hinweggerafft hatte.

Soweit es sich ermöglichen ließ, eilten aus allen Kampfstellungen des Regiments Offiziere und Mannschaften, die irgendeine besondere Erinnerung an den Toten band, herbei, um dem im Nordtunnel aufgebahrten Leutnant die letzte Ehre zu erweisen. Es war für jeden der Beteiligten eine unvergeßliche Stunde, als hier in den Zohlgängen des Berg-



felsens die Kampferproben, wetterharten Steiermärker von ihrem toten Führer und Kameraden Abschied nahmen und keiner von ihnen sich seiner Tränen schämte.

## Vizefeldwebel Schneidereit — ein deutscher Arbeiter

Seit jeher hat der deutsche Arbeiter einen vorzüglichen Soldaten abgegeben. Dies war schon in der Vergangenheit eine von allen Truppenführern anerkannte Tatsache und ist heute mehr denn je der Fall. Auch die politische Zersplitterung und die Klassengegensätze der Vorkriegszeit, die vor allem die Arbeiterschaft in einen Gegensatz zum Staat und Heer zu stellen suchten, konnten nichts daran ändern, daß der junge Arbeiter, sobald er in der militärischen Zucht und Ordnung aufgegangen war, mit seinem unverdorbenen Instinkt ebenso mit Leib und Seele Soldat wurde, wie es der ländliche Rekrut aus der Überlieferung seiner Väter heraus war.

Auch im Kriege hat der deutsche Arbeiter seinen Mann gestanden. Seine schnelle Anpassungsfähigkeit, seine Wendigkeit und vor allem seine Wachheit im Kampf haben ihn zu einem wertvollen Bestandteil jeder Truppe gemacht. Tausende von Aktiven, die bereits die Friedensschule des Heeres durchlaufen hatten, und ungezählte erst im Kriege zur Fahne einberufene Arbeiter haben sich wegen Tapferkeit vor dem Feinde die Unteroffizierstreifen und das Portepee erworben, viele die hohe Auszeichnung des E. K. L. verdient, und eine ganze Anzahl von ihnen steht mit in den Reihen der Besten, die mit dem Goldenen Militär-Verdienstkreuz, dem „Pour le mérite des Mannes“, ausgezeichnet wurden. Von einem solchen Soldaten, dessen Haltung in Krieg und Frieden beispielhaft dafür ist, welche Kraftquelle für das Heer das deutsche Arbeitertum darstellt, soll hier die Rede sein:

Der junge Maurer Otto Schneidereit aus Wittenberg hatte in der schönen märkischen Garnisonstadt Neuruppin seine zweijährige Dienstzeit bei dem Inf. Regt. 24 fast be-

endet, als der Krieg ausbrach. Schneidereit war stets ein sauberer, strammer und pflichteifriger Soldat gewesen, hatte seine Sache beim Exerzieren ebensogut gemacht wie im Felddienst und trug mit Stolz die Befreitenknöpfe und die Schützenschnur. Er war mit einem Wort ein guter Friedenssoldat. Jetzt aber, wo es ernst wurde, wo es für jeden Soldaten galt, nicht nur das im Frieden Erlernte vor dem Feind anzuwenden, sondern sein Leben in die Schanze zu schlagen, da bewies der Gefr. Schneidereit, daß weit mehr in ihm steckte, als ein tüchtiger Friedenssoldat: eine ausgesprochene Kämpfernaut.

Gegen Strapazen aller Art abgehärtet, konnten ihm weder die Gluthitze auf dem vierwöchigen Vormarsch der Brandenburger bis vor Paris, noch Hunger und verzehrender Durst etwas anhaben. Kameraden seiner Kompanie, der 3./24, berichteten, wie der Gefr. Schneidereit an manchem Abend, wenn nach anstrengendem Marsch die völlig erschöpften Mannschaften wie die Bleiklöge auf ihr Strohlager fielen, trotz aller Müdigkeit auch ohne Befehl eine gründliche vorbeugende Körperpflege trieb und sich vor allem die von den langen Märschen stark angestrengten Füße vornahm, denn, so pflegte er zu sagen: „Gut geschmiert ist halb marschiert.“ — So war für den Gefr. Schneidereit „Schlappmachen“ ein unbekannter Begriff. Ja, auf dem denkwürdigen Gewaltmarsch während der Marneschlacht 1914, auf dem das III. brandenburgische Korps in 33 Stunden hundert Kilometer zurücklegte, und die Mannschaften wie die Fliegen fielen, lud sich der Gefr. Schneidereit, der an seinem Gewehr und seinen so Pfund Gepäck schon rechtschaffen zu schleppen hatte, noch ein zweites Gewehr von einem taumelnden Kameraden auf und rüttelte ihn mit dem ermunternden Zuruf hoch: „Gustav, du wirst doch nicht abbauen und die ganze Gruppe blamieren!“ —

Den Sturm auf Vailly im Oktober 1914, den ersten größeren Angriff der Brandenburger nach dem Rückzug von Paris, machte Gefr. Schneidereit bereits als Gruppenführer mit und holte sich für sein scharfes und doch gezügeltes Draufgängertum das Eiserne Kreuz, und schon Anfang 1915 wurde er für seine unermüdblichen und erfolgreichen nächtlichen Patrouillengänge an der Aisne zum Unteroffizier be-



fördert. Für seinen Kompanieführer, einen echten mecklenburgischen Landjunker, war er „das beste Pferd im Stall“, und Oblt. v. Vertzen tobte gewaltig, als ihm Uffz. Schneidereit bei einer Neuaufstellung innerhalb des Regiments weggenommen wurde.

Schneidereit kam jetzt zur Kompanie v. Brandis, die mit ihrem Führer aus ganz besonderem Holz geschnitzt war. Es läßt sich kaum ein innigeres, persönlicheres Verhältnis denken, als es zwischen Oblt. v. Brandis und Uffz. Schneidereit bestanden hat. Gegenseitige soldatistische Hochachtung bildete das unzertrennliche Band, das — in vielen Schlachten und Gefechten geknüpft — auch durch den Tod nicht gelöst werden konnte. Und selten fand die verbindende Kraft des Soldatentums zur Volksgemeinschaft stärkeren Ausdruck als hier, wo bei allem notwendigen soldatischen Abstand der Aristokrat und der Maurer eine Kameradschaft fürs Leben schlossen.

Der Herbst 1915 sah die 6. brandenburgische Division auf dem Vormarsch in Serbien. Der Serbe erwies sich als ein äußerst zäher und tapferer Gegner, der den Brandenburgern das Leben nicht leicht machte, aber es war nach dem öden Stellungskampf im Westen ein Krieg, bei dem der Soldat auflebte. In diesem Feldzug leistete sich Uffz. Schneidereit manchen schönen Streich. Bei dem Sturm auf die Kalja-Höhen griff er mit seiner Gruppe ungestüm die feindliche Stellung an. Die Serben dachten nicht an Ergebung, und erst als Schneidereit mit seiner Gruppe auf Nahkampferntfernung heran war und ihnen auf drei Meter einige Nahschüsse mit unfehlbarer Wirkung ins Gesicht jagte, streckten sie die Waffen. Ein serbischer Offizier überreichte Schneidereit 12 „Papyros“. — „Was, mehr ist Ihnen Ihr Leben nicht wert?“ — Da rückte der Serbe seinen gesamten Zigarettenvorrat heraus. Und was das bedeutete, begreift nur derjenige, der den serbischen Feldzug mitgemacht hat, denn damals wog der deutsche Soldat zwei Dinge mit Gold auf: Brot und Tabak.

Beim Weiterstürmen wurde Schneidereit durch die Schulter geschossen, aber er dachte nicht daran, seine Kompanie zu verlassen. Er hing sich sein Gewehr um den Hals, griff sich einen starken Eichenknüppel, und erst nach dem Ende des Ge-

sechsts zog er auf Befehl seines Oberleutnants zum Verbandsplatz. Als der Arzt die Wunde untersuchte, schüttelte er bedenklich den Kopf: „Ins Lazarett, mein Lieber!“ — „Nein, Herr Oberarzt, ich bleibe beim Gassen!“ — Noch in der Nacht meldete sich Schneiderei, blaß, aber vergnügt, die rechte Hand im Brotbeutelband hängend, bei Oblt. v. Brandis zurück: „Herr Oberleutnant, den Tornister kann ich noch nicht tragen, auch schießen kann ich nicht, aber hiermit“, und er hob damit den Eichenknüppel hoch, „Feslere ich sie doch noch 'raus.“ —

Verdun war die nächste und bedeutsamste Etappe auf der Kriegsfahrt der 24er. Es war bei jenem glorreichen Sturm auf das Fort Douaumont im Februar 1916, bei dem die Kompanie Brandis während ihres rücksichtslosen Vorwärtstürens von einem gefährlichen Flankenangriff betroffen wurde. Bei dieser Gelegenheit bewies Uffz. Schneiderei als Halbzugsführer, daß er auch den überraschendsten Lagen gewachsen war. Wie aus dem Boden gewachsen, waren Zuaven in der rechten Flanke der Kompanie Brandis aufgetaucht. In glänzendem Manöver warf jeder Zugführer seine Gruppen nach rechts herum. Der Halbzug Schneiderei, an den die Zuaven am dichtesten herangekommen waren, hatte bei dieser Gelegenheit noch ein besonderes Abenteuer zu bestehen. Die erste Reihe der Franzosen hob die Hände. Einige vertrauensfelige Musketiere wollten auf die Franzosen zugehen und sie entwaffnen. Da erkannte Schneiderei blitzschnell, wie die hinteren Reihen der Zuaven die Gewehre hoben und die vorderste Linie sich gleichzeitig zu Boden warf. Schon knallten auch die ersten Schüsse. „Feuer!“ brüllte Schneiderei durch die Linie, riß sein Gewehr an die Backe und jagte mit stehendem Anschlag im Schnellfeuer seinen Patronenrahmen heraus.

Es war die höchste Zeit. Auf zehn Schritt waren die Zuaven heran, als ihnen aus allen Läusen das Abwehrfeuer entgegensprühte. Nur einige Sekunden später und um Schneiderei und seine Mannschaft — vielleicht auch um die ganze, hier allein fechtende Kompanie Brandis — wäre es geschehen gewesen. Ein Verwundeter schilderte Oblt. v. Brandis mit der drastischen Ausdrucksweise des Frontsoldaten diesen kritischen Augenblick: „Bis auf zehn Schritt



waren die Zuaven heran, braune Mäntel hatten sie an, sie hoben die Hände hoch. Wir gingen 'ran, da nahmen sie schnell die Gewehre hoch und schossen. Specht III ist gleich gefallen, Gefr. Zeinichen auch; Urffz. Schneidereit schrie gleich: 'Schießen!' — Da haben wir ihnen aber Zunder gegeben, und sie sind getürmt ... —

Das E. K. I. und das Portepée schmückte den wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Vizefeldwebel beförderten Schneidereit, als die 24er im Mai zum zweitenmal an die Verdunfront gerufen wurden. Die Schlacht hatte sich seit den großen Tagen der ersten Sturmangriffe gewaltig gewandelt. Aus der wuchtigen Offensive des Februar war eine Zermürbungsschlacht geworden, die das brandenburgische Korps im Umkreis des Fort Douaumont in ihrer schwersten Form kennenlernen sollten. Die 24er lagen in der berücktigten Kasemattenschlucht, als der Franzose zu einem mächtigen Gegenschlag ausholte, um das Fort wieder in seine Gewalt zu bekommen. Der Feind war seiner Sache sicher und hatte bereits den neuen Fortkommandanten im Voraus bestimmt. Aber er hatte seine Rechnung ohne die Brandenburger gemacht. In dreitägigem wogendem Ringen brach seine Offensive unter den schwersten Verlusten zusammen. Diese Maischlacht 1916 vor Verdun gehört mit zu den erinnerungsschwersten Tagen der 24er. An die Grabenwand gepreßt, in kümmerliche Fuchslöcher geduckt, mußten die Neuruppiner den Wirbelsturm des französischen Trommelfeuers über sich hinwegbrausen lassen, als der Alarmeruf der Posten durch die Kasemattenschlucht hallte: „Franzmann will angreifen! Er hat die Gräben besetzt und Bajonett aufgepflanzt.“ — Über die Brüstung hinweg konnte man in dem nahen feindlichen Graben die französischen Bajonette blinken sehen. Mann an Mann mußten sie dort stehen.

Vfw. Schneidereit hat kaum einen Blick über die Brustwehr geworfen, da steht sein Entschluß fest: Den Angriff der Franzosen von vornherein zerschlagen. Der Feind muß verwirrt werden, er darf gar nicht zum Sprung kommen. Mit Sandgranaten bepackt läuft Schneidereit durch eine nur knietiefe Sappe vor, deren Kopf bis dicht vor den französischen Graben reicht. Einigen Musketieren befiehlt er, ihm frische Munition nachzuschaffen, und dann überfällt

er von dem Sappenkopf aus die französische Besatzung mit einem Hagel von Sandgranaten. Die Verwirrung in dem überfüllten feindlichen Graben ist unbeschreiblich. Ein Drängen, Stoßen, Rennen und der Aufschrei der Betroffenen zeigen die Wirkung des Überfalls. Dann hat sich der Gegner gefaßt. Auch der Franzose ist kein Anfänger und kennt den Grabenkampf. Ein wütendes Duell entspinnt sich. Nach rechts und links schleudert Schneidereit in den quer vor der Sappe vorbeilaufenden französischen Graben seine Wurfgeschosse. Französische Stoßtruppler bleiben ihm die Antwort nicht schuldig, aber mit verbissenem Trotz, das Abbild eines Vorkämpfers, behauptet Schneidereit seinen Platz.

Auch als ein französischer Scharfschütze Schneidereit in den gerade zum Wurf erhobenen Arm trifft, gibt dieser harte Soldat den ungleichen Zweikampf nicht auf. Er eilt zurück, läßt sich flüchtig verbinden und steht gleich darauf wieder im Sappenkopf.

Schneidereits Stand wird schwerer und schwerer. Zwei Mann, die Musk. Schramm und Nitz († Sommeschlacht 1916) eilen, mit Sandgranaten bewaffnet, ihrem Zugführer zu Hilfe. Wurf folgt auf Wurf. Einige der dicht aufeinanderfolgenden schwarzen Bälle, die der Franzose jetzt treffsicher in die Sappe schleudert, kann Schramm mit dem Spaten zurückschlagen. Dann aber sitzt ein Volltreffer im Graben. Schneidereit kann nicht mehr ausweichen. Im Feuer der Detonation bricht er zusammen.

Seine beiden Getreuen schafften ihn durch die Knietiefe Sappe — verfolgt vom französischen Feuer — mühsam Schritt für Schritt zurück. In der Stellung angelangt, legten sie den Todwunden auf den Schützenauftritt eines Postenstandes. Oblt. v. Brandis eilte herbei, rief ihn laut beim Namen. Da schlug Schneidereit noch einmal die Augen auf, umfaßte mit einem langen Blick seinen Oberleutnant, seine Kameraden, den Posten hinter der Brustwehr — und schloß seine Augen für immer. „Ein Geld in des Wortes wahrster Bedeutung, immer vornweg, überall der Erste, schneidig bis zur Tollkühnheit“, so hat Oblt. v. Brandis das Bild dieses vorbildlichen Soldaten in seiner Erinnerung bewahrt.



## Patrouillengänger Gefreiter Kreuz

Oft sind es die sich am Rande großer Schlachten abspielenden unscheinbaren kleinen Gefechts-handlungen, die dem Mann in Reih und Glied Gelegenheit zu besonderer Tat bieten. Es war im März 1918, in der „Großen Schlacht von Frankreich“, als eine Patrouille des Königsberger Grenadier-Regts. Nr. 3 in der Nacht zum 28. März den Auftrag erhielt, Verbindung mit dem Nachbarregiment aufzunehmen. — Die Durchführung des Auftrages war schwierig. Die Patrouille mußte im Nachtdunkel den Sommekanal überschreiten und sich im unbekannten Gelände auf ungewisse Angaben hin an die nur vermutete Linie des benachbarten Regiments herantasten. Da die Königsberger Grenadiere sich als spitzer Keil vor die deutsche Front gesetzt hatten und der Feind noch in beiden Flanken stand, mußte die Patrouille auf Zusammenstöße mit dem Gegner rechnen.

Die Führung der Patrouille übernahm Ofw. P a n k o w von der 7. Kompanie, der schon auf manchem gefährlichen Erkundungsgang seine Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit bewiesen hatte. Drei Mann, der Gefr. Kreuz und die Grenadiere Bittner und Rodder vom Kompanie-Stoßtrupp, die gleichfalls keine Anfänger mehr waren, begleiteten ihn. —

Bis zum Sommekanal kam die Patrouille glatt vorwärts. Der Kanal wurde auf Planken und Baumstämmen überschritten, und dann ging es vorsichtig tastend am anderen dicht bewachsenen Ufer ins Dunkel hinein. Trotz aller Vorsicht prallte die Patrouille überraschend auf ein Bivak mehrerer englischer Kompanien. Die Posten waren auf ihrer Hut. Sie schlugen sofort Alarm und gaben Feuer. — Jetzt überstürzten sich die Ereignisse. Gleich zu Beginn war der Patrouillenfürher durch einen Brustschuß zu Boden gestreckt worden. Er konnte gerade noch seinen Leuten zuflüstern: Deckung nehmen! Einzeln zurückarbeiten!“, da traf ihn ein zweiter Schuß in den Arm. Mühsam kroch der Feldwebel zum Kanalufer zurück und versteckte sich hier in dem dichten Gebüsch, um vor dem schwierigen Übergang einen Augenblick zu verschmausen.

Die Schüsse der Posten hatten das ganze englische Bivak in Aufruhr versetzt. Salven knatterten in die Nacht hinein.

Noch konnte Gefr. Kreuz, der sofort die Führung der Patrouille in die Hand genommen hatte, seinen beiden Begleitern zurufen, sie sollten schleunigst mit dem Verwundeten über den Kanal zurück, er würde den Rückzug decken, als erst Gren. Bittner und gleich darauf Rodder von mehreren Geschossen getroffen tot im Grase zusammensackten.

Der Gefr. Kreuz war allein, aber auch jetzt dachte der alte erprobte Feldsoldat, der so manchen harten Strauß hinter sich hatte, nicht an Flucht. Er mußte aushalten, um dem auf sich allein angewiesenen schwerverwundeten Patrouillenführer die Möglichkeit zu geben, auf dem Notsteg über den Kanal zurückzukriechen. In dem hohen Kiedgras gedeckt, sieht Kreuz seitwärts von sich die flachen Tellerhelme einer vorführenden englischen Abteilung auftauchen. Die feindliche Patrouille verliert sich wieder im Dunkel der Nacht. Da taucht schemenhaft wenige Meter vor ihm eine dunkle Gestalt auf; sie kommt direkt auf ihn zu. Es ist ein britischer Offizier. Der Befreite läßt kein Auge von ihm. Schießen darf er nicht, denn noch haben die Engländer nicht die Spur der deutschen Patrouille gefunden. Fester packt Kreuz sein treues Gewehr; er muß den Gegner erledigen, ehe er noch Alarm schlagen kann. Der Offizier ist auf zwei Meter heran, da springt ihn der Befreite an und schmettert ihn, bevor er noch seinen Revolver abdrücken kann, mit einem wuchtigen Kolbensschlag zu Boden. Schon aber ist die britische Patrouille aufmerksam geworden und eilt im Laufschrift heran. Jetzt erst denkt der tapfere Befreite an den Rückzug. Es ist die allerhöchste Zeit. Gebückt springt er durch das hohe Gras zurück, die Verfolger in langen Säzen hinterher. Durch das dichte Ufergebüsch, über die Kanalböschung hinweg geht die wilde Jagd. Kurz entschlossen springt der Befreite ins Wasser, da trifft ihn aus britischen Karabinern das tödliche Geschöß.

Als einziger von der Patrouille kehrte ihr schwerverwundeter Führer, Pfw. P a n k o w, für den sich Gefr. Kreuz geopfert hatte, zurück. Am nächsten Tage bei der Fortsetzung des Vormarsches fanden ihn die Kameraden mit umgehängtem Gewehr am Kanalufer liegend. Keine fünfzig Meter entfernt lag mit zerschmettertem Schädel die Leiche eines britischen Offiziers, des stummen Zeugen von der letzten Patrouillentat des tapferen Königsberger Grenadiers.



## Meldegänger vor Verdun

Der Ruf: „Freiwillige vor!“ verhallte bei einer deutschen Truppe niemals ungehört. Auch in den tollsten Gefechtslagen, in wahrhaft verzweifelten Situationen fanden sich immer Männer, die bereit waren, ihr Leben für ihre Kameraden, für die Rettung der ganzen Truppe aufs Spiel zu setzen. —

Da waren im Hochsommer 1916 die „Sacketauer“ vom westfälischen Inf. Regt. 16 an der Verdunfront eingesetzt. Diese Augustwochen umschlossen mit die böseste Zeit der für den deutschen Soldaten so erinnerungsschweren Kampfepoche vor der Maasfestung. Der Franzose hatte den durch fortgesetzte Abgaben an die Sommefront erheblich geschwächten Deutschen nach und nach in die Abwehr gedrängt und versuchte in zahlreichen wütenden Angriffsstößen den Griff des Gegners, der die Festung immer noch würgend umspannte, zu lockern. Vor allem richteten sich die von mächtigen Feuerwirbeln vorbereiteten französischen Sturmangriffe gegen die deutsche Front zwischen Fleury und dem Panzerwerk Thiaumont. Hier bei Thiaumont lagen seit dem 8. August die „Sacketauer“ in deckungsloser Trichterstellung, Tag und Nacht von den Einschlägen schwerer Kaliber in Atem gehalten, ausgedörrt von der glühenden Augustsonne, und warteten mit zusammengebißenen Zähnen auf den französischen Angriff, der jede Stunde losbrechen konnte.

Bei der 11. Kompanie, die nach der Verwundung des Führers Lt. Gehrke führte, war die Lage am 10. August abends besonders kritisch. Das französische Zerstörungsfeuer hatte in der Trichterstellung übel gehaust. Schwere Verluste waren eingetreten. Mit den noch verbliebenen kampffähigen Resten war eine durchlaufende Besetzung des der Kompanie anvertrauten Abschnittes nicht mehr möglich. Breite Lücken klafften zu den Nachbarkompanien, die selbst keinen Mann zum Verstopfen der Löcher entbehren konnten. Sandgranaten, Gewehr- und M.G.-Munition waren vielfach verschüttet. Die Waffen von den aufgewirbelten Erdmassen verschmutzt und so versandet, daß die Gewehrslösser mit dem Spaten aufgeschlagen werden mußten.

Ärger aber als das nun schon drei Tage anhaltende feindliche Artilleriefeuer hatte der verzehrende Durst die Kampf-

Kraft der Truppe beansprucht. Was der Verbunkämpfer hier in den vom Verwesungsduft der Sommerschlachten umwitterten Trichterstellungen, eingehüllt in aufwirbelnde Staubwolken und dichte Schwaden beizenden Pulverqualms, an Durstqualen auszuhalten hatte, stellte an die moralische und körperliche Widerstandskraft des einzelnen Mannes höchste Anforderungen. Kein Wunder, daß ein großer Teil der Besatzung völlig apathisch in ihren Granatlöchern hockte, Posten vor Schwäche umfielen und die notwendigsten Stellungsarbeiten liegenbleiben mußten.

Mit schweren Sorgen sieht der Komp.-führer Lt. Gehrke dem bevorstehenden französischen Angriff entgegen. Meldung muß zurück zum Stab: Verstärkungen, Waffen, Munition und vor allem Wasser müssen herangeschafft werden. Was das heißt, weiß niemand besser als Lt. Gehrke. Seit zwei Tagen ist trotz aller Aufopferung kein Trägertrupp mehr von hinten durchgekommen. Das verfluchte Sperrfeuer in den zurückliegenden Schluchten und die berüchtigten unberechenbaren Feuerüberfälle auf dem Höhenrücken „Kalte Erde“ haben sie vernichtet oder in alle Winde zersprengt. Auch von den bewährten alten Kompaniemeldern ist keiner mehr da, der den Gang machen könnte. Auch sie hat der Moloch Verdun bereits verschlungen. Zwei Mann sind für den Meldegang notwendig, denn bei Verdun kann man es nicht darauf ankommen lassen, einen einzelnen Mann abzuschicken; die Wahrscheinlichkeit, daß er durchkommt, ist auf diesem heißen Boden zu gering. — Der Kompanieführer springt von Trichter zu Trichter: „Zwei Freiwillige für einen Meldegang zum Bataillonsstab!“ Der Leutnant braucht nicht lange aufzufordern. Sofort melden sich die Musk. K o i t k a und B r i n g s. Beladen mit sämtlichen Feldflaschen der Kompanie und begleitet von tausend Segenswünschen der Kameraden treten die beiden Musketiere bei Einbruch der Dunkelheit ihren gefährlichen Gang an.

Von Granatloch zu Granatloch springen die beiden Läufer die zermühlten Gänge zum Thiaumont Rücken hinauf. Keuchend, in Schweiß gebadet erreichen sie die Höhe, aber hier auf diesem verrufenen Fleck Erde, auf dem sich alle bösen Geister Verduns ein Stelldichein geben und die flankierungsbatterien vom Fort Marre sich austoben, gibt es keine Atempause. Weiter! —



Mehrmals müssen die beiden Melder besonders stark unter Beschuß liegenden Zonen ausweichen und große Umwege machen. Hierbei stoßen sie auf zwei Meldeläufer eines anderen Regiments, die bis zu dem berüchtigten Steilhang den gleichen Weg haben. Die beiden fremden Melder sind barhäuptig, beide bluten aus Kopfwunden, aber keiner denkt daran, hier mitten in der Sperrfeuerzone Halt zu machen und die Wunden zu verbinden. Hier auf dem Thiaumont-rücken gibt es nur eine Parole: Durch! Einer hinter dem anderen setzen die vier Meldeläufer mit kleinen Abständen gemeinsam ihren Weg fort. Noch sind sie keine hundert Meter weitergekommen, da heult es aus dem Rücken heran, instinktiv werfen sich alle vier zu Boden, als auch schon unmittelbar neben ihnen mit ohrenbetäubendem Krachen ein schweres Kaliber krepirt. Musk. Koitka, von dem Luftdruck mehrere Meter fortgeschleudert, erhebt sich halb betäubt. Er ist wie durch ein Wunder unverletzt geblieben; seine drei Kameraden aber hat es gepackt. Mit schweren Splitterwunden wälzen sie sich stöhnend am Boden. Es brennt Koitka unter den Nägeln, die ihm anvertraute Meldung beim Stabe abzugeben, auch wird die Kompanie schmerzlich auf seine Rückkehr warten, aber all das tritt im Augenblick vor der Kameradschaftlichen Pflicht, den drei hilflosen Verwundeten zu helfen, in den Hintergrund. Einen nach dem anderen nimmt sich Koitka vor, verbindet inmitten der krachenden Einschläge ruhig und besonnen die Wunden, drückt den beiden schwerverwundeten fremden Meldern die Hand, verspricht ihnen, sofort Sanitäter zu ihnen zu schicken, läßt sich dann seinen Kameraden Brings auf den Rücken und stampft vorsichtig tastend durch das nächtliche Trichterfeld in Richtung des Steilhanges, an dem sich der Bataillonsgefechtsstand befindet.

Abwechselnd im Schritt, dann wieder in kurzem Laufschrift unter peitschenden Schrapnells hinweg, arbeitet sich Koitka mit seiner schweren Last auf dem Rücken durch die Trichterwüste hindurch. Mehrfach schleudert ihn der Luftdruck von Naheinschlägen mit seiner wunden Last in die Granatlöcher, einige Male glaubt er, es ginge nicht mehr. Kaum kann er noch die steilen Ränder der Trichter mit dem Verwundeten auf dem Rücken hochkriechen. Aber das Stöhnen seines hilflosen Kameraden und der Gedanke an

die Kompanie, die mit verzehrender Ungeduld auf seine Rückkehr wartet, läßt ihn den toten Punkt immer wieder überwinden. So gelangt er — mit nachtwandlerischer Sicherheit den kaum sichtbaren Eingang zum Gefechtsstand findend — endlich nach unsagbaren Anstrengungen zum Bataillonsstab.

Koittka ist am Ende seiner Kraft. Er kann noch seinen Kameraden Brings einem Krankenträger übergeben, er kann noch mit zitternden Knien die Stufen der Stollentreppe hinuntersteigen und seine Meldung dem Kommandeur abgeben, auch kann er noch mit äußerster Anstrengung den Arzt im Sanitätsstollen von dem Standort der beiden zurückgelassenen Verwundeten benachrichtigen — dann aber ist es mit ihm vorbei: ohnmächtig bricht er zu Füßen des Arztes zusammen.

Als Koittka aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht und einige Flaschen Wasser seine Lebensgeister wieder aufgefrischt haben, ist dieser Brave nicht mehr zu halten. Der Kommandeur, von der Leistung des jungen Musketiers tief beeindruckt, will ihn noch einige Stunden zur Schonung beim Stabe behalten und an seiner Stelle zwei andere Melder nach vorn schicken, auch rät der Arzt dringend davon ab, jetzt sofort wieder die Hetzjagd durch die Sperrfeuerzone zu unternehmen, aber dieser unverwundliche Musketier bleibt fest. „Die Kompanie wartet, Herr Hauptmann, und ein anderer wird sie vielleicht nicht finden. Ich werde es schon schaffen!“ — Da drückt ihm der Hauptmann die Hand: „Gehen Sie mit Gott!“ — Schwer beladen mit Feldflaschen tritt Musk. Koittka den gleichen schaurigen Weg durch die Sperrfeuerzone nach vorn an. Ein Trägertrupp mit Waffen und Munition folgt ihm. Von der Kompanie mit unbeschreiblicher Freude begrüßt, gelangen alle glücklich noch vor Anbruch der Dämmerung in die vorderste Linie. Das Wasser bewirkt Wunder, und als der Morgen des 11. August heraufdämmt, ist die Kompanie wieder auf der Höhe.

Als im Laufe des Tages der lang erwartete französische Angriff losbrach, wurde er, wie auch an der übrigen Front, so auch vor dem gefährdeten Abschnitt der 11. Kompanie restlos abgewiesen. Nicht zuletzt war dies dem freiwilligen Opfergang des Musk. Koittka in der Nacht zuvor zu verdanken. So verdienten sich junge Soldaten 1916 ihr Eisernes Kreuz!



## Bis zum letzten Mann . . .

Die Herbstschlacht in der Champagne 1915 kann, was Masseneinsatz an der Westfront anlangt, den ersten Platz für sich beanspruchen. In diese Durchbruchschlacht warf der französische Generalissimus Joffre auf einer Frontbreite von nur 25 Kilometern 19 Divisionen — jede vier Regimenter stark — als erstes Treffen gegen die deutsche Front vor; acht Divisionen folgten im zweiten und weitere acht Divisionen als Durchbruchreserve im dritten Treffen. Das war auf dieser schmalen Front innerhalb von zwei Wochen der Einsatz einer infanteristischen Kampfkraft von annähernd 380 000 Mann.

Ein 72stündiges pausenloses Trommelfeuer leitete die Schlacht ein. Dann griffen am 25. September 1915 die französischen Sturmdivisionen zum Bajonett. In seinem Tagesbefehl rief der französische Generalissimus den Angriffstruppen zu: „Euer Elan wird unwiderstehlich sein! Er wird Euch . . . bis zu den Batterien des Feindes und über seine befestigten Linien hinaustragen! Ihr werdet ihm nicht Ruhe und Rast gönnen bis zur Vollendung des Sieges.“ — Der französische Soldat, der als Zuschauer dem bisher für unmöglich gehaltenen Masseneinsatz seiner Artillerie beigewohnt hatte, war überzeugt, ein leichtes Spiel, einen Spaziergang durch die zertrümmerten deutschen Stellungen bis hinein ins freie Feld vor sich zu haben. Dementsprechend war auch die Angriffstaktik des Feindes. In tiefen Stoßkolonnen und einer kaum glaublichen Massierung rollte die Lawine der französischen Sturmtruppen gegen die Front der Sachsen, Rheinländer, Westfalen und Sassen zwischen Auberive—Souain und dem Kanonenberg vor.

Am rechten Flügel der nur von fünf deutschen Divisionen verteidigten Front stehen die Sachsen der 24. Res.-Division, auf die im Umkreis von Auberive sich drei französische Divisionen mit geballter Kraft werfen. Die Büchsen sächsischer Jäger gebieten dem Feind vor den Trümmern von Auberive Halt. Das Res.-Inf.-Regt. 104, das sich dem Angriff einer ganzen französischen Division entgegenstemmen muß, fertigt inmitten seiner zerwühlten Kampfstellung den Franzosen in wütenden Gegenstößen so scharf ab, daß 1000 Gefangene in seiner Hand bleiben.

Am rechten Flügel des schwer bedrängten Res. Inf. Regts. 101 ist an der Nahtstelle zur Nachbartruppe ein Zug schwerer Maschinengewehre vom Res. Inf. Regt. 100 eingesetzt. Zwei schwere M.G. bedeuteten 1915, wo das Gewehr 98 noch die alleinige infanteristische Hauptwaffe war und die deutschen Infanterieregimenter nur über eine Maschinengewehr-Kompanie zu sechs Gewehren verfügten, eine sehr starke Abwehrkraft. Dem Zug des Pfw. Suhrmann war daher mit seinen beiden M.G. auch allein die Sicherung der Nahtstelle auf etwa 150 m Frontbreite übertragen.

Wie ein Sinnbild des deutschen Champagnekämpfers 1915 wirkt dieser Abwehrkampf des M.G.-Zuges Suhrmann, der buchstäblich bis zum letzten Mann durchgeführt wurde. Mehrmals waren die beiden Gewehre im Trommelfeuer verschüttet worden, aber bis zum Beginn des französischen Generalangriffs hatte die Bedienung beide Waffen wieder gefechtsbereit machen können. Auf den Alarmruf der Posten sind die Richtschützen aus ihren Deckungen ans Gewehr gesprungen, mit wenigen sicheren Handgriffen sind die Gewehre schussfertig gemacht, der Schütze 2 und Schütze 3 stehen auf ihrem Platz, und schon schlagen den im Niemandsland vorwärts stampfenden französischen Sturmlinien die todbringenden Geschossgarben ins Gesicht.

An dem Gewehr des Uffz. Becker liegt der Richtschütze Möbius im Dauerfeuer, als ihn zwei Schüsse zugleich verwunden. Waffenmeister Kossel springt sofort an seine Stelle. Noch hat er kaum den Daumen auf das Druckstück aufgesetzt, da sinkt er mit Kopfschuß vom Schützenauftritt. Sofort ist der Gewehrführer, Uffz. Becker, von seinem Beobachtungsstand zum Gewehr geeilt und bringt die Waffe wieder zum Schuß. Aber der Franzose hat den gefährlichen Gegner erkannt, und seine Gegenwirkung vereinigt sich jetzt auf die Stellung des M.G.-Zuges. Seine Maschinengewehre nehmen aus dem Niemandsland und mit überhöhendem Feuer aus der alten französischen Stellung den Kampf auf. Auch eine Feldbatterie und französische Minenwerfer müssen den Standort dieses deutschen Stützpunktes erkannt haben. Schon krachen im nahen Umkreis die Einschläge.

Uffz. Becker hat trotzdem eine ganze Zeit lang das Gewehr mit sichtbarem Erfolg bedienen können, da macht ihn ein häßlicher Treffer in den Ellenbogen kampfunfähig. Aber



jeder Schütze weiß, worauf es an diesem Tage des französischen Generalangriffs ankommt. Schon ist Schütze K ö p p e n als Ersatzmann für den Gewehrführer eingesprungen, gerade im richtigen Augenblick, um die schon durch die Verhaue der 30er quellenden französischen Sturmhaufen flankierend fassen zu können. Er sprengt sie auseinander. Der ingrimmige Siegesruf des Schützen aber endet in einem Köcheln; ein tödlicher Halschuß hat ihn auf die Grabensohle geworfen. Da stellt sich als letzter Mann der Bedienung Schütze P e r l in die Bresche. Er feuert aus glutheißem Lauf, bis ihn die Garbe einer französischen Mitrailleuse faßt. Das Gewehr wird getroffen, der Mantel durchlöchert, und drei Schüsse setzen diesen Letzten des Gewehrs außer Gefecht. Ein Mann, der im Unterstand Patronen gegurtet hat, eilt herbei und bringt die kostbare Waffe in Sicherheit.

Der Kampf des zweiten Gewehrs war nicht minder dramatisch. Ein Granatsplitter fährt dem Gewehrführer S c h i r m e r, der als erster Richtschütze hinter seiner Waffe liegt, in die Brust. Er sackt zusammen. Richtschütze G ö l z s c h schießt den toten Kameraden beiseite, stellt sich breitbeinig hinter das Gewehr und bleibt mit klaren, kalten Augen im Ziel. Da trifft ihn der Schuß eines französischen Scharfschützen mitten zwischen die Köarden in die Stirn. Aber auch dieses Gewehr kann der Franzose nicht zum Schweigen bringen, solange die Waffe selbst und noch ein einziger Mann der Bedienung gefechtsfähig bleiben. Es sind harte Gegner, diese deutschen Maschinengewehr-Schützen!

Jetzt ist es der Schütze B o s c h, der mit starker Faust die Sandgriffe packt und die Mündung langsam von rechts nach links und wieder zurück wandern läßt, bis ein Naheinschlag ihn schwer verwundet. Schütze G e r t h steigt schweigend über die Körper seiner Kameraden, und wieder gellt das unerbittliche Sämmern des Maschinengewehrs nach kurzer Unterbrechung den Franzosen in die Ohren. Da sitzt eine Mine als Volltreffer im Graben, und aus vielen Wunden blutend sinkt auch der Schütze Gerth nieder. Der selbst durch mehrere Schüsse verwundete P e r l vom Nachbargewehr schafft als treuer Kamerad den schlimm zugerichteten Gerth mühsam in den nächsten Unterstand. Bei diesen Wunden aber kann auch keine Kameradenhand, kein Arzt mehr helfen. Von den

vier Mann des Gewehrs Schirmer ist Gerth der dritte, der auf dem Platz, wohin ihn die Pflicht gestellt hat, gefallen ist.

Endlich hat der Franzose Luft bekommen. Die ersten Trupps brechen hier an der Nahtstelle zwischen den Regimentern 100 und 101 in die Stellung ein. Mit den letzten drei Mann seines Zuges, die Patronen gegurtet und Munitionskästen herangeschleppt hatten, nimmt der Zugführer, Vfw. Suhrmann entschlossen den Kampf gegen den eingedrungenen Feind auf. Ein Versuch, das zweite Gewehr noch einmal schußfertig zu machen, mißlingt. Laufaufbauchung! Da greifen diese vier einsamen Männer zu Pistole und Sandgranate und halten sich hinter hastig errichteten Sandsack-Barrieraden die Franzosen solange vom Leibe, bis der Gegenstoß einer Kompanie 101er diese Letzten des M.G.-Zuges Suhrmann befreit. Im schneidigen Gegenstoß revanchiert sich die Infanterie für die hervorragende Waffenhilfe, die der M.G.-Zug Suhrmann auf gefährdetem Posten den 101ern geleistet hat.

Wenn der Franzose diese Offensive, von der der französische Oberbefehlshaber Joffre „den Übergang über den Rhein im Oktober 1915“ erwartete, nach 1stägigem Massenkrieg unter wahrhaft grauenhaften Verlusten von 150 000 Mann abbrechen mußte, dann waren es in den zertrümmerten, qualmverhangenen Linien der deutschen Front Männer dieses Schlages gewesen, an denen der französische Elan zerbrach.

## Geschütz vor

„Die Artillerie hat der Infanterie die Bahn zum Siege zu brechen!“ — Mit diesem fernigen Satz hat das Artillerie-Reglement der alten Armee die entscheidende artilleristische Gefechtsaufgabe klar gekennzeichnet. In zahllosen Fällen hat die deutsche Artillerie diesen Wahlspruch in die Tat umgesetzt, und oft waren es nicht Abteilungen und Batterien der Feldartillerie, sondern einzelne Züge, ja bisweilen sogar ein einziges Geschütz, das durch den rücksichtslosen Einsatz seiner Bedienung eine kritische Lage überwinden und der Infanterie ihren dornenvollen Weg zum Sieg erleichtern



half. Schon zu Beginn des Krieges, als noch keine Kampferfahrungen vorlagen, als Infanterie-Begleitgeschütze, Tankzüge und Sturmbatterien noch unbekannte Begriffe waren, führte die Not des Augenblicks von ganz allein zu einem „Zusammenwirken der Waffen“, das, wie der Einsatz des Zuges *El s n e r* von der 3. Batterie des Feld-Art. Regts. 68 bei der Erstürmung der alten Festung Lille zeigt, von durchschlagendem Erfolg begleitet war.

Lille, die größte und reichste Stadt Nordfrankreichs, die sich trotz des Wandels der Festungsbaukunst mit ihren Außenwerken, ihren Wällen und Gräben und der trutzigen Zitadelle noch den Charakter eines festen Platzes bewahrt hatte, war bei dem „Wettlauf zum Meere“ im Oktober 1914 über Nacht in den Brennpunkt der kriegerischen Ereignisse gerückt. Von Westen nahten Briten und Franzosen, von Osten hasteten in Gewaltmärschen deutsche Regimenter heran, um vor dem Eintreffen des Gegners Hand auf dieses mächtige Einfallstor nach Flandern zu legen.

Noch bevor die ersten deutschen Gelmspizen in französisch-Flandern aufgetaucht waren, hatte General Joffre eine Brigade Landwehr und eine Anzahl Schwadronen afrikanischer Jäger und Spahis nach Lille geworfen und die Stadt in Verteidigungszustand setzen lassen. Die französische Seeresleitung vertraute fest darauf, daß diese Besatzung hinter ihren starken Bastionen auch einem stärkeren Gegner solange Widerstand zu leisten vermochte, bis die Entsatzarmeen heran waren.

Es war auf beiden Seiten ein atemloser Wettlauf um den Besitz dieses mächtigen strategischen Stützpunktes. Bei La Bassée hatten sich der anmarschierenden 10. französischen Armee bereits deutsche Divisionen entgegengeworfen und in kräftigem Zupacken festgehalten. Dagegen hatte die deutsche Seeresleitung zwischen La Bassée und Xpern der im Vormarsch befindlichen Masse der britischen Armee nur Seereskavallerie entgegenzustellen. Diese löste ihre Aufgabe ausgezeichnet und erstritt in opfervollen Gefechten kostbaren Zeitgewinn, jedoch mußte sie vor der feindlichen Übermacht Schritt für Schritt Raum geben. So war die Lage, als die Spizen der deutschen Infanterie am 11. Oktober 1914 vor Lille erschienen. Gelang es der Besatzung, nur 4 8 St u n . den hinter ihren Wällen standzuhalten, so war der Brite

heran, und der deutschen Armee blieb die Einfallspforte Glanderns verschlossen.

Aber die deutsche Führung war fest entschlossen, den Feind nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Da zu längeren Vorbereitungen keine Zeit blieb, mußte ein Handstreich versucht werden. Noch erschöpft von harten Gewaltmärschen, die sie von den Auslabebahnhöfen bei Valenciennes in einem Zuge bis vor die Tore von Lille geführt hatten, stellten sich die sächsischen Regimenter des XIX. Armeekorps sofort zum Angriff auf die wallumgrenzte Stadt bereit. Um der Stadt und ihrer Bevölkerung das Schicksal eines Bombardements zu ersparen, erging an den französischen Kommandanten die Aufforderung zur Übergabe. Oberst de Pardieu, dem Funksprüche von dem Gerannahen der Entsatzarmeen den Nacken gesteißt hatten, lehnte jedoch schroff ab und übernahm die Verantwortung für die Beschießung.

Am 12. Oktober 1914 schritten die Sachsen kurz entschlossen zum Angriff. Die schwerste Aufgabe fiel der 88. Brigade zu, die das Inf. Regt. 104 gegen die stark befestigten Bahnhofsanlagen und das Inf. Regt. 181 gegen das Tor von Douai ansetzte. Bei den 181ern lag die Entscheidung. Während die Batterien ihr Feuer auf Wälle und Tore und die durch Barrikaden gesperreten Vorstädte legten, arbeiteten sich die Bataillone über die öde und verlassen liegenden Außenwerke bis auf Sturmentfernung an die Wälle heran. Mochten Lilles Befestigungen auch veraltet sein, so gaben sie doch der infanteristischen Verteidigung starken Rückhalt. Wallgräben von 8 m Tiefe mit senkrecht abfallenden Mauern und 25 m Breite, denen ein plattes Glacis vorgelagert war, stellten dem Angreifer vor dem Hauptwall schwer überwindbare Hindernisse entgegen.

Unmittelbar nach dem Einschlag einer Kollsalve stürmten die 181er vor und legten in atemlosem Lauf die 300 m zwischen dem Außenwall und dem Tor von Douai zurück. Vor einem breiten Drahthindernis am Tor kam der erste Anlauf zum Stehen. Schnellfeuer vom Innenwall und aus dem Tor segte durch die Reihen der Stürmer. Das Schicksal der beiden in vorderster Linie angreifenden Kompanien wäre auf dem deckungslosen Glacis besiegelt gewesen, wenn nicht die M.G.K. im richtigen Augenblick zur Stelle gewesen wäre. Vom Außenwall her sprühten die sechs schweren Gewehre



über die Köpfe der Stürmer hinweg ihre feurigen Garben auf die Verteidiger und Kämpften mit ihrem Geschosshagel den Rand des Innenwalles ab. Verblüfft zog die Besatzung den Kopf ein, ihr Feuer flackerte ziellos und ebte schließlich ab. Diesen günstigen Augenblick benutzte der Pion.Gefr. Schmitt als, sprang mit einem Satz vor und warf trotz der aus dem Tor ihm entgegenschlagenden Schüsse eine gestreckte Ladung in das Hindernis, die die Drähte in Fetzen riß. Unmittelbar nach der Detonation sprangen die Kompanien mit Hurra vor, stürmten die erste Barrikade mit dem Bajonett, machten die Besatzung nieder und warfen sich auf die dicht dahinterliegende zweite Barrikade an der Innenseite des Tors. Der Franzose wehrte sich verzweifelt. Noch auf wenige Meter Entfernung streckten ihre Schüsse die vordersten Stürmer — Oblt. Windisch, Off.Stellv. Noack und Gefr. Brenner — tot zu Boden, dann aber verrichtete die blanke Waffe auch hier ganze Arbeit. Zu gleicher Zeit wurde auch die starke Besatzung der Wacht- und Zollhäuser, die die Innenseite des Tors flankierten, von den ungestüm zupackenden Sachsen in kürzester Frist überwältigt.

Die Stadtumwallung und das Tor von Douai waren damit in der Hand der Sturmtruppen, die Bresche war geschlagen. Aber die schwerste Aufgabe stand den 18jern noch bevor. In einem gewaltigen Halbkreis umrahmte der „Platz von Douai“ das Tor, und hier war jedes Haus, vor allem eine große Fabrikanlage, in eine Festung verwandelt. Aus Fenstern, Dachluken und Kellerlöchern schlug rollendes Schnellfeuer in die Torenge hinein und erstickte jeden Versuch, aus dem Toreingang auf den Platz vorzustoßen, im Keime. Serbe Verluste traten ein. Der Angriff stockte. Die beiden Angriffsbataillone der 18jer lagen am Wall und dem schmalen Durchlaß des Stadtttores fest.

In diesen kritischen Augenblicken ertönte von hinten durch die sich stauenden Gruppen der befreiende Ruf: „Straßefrei!“, und im Galopp kam unter Führung des Lt. Elsner ein Zug Feldartillerie herangesprengt. Es war ein prachtvolles Bild, als die Gespanne in windender Fahrt heran jagten, die Stangenreiter die erregten Gäule mit zitternden Flanken zum Stehen brachten, die Geschütze innerhalb weniger Sekunden abgeprobt wurden und nun von harten Kanonierfäusten vorwärts geschoben, polternd über die Brücke rollten.

Durch das Tor hindurch schieben die Kanoniere ihre Geschütze vor, und kaum strecken sie ihre Mündungen durch die Torpfeiler hindurch, als auch schon die französische Besatzung ihren Todfeind erkannt hat und aus den Häusern und Fabrikgebäuden ein wildes Schnellfeuer auf diese verlockenden Ziele abgibt. Aber schon faucht die erste Granate aus dem Rohr, und dann jagen beide Geschütze mit höchster Geschwindigkeit Schuß auf Schuß heraus. Vor den Augen der Kanoniere tanzen Funken von den Querschlägern, die wie Hagelschloßen das Pflaster peitschen. Prasselnd schlagen die Infanteriegeschosse gegen die Schutzschilde, aber unbeirrt halten die Kanoniere an den Geschützen aus. Sie blicken auf ihren Zugführer, Lt. Elsner, der — kaum gedeckt — mit einer erstaunlichen Ruhe die Einschläge beobachtet, neue Ziele zuweist und die Richtung verbessert, als ob er mit seinen Kanonieren auf dem Übungsplatz Großenhain, aber nicht — von Querschlägern umsurrt — vor der Infanterie auf dem Pflaster von Lille stände. Von Sand zu Sand lassen die Munitionskanoniere die Granaten aus den Prozen wandern, geladen — gerichtet — abgefeuert! — Wolken von Staub und Mörtel steigen aus den Gebäuden auf. Häuserwände krachen zusammen, lodernde Flammen steigen aus den getroffenen Gebäuden hoch, durch die Fenster der Fabrikanlagen frauchen grüngelbe Qualmwolken und zeugen von der vorzüglichen Wirkung des Beschlusses.

Den Sieg vor Augen trifft ein Querschläger Lt. Elsner in die Brust, den Richtkanonier Gefr. Schmitt wirft ein Kopfschuß tot über die Lafette, zwei weitere Kanoniere werden verwundet, aber die Geschützführer mit dem Rest der Bedienung bleiben im Ziel. Sie fühlen es, daß der Feind weich zu werden beginnt. Noch sechs, sieben Granaten in die Fabrik — und nun ist es mit der Widerstandskraft der französischen Besatzung zu Ende. Aus den qualmenden und brennenden Gebäuden flüchten bunt gemischt Gassen französischer Soldaten und Zivilisten, viele kommen völlig erschüttert mit hoherhobenen Händen auf die Deutschen zugestürzt, um sich zu ergeben.

Schon sind auch die 181er über den Platz vorgestürmt. Wo noch Widerstand aufflackert, wird er schnell gebrochen. Nichts kann jetzt den Schwung des Angriffs mehr aufhalten. Unverzüglich will der Regiments-Kommandeur, Oberstlt.



v. Welck, seine 181er zu weiterem Vorstoß in die Innenstadt ansetzen, da erscheint ein französischer Stabsoffizier und bietet im Namen des Kommandanten die bedingungslose Übergabe von Lille an. Vom Siegesgefühl geschwellt, rückt das Regiment in geschlossener Marschordnung am Denkmal der Jungfrau von Orléans vorbei zur Präfektur. Aus der Ferne klingt zu dem sterbenden Lt. Elsner brausend die „Wacht am Rhein“, der Siegesang der Infanterie, der er mit seinen beiden Geschützen — wie es das artilleristische Gesetz befahl — in gefährlicher Gefechtskrise „die Bahn zum Siege gebrochen“ hatte.

## Treue

Im Frühwinter 1916 war das westfälische Inf. Regt. 15 auf der Höhe 304 vor Verdun in Stellung gerückt. Hier war es seit dem blutigen Ringen im vergangenen Frühjahr ruhig geworden, nur machte sich für die deutsche Besatzung ein französischer Stellungsabschnitt außerordentlich störend bemerkbar. Es war der sogenannte „Backzahn“, ein spitzwinkliger Vorsprung, der den Höhenkamm überschnitt und den französischen Beobachtern noch über den „Toten Mann“ hinweg Einblick bis tief ins deutsche Hinterland gewährte. Manche Munitionskolonne und manch ein Trägertrupp waren Opfer dieser hier eingerichteten feindlichen Beobachtungsstellen geworden.

Der Divisionskommandeur hatte daher den Entschluß gefaßt, diesen lästigen Stellungskeil durch ein größeres Gewaltunternehmen zu beseitigen. Zwei geschlossene Kompanien und drei ausgesuchte Stoßtrupps des Regiments waren für die Durchführung des Unternehmens, an dem sich schon manch ein Vorgänger in dieser Stellung vergeblich versucht hatte, ausersehen.

Die Vorbereitungen für den Angriff waren dem Lt. Otto Wiegmann, einem im ganzen Regiment bekannten Stoßtruppführer, anvertraut worden, der sich dem Unternehmen mit Leib und Seele verschrieben hatte und mit Feuereifer an die Arbeit ging. Am 6. Dezember sollte das Unternehmen stattfinden, und am 2. Dezember führte die Sturmtruppe in

Anwesenheit des Divisionskommandeurs eine Generalprobe mit scharfer Munition durch. Hierbei stürzte Lt. Wiegmann so unglücklich, daß er sich das Fußgelenk verstauchte. Es war eine häßliche Verletzung, so daß der Arzt seine Teilnahme an dem Sturm für ausgeschlossen erklärte. Lt. Wiegmann konnte es nicht fassen, daß er von dem Angriff ausgeschaltet werden sollte. Die Gedanken, die ihn in diesen Tagen bewegten und das mit heißem Kameradschaftsgefühl gepaarte hohe Verantwortungsbewußtsein, das diesen erst 20jährigen jungen Offizier beseelte, spiegeln ein so erhebendes Bild echten Frontgeistes wider, daß drei Briefe, die Lt. Wiegmann damals an seine Eltern schrieb, hier im Auszug folgen sollen:

3. 12. 1916. „Gestern nachmittag üben mit scharfen Sandgranaten am Sturmwerk. Ich sprang mit solcher Vehemenz in einen Graben, daß ich mir das Fußgelenk verstauchte. Es ist zum Wildwerden! Keinen Schritt kann ich machen, ohne die blödsinnigsten Schmerzen zu haben.... Die Schwellung wird immer dicker, obwohl ich den Fuß stundenlang in eiskaltem Wasser habe.... Was sollen nur meine Leute denken, wenn ich auf einmal nicht mitmache? Unsinn, es muß gehen und es wird gehen. Auf den Willen kommt es an!“ —

4. 12. 1916. „Heute sind die beiden Sturmkompanien und die Stoßtruppe nach vorn gezogen. Ich will gar nicht versuchen, zu beschreiben, wie mir zumute war. Den ganzen Tag habe ich den Fuß im kalten Wasser gehabt. Jetzt fange ich wieder an, zu hoffen. Sptm. Lindow war heute morgen bei mir und meinte nur: ‚Wolligel!‘ — so nennt er mich meiner Haare wegen —, ‚mit dem Fuß kannst nichts machen.‘ — Aber man darf sich nicht unterkriegen lassen. So werde ich also, wenn irgend möglich, morgen nachmittag mit dem Stab nach dem Gefechtsstand gehen.“ —

5. 12. 1916. „Der Arzt war hier und hat trotz meiner Bitten dem Kommandeur gesagt, er könne die Verantwortung nicht übernehmen und hielte es für ausgeschlossen, daß ich mitmache. So sind der Kommandeur und Thomas allein fortgeritten und haben mich hiergelassen.... Und meine Leute, mit denen ich stürmen wollte, sitzen draußen in ihren Unterständen und warten vergeblich. Nein und abermals nein, ihr sollt nicht vergeblich warten, ich



Komme... — Ich muß nach vorn, wenn ich mich nicht selbst für feige und energielos erklären will. Seid nicht traurig liebe Eltern, wenn ich fallen sollte, wird man mich beim Regiment nicht so schnell vergessen. Es gibt nichts Schöneres im Leben, als Höchstes eingesetzt zu haben! —

Trübe und wolkenverhangen war der Morgen des 6. Dezember angebrochen. Der Franzose hockte schläfrig in seinen Gräben und Unterständen. In der vordersten deutschen Linie lagen die beiden Sturmkompanien und die Stoßtrupps sprungbereit in ihren Deckungen. Eine glänzende Angriffsstimmung beherrschte die Truppe, die mit Ungeduld auf den Beginn des deutschen Zerstörungsfeuers wartete. Nur bei dem Stoßtrupp Wiegmann, der „Auslese des Regiments“, ließ die Mannschaft die Köpfe hängen. Der Führer, mit dem jeder Mann in zahllosen Nachtpatrouillen und bei so manchem harten Nahkampf in den feindlichen Gräben eng verwachsen war, fehlte....

Schon hatte schlagartig das deutsche Artilleriefeuer eingesetzt und die „Backzahn“-Stellung in eine Wolke von Feuer und Rauch eingehüllt, als plötzlich vor dem Unterstand des Stoßtrupps Wiegmann ein lauter Ruf ertönte: „Unser Leutnant Kommt!“ — Die Stoßtruppler stürzten aus dem Stollen heraus, ungläubig, staunend, und was sie hier sahen, wird jedem einzelnen, der diese Augenblicke miterlebte, bis zu seinem Ende unvergeßlich bleiben. Da kam an einem Stoß humpelnd, auf seinen getreuen Burschen Krolih gestützt, der verletzte Offizier über die steile Höhe nach vorn. Es war ein erschütternder Anblick, ein Bild der verkörperten Frontkameradschaft.... Den tiefen Eindruck, den das Erscheinen Lt. Wiegmanns bei der Sturmtruppe hinterließ, hat ein Mitkämpfer festgehalten: „Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer bei der Truppe. Das erhabene Beispiel dieses Offiziers rief einen wahren Sturm der Begeisterung hervor. Die Mannschaft war kaum mehr zu zügeln...“

Der Sturm wurde ein glänzender Erfolg. Der „Backzahn“ wurde mit dem ersten Ruck gezogen. Fünf Offiziere und 223 Mann bildeten die ansehnliche Gefangenenbeute. Was Lt. Wiegmann, der Schulter an Schulter mit seinen Stoßtruppkameraden über Granattrichter und Gräben, über Draht-

schlingen und spanische Reiter hinweg bis zur 2. französischen Linie vorgeedrungen war, bei diesem Angriff mit zusammengebissenen Zähnen erduldet hat, mag derjenige ermessen, der mit einer noch nicht ausgeheilten Gelenkverstauchung die ersten Gehversuche auf glatter Straße unternommen hat.

In der genommenen 2. französischen Linie hatten die drei Stoßtrupps als Sicherung solange auszuhalten, bis die beiden Sturmkompanien mit sofort eingesetzten Bau- und Trägertrupps die „Bachzahn“-Stellung mit der deutschen Linie verbunden und zu nachhaltiger Verteidigung eingerichtet hatten. Und hier auf vorgeschobenem Posten in dem mächtig anschwellenden französischen Vergeltungsfeuer bis zum Abend ausharrend, traf Lt. Wiegmann ein Granatsplitter mit tödlicher Wirkung. Er hatte die Treue zu seiner Mannschaft mit dem Tode besiegelt.

## Pioniere auf dem Pulverfaß

Der Minierkrieg unter der Erde stellte eine der härtesten und unheimlichsten Kampfarten dar, die der Stellungskrieg in Frankreich und an der italienischen Bergfront mit sich gebracht hatte. Nur wenige Einzeltaten sind uns aus diesem Krieg unter Tage erhalten geblieben, denn über das Kampfgeschehen, das sich hier beim Legen der Minen und Gegenminen, beim Vorarbeiten unter der feindlichen Stellung und beim Zusammenprall „vor Ort“ abspielte, hat in den meisten Fällen der Bergtod seine dunklen Schleier gebreitet.

Mehr denn je kam bei diesem Krieg, der sich 50—60 m unter der Erde abspielte, alles auf die Wachsamkeit, Zähigkeit und das entschlossene Zupacken des einzelnen Mannes an. Wie deutsche Pioniere durch todesverachtenden Einsatz hoffnungslose Lagen zu meistern verstanden und durch ihre Opferbereitschaft unabsehbares Unheil verhüteten, zeigt ein erregender Vorgang, der sich bei dem 1. Bayr. Pionier-Bataillon an der Sommefront abspielte.

Im Frühjahr 1915 war die 2. Reserve-Kompanie dieses Bataillons zu Minierarbeiten bei La Boisselle eingesetzt. Es war in der Nacht vom 8./9. März 1915, als Uffz. Nagel,



der mit seiner Gruppe „vor Ort“ arbeitete, plötzlich einen frischen Luftzug feststellte, der in dem ganzen 35 m langen deutschen Stollen spürbar war. Er benachrichtigte sofort Off.Stellv. Heinz, den Offizier vom Dienst, der sich in den Stollen begab, um den merkwürdigen Vorgang zu untersuchen. Er entdeckte eine nur wenige Zentimeter breite Öffnung zu einem Nachbarraum, der kühle, frische Luft enthielt. Kein Zweifel, man war auf einen vorgetriebenen französischen Stollen gestoßen.

Heinz machte sich sofort an die Arbeit, um die Öffnung zu vergrößern, so daß er den Raum vorsichtig mit der Taschenlampe ableuchten konnte und entdeckte einen Haufen hochgeschichteter Pakete, die rücklings abgedämmt waren. Ein Paket wurde sofort mitgenommen und untersucht. Es war mit dem wohlbekannten französischen Sprengstoff „Geddite“ gefüllt. Jetzt war jeder Zweifel behoben. Die Pioniere waren auf eine *z ü n d f e r t i g e* französische Mine gestoßen. Da die Sprengung jeden Augenblick erfolgen konnte, befahl Off.Stellv. Heinz sofort die Räumung des Stollens und der Nachbarräume, die durch die Sprengung abgequetscht zu werden drohten und alarmierte zugleich die in Stellung liegende Infanterie.

Alles wartet in höchster Spannung, aber keine Zündung erfolgt. Da faßt Heinz einen tollen Entschluß: Die Sprenggefahr muß durch Entfernen der Ladung beseitigt werden! Der Ruf: „Freiwillige vor!“, geht durch die Reihen der Pioniere. Ohne mit der Wimper zu zucken, meldeten sich sofort: Utffz. Nagel, die Pioniere Amann, Bauer, Gottsmann, Hirn, Heinrich und Karl Hoffmann und — ein Beispiel echter Kampfgemeinschaft — Musk. Lanzén vom Res.-Inf.-Regt. 119, der seine Pionierkameraden auf diesem gefährlichen Gang begleiten wollte.

Schweigend steigen die acht Feldgrauen — Mann hinter Mann — ihrem Führer in den finsternen Stollen nach. Im Lauffschritt wird der 35 m lange Gang durchheilt. Schon sind sie „vor Ort“ angelangt. Die Spitzhacke schlägt in das Gestein. Es bröckelt, rutscht nach... Jetzt ist die Öffnung groß genug, um durchsteigen zu können. Die Pioniere stehen vor der feindlichen Sprengladung. Unsichtbar hockt hier der Tod im Dunkel. Jede Sekunde kann ein französischer Pionier-Offizier auf den elektrischen Knopf drücken und von den

neun Mann.... Aber fort mit den schwarzen Gedanken. An die Arbeit...

Von Hand zu Hand wandern die Pakete mit dem Sprengstoff. Kein Wort fällt. Schweigend und verbissen arbeiten die Männer. Kein Laut ist an dieser unheimlichen Stätte vernehmbar außer dem stoßweisen Atem der feldgrauen. So geht es 15 Minuten... 30 Minuten... 45 Minuten... Die Pioniere sind in Schweiß gebadet, aber der hochgeschichtete Haufen hat sich gelichtet. Da tauchen noch mehrere gefüllte Säcke auf und unter ihnen vier mächtige Holzkisten. Heraus mit ihnen... da stößt ein Pionier in höchster Erregung einen lauten Ruf aus: „Da! Die Zündleitungen!“ — Neun Augenpaare folgen dem ausgestreckten Finger. Im Blendlicht der Taschenlaterne blitzen die beiden kupfernen Zünddrähte auf. Kalt... tückisch... In ihnen sitzt der Tod... „Drahtscheren her...“, und schon sind die beiden Drähte mit einigen schnellen Sandgriffen zerschnitten. Die Gefahr ist gebannt. Lautlos huscht der Tod davon...

Tief atmen die erschöpften Männer auf. Jetzt erst kommt ihnen zum Bewußtsein, was sie hinter sich haben. Fünfundvierzig Minuten auf dem Pulverfaß, das sind einige tausend Sekunden, und der Bruchteil einer einzigen Sekunde hätte genügt, um keinen einzigen von ihnen wieder ans Tageslicht gelangen zu lassen.

Solche Taten schlichter selbstverständlicher Opferbereitschaft deutscher Pioniere sah der Minenkrieg, Taten, vor denen die Kameraden aller anderen Waffengattungen nur schweigend salutieren können.

## Der Meldereiter von Haute Maison

Keine 25 km mehr standen am 6. September 1914 die Reiterregimenter und Jägerbataillone des Kavalleriekorps von der Marwitz vom Fortgürtel von Paris entfernt, und von den Kirchtürmen der umliegenden Dörfer war mit scharfen Feldgläsern bereits die nadelfeine Spitze des Eiffelturms zu erkennen, als das Kavalleriekorps der überraschende Befehl traf, „den Rechtsabmarsch der 1. Armee v. Kluck zu



verschleiern". Was dieser plötzliche Halt nach ununterbrochenem vierwöchigem Vormarsch und der merkwürdige Abmarsch nach Norden zu bedeuten hatten, blieb dem Mann in Reih und Glied ein Rätsel. Er konnte nicht ahnen, daß am Tage zuvor eine französische Armee aus dem Fortgürtel von Paris zu einem gefährlichen Stoß in Flanke und Rücken der Kluck'schen Armee vorgebrochen war, und dieser Abmarsch nach Norden eine kühne Operation einleitete, durch die die französische Armee umfaßt und erdrückt werden sollte.

Nur soviel spürten die Reiter und Jäger des Kavallerie-Korps, daß sich in den Wäldern und Dörfern zwischen Coulommiers und Rozoy ein Unwetter zusammenbraute. In der ganzen Gegend war es lebendig geworden. Feindliche Kavallerie-Abteilungen tauchten in Front und Flanke auf, hinter Busch und Baum knallten die Schüsse unsichtbarer Gegner, und die Torgauer Husaren, die als Reserve der 2. Kavallerie-Division in Marschkolonne folgten, gerieten gar in einen Feuerüberfall versteckter feindlicher Batterien, dem 26 Husaren und 47 Pferde zum Opfer fielen.

In ihren Bivouaks hatten die Reiterregimenter die Nacht vom 6./7. September in höchster Alarmbereitschaft verbracht. Als der Marschtritt der letzten Bataillone im Rücken der Kavallerie verhallt war, als General v. d. Marwitz sogar die eine von seinen beiden Divisionen an die Marne gezogen hatte, um dort in die Schlacht einzugreifen, und tief im Süden bei Coulommiers nur die sechs Regimenter der 2. Kavallerie-Division zurückgeblieben waren, um die durch den Abmarsch der Armee entstandene gewaltige Lücke notdürftig zu decken, hatte die Spannung in den Stabsquartieren ihren höchsten Grad erreicht. Hier, wo die Zusammenhänge zu übersehen waren, spürte man die ganze Last der Verantwortung, hier wußte man, was auf dem Spiele stand, wenn der Engländer trotz sorgfältigster Verschleierung den Abmarsch der Kluck'schen Armee erkannt hatte und in die hierdurch entstandene, fast 50 km breite Lücke zwischen Kluck und der 2. deutschen Armee v. Bülow hineinstieß. Jede Stunde Zeitgewinn war kostbar, jede Meldung, die zur Klärung der Lage beitrug, Goldes wert.

Und als ob sich diese Gedanken der höheren Führung auf die Truppe übertragen hätten, fühlte der letzte Mann instinktiv, daß hier etwas Großes im Werden war. In der

auf vereinsamtem Posten ausharrenden Kavallerie-Division hatte an diesem 7. September 1914 jene Stimmung Platz gegriffen, die dem Soldaten die Sinne schärft, die — ohne daß ein ausdrücklicher Befehl erforderlich ist — jede Feldwache, jeden einzelnen Posten zu höchster Wachsamkeit und jede Patrouille zu bedingungsloser Durchführung ihrer Erkundungsaufgabe anspornte und die Jäger sowie die zum Fußgefecht abgeseffenen Reiter ingrimmig ihre Patronenreserve zählen ließ. Die Spannung steigerte sich, als eine M.G.-Abteilung ein englisches Flugzeug abschoss und die unverletzt geborgenen Insassen ihrem Erstaunen Ausdruck gaben, hier überhaupt noch deutsche Truppen anzutreffen.

Es war Nachmittag geworden, als nach längerem Geplänkel mit feindlichen Kavallerievorhuten vor den Linien der Goslarer Jäger, der Salberstädter Kürassiere und Torgauer Fusaren plötzlich Staubwolken sichtbar wurden, aus denen sich eine lange Kolonne marschierender Infanterie herauschälte. Hinter dieser etwa ein Regiment starken Kolonne, die im Dorf Haute Maison verschwand und von hier aus Schützenlinien zum Angriff entwickelte, tauchten am Horizont neue Staubwolken auf, die den Anmarsch weiterer beträchtlicher Kräfte ankündigten. Kein Zweifel, die britische Armee trat ihren Vormarsch in die Marne-Lücke an.

„Meldereiter!“ — „Zur Stelle!“ — „Meldung an die Division bei Pierre Levée“, befiehlt der Adjutant, „reiten Sie drei Kreuze!“ — Drei Kreuze auf der Meldung, das hieß: Schärfste Gangart! Der Meldereiter galoppiert ab. Er ist noch keine 600 m geritten, als in einem kleinen Gehölz an der Straße nach Pierre Levée einige Gestalten auftauchen. Der Reiter sieht scharf hin. Tellermützen... Khakibraune Uniformen... Engländer! Tief duckt sich der Reiter auf den Hals seines Pferdes, drückt ihm die Sporen in die Weichen und prescht vorbei. Zwei, drei Schüsse fallen, und einer hat gefessen. Der Reiter zuckt heftig zusammen. Ein bohrender Schmerz im Unterleib... Bauchschuß. Und einen Augenblick mögen sich wohl die Gedanken gejagt haben: Bis zur Division sind es über drei Kilometer, das schaffst du nicht, diese fressenden, brennenden Schmerzen hältst du nicht aus! Kehrt und die paar hundert Meter zum Regiment zurück, da bist du geborgen. —



Aber in seiner Tasche brennt die Meldung und in den Ohren klingt ihm noch das letzte Wort des Adjutanten: „Reiten Sie drei Kreuze!“ — Und da beißt dieser Tapfere die Zähne zusammen und drückt seinem braven Pferd wieder und wieder die Sporen in den Leib, obwohl er bei jedem einzelnen Galoppsprung vor grimmigen Schmerzen aufschreien möchte, und bei alledem weiß er, daß jede Erschütterung, jeder Sprung bei dieser Bauchverletzung den Tod bedeuten.

Endlos dehnen sich die drei Kilometer. „Aushalten! Aushalten“, hämmert es in dem wunden Mann. Da tauchen die roten Ziegeldächer von Pierre Levée auf, noch 500 m, mit Aufbietung seiner letzten Kräfte krampft sich der Meldereiter — im Sattel hin und her taumelnd — an der Pferdetränke fest, da sieht er den Divisionsstab, sieht wie durch einen Nebel, daß einige Offiziere ihm entgegengelassen kommen, dem Pferd in die Zügel fallen, und aus dem Sattel gleitend laßt der Reiter im Sterben: „Englische Kolonne ... Haute Maison ... erreicht. —

Name und Truppenteil dieses tapferen Mannes sind nicht erhalten geblieben. Der erschütternde Vorgang aber ist durch den beim Divisionsstab anwesenden Adjutanten des Fürstenwalder Ulanen-Regiments 3, Lt. v. Prittwitz und Gaffron, verbürgt. —

Jeder Junge und jedes Mädchen in Deutschland kennen den Meldeläufer von Marathon. Die klassischen Helden brauchen nicht zu verschwinden, aber man sollte der heranwachsenden Jugend zu allererst die Söhne des eigenen Volkes als Vorbild hinstellen, die, wie dieser unbekannte Meldereiter von Haute Maison, ein hehres Beispiel von Selbstüberwindung und Aufopferung im Sinne der „Pflichten des deutschen Soldaten“ gegeben hat.

## Vermiſte

Es ist eine bittere Tatsache, daß die hervorragendsten Waffentaten des Weltkrieges niemals ihren Chronisten finden werden, denn sie sind mit den Männern, die sie vollbrachten, auf ewig versunken. Das sind die Taten von

Truppenteilen, kleinen abgeschnittenen Abteilungen und vereinsamten Einzelkämpfern, die vom Feind umzingelt, von Gott und der Welt verlassen, ihren Kampf bis zur Vernichtung durchfochten. Die Abwehrschlachten an der Westfront und am Isonzo kennen zahlreiche Fälle, in denen von ganzen Bataillonen einige Duzend, von Kompanien drei oder vier Mann, in einzelnen Fällen nicht ein einziger zurückkehrten, und was die wenigen Überlebenden von dem Untergang ihrer Truppe zu berichten wußten, das ging zu meist nicht über den Umkreis von zwei Schulterwehren hinaus. Hier und da hat es ein glücklicher Zufall gefügt, daß wir lange Jahre nach dem Kriege aus dem Mund unserer ehemaligen Gegner erfahren konnten, wie diese deutschen Soldaten gekämpft haben, bis sie unter den Geschossen oder dem blanken Stahl des Feindes zu Boden sanken, und diese wenigen Fälle mögen zugleich ein Gedenken an Zehntausende anderer „Vermisste“ sein, deren Mund für immer geschlossen ist.



Eine der dunkelsten Episoden an der Westfront bildete die Oktoberschlacht 1916 vor Verdun. Die Masse des deutschen Westheeres sah sich damals seit Monaten an der Somme in eine erbitterte Abwehrschlacht verstrickt. Die letzten verfügbaren Geeresreserven mußten auf den rumänischen Kriegsschauplatz abtransportiert werden, um den tödlichen Stoß dieses neuen Gegners in das Herz Ungarns abzuwehren. In dieser bedrängten Lage des deutschen Heeres sah der französische Armeeführer General Nivelle die Stunde gekommen, um gegen die von Artillerie weitgehend entblößte und mit abgekämpften Truppen besetzte deutsche Verdunfront einen entscheidenden Schlag zu führen. Er gelang. Nach dreitägigem schwersten Trommelfeuer, das die Kampflinien in ihrer ganzen Breite und Tiefe aufriß und beträchtliche Verheerungen unter der Besatzung der vorderen Linien anrichtete, brandete der französische Infanterie-Angriff an jenem düsteren 24. Oktober 1916 bis zu den Trümmern des Forts Douaumont empor, das verlorenging. Fleury, Thiaumont, „Kalte Erde“, Namen, die dem monatelangen heißen Ringen in den Sommerschlachten vor Verdun das Gepräge gegeben



hatten, fielen Schlag auf Schlag in Feindeshand. Aus vielen Abschnitten der vordersten Kampflinie sind über den Verlauf der Infanterieschlacht überhaupt keine Meldungen nach hinten gelangt. Die höhere Führung mußte sich mit dem bitteren Gedanken abfinden, daß die Reste der aufgeriebenen Stellungsbesatzung von der feindlichen Übermacht überrannt waren. Erst spätere französische Darstellungen von der Verdunsschlacht ließen ahnen, was sich dort in dem verschlammten Trichterfeld und der zerhackten und zerstampften vordersten Linie tatsächlich abgespielt hatte. Vor allem sind die Berichte der französischen Kriegshistoriker, General Palat und Hauptmann Bordeaux wider Willen ein hohes Lied auf die Kampfmoral des deutschen Soldaten, dem hier vom Schicksal bestimmt war, auf verlorenem Posten von einer vielfachen Übermacht erdrückt zu werden.

Im Abschnitt Fleury drohte das rasende Trommelfeuer die deutsche Besatzung völlig zu vernichten. Die wenigen vorhandenen Unterstände waren eingedrückt. Jedes Ausweichen nach rechts oder links aussichtslos, denn das Feuer lag auf der ganzen Front mit gleicher Dichte. Da eine Preisgabe der Stellung unter keinen Umständen in Betracht kam, rissen einige überlebende Offiziere ihre Mannschaften hoch — nach der französischen Darstellung muß es sich um Teile des Kostocker Res. Inf. Regts. 90 und der Liegnitzer Grenadiere gehandelt haben — und sprangen zwischen den tanzenden Einschlägen in die erste französische Linie vor, die der Feind wegen der Kurzschüsse eigener Batterien geräumt hatte.

Als Mangins Senegalneger unmittelbar vor dem Angriff ihre Sturmausgangsstellung einnehmen wollten, fanden sie diese zu ihrer größten Überraschung von den Feldgrauen besetzt. Ein Kampf auf Tod und Leben entbrannte. In Massen stürzten sich die Schwarzen mit Bajonett und Messer auf die deutschen Verteidiger, aber, so sagt der französische Bericht, „die Deutschen enthüllten sich als ein furchtbarer Gegner“, der mit Handgranaten und Schlagwaffen sein Leben teuer verkaufte. Schon war die Zeit des Angriffsbeginns längst überschritten und noch immer tobte in der französischen Stellung der Kampf ... Schließlich erlosch der letzte Widerstand.

Über die heroische Haltung dieser Kompanien hatte den Kameraden in der deutschen Stellung Zeit gegeben, sich zu

hartnäckiger Verteidigung festzusetzen, und so prasselte den verspätet antretenden französischen Bataillonen — vor allem aus dem Abschnitt „Augusta“ — stärkstes Abwehrfeuer entgegen, das tiefe Lücken riß. Um jeden Granattrichter, jeden einzelnen Unterstand wurde mit maßloser Erbitterung gekämpft. Selbst der französische Historiker Henri Bordeaux, der es nur selten über sich bringt, dem deutschen Gegner gerecht zu werden, muß hier bekennen: „Die überlebenden Deutschen waren würdig der französischen Stürmer, die sie schließlich niederkämpften. Viele weigerten sich, sich zu ergeben und schleuderten Handgranaten, bis sie getroffen zu Boden sanken. Ein junger Offizier von schöner Gestalt, der umzingelt war, antwortete auf den Ruf, sich zu ergeben: *Ni jamais!*“ — Ein anderer Offizier feuerte solange aus seinem Revolver, bis er unter Bajonettstichen zusammenbrach.“ —



Auch der letzte Kampf vieler unserer bewährtesten Jagdflieger, die jenseits der feindlichen Linien fern von ihren Kameraden den Tod fanden, wird ewig in Dunkel gehüllt bleiben. Nur einem Zufall ist es zu verdanken, daß ein in England gefangener deutscher Fliegeroffizier die Aufzeichnungen des britischen Jagdfliegers, Lt. Mac C u d d e n, entdeckte, der mit der Darstellung des Todeskampfes des Lts. W e r n e r V o ß, eines der Besten vom Jagdgeschwader Richthofen, seinem deutschen Gegner den schönsten soldatischen Nachruf gewidmet hat, der sich denken läßt. Es heißt bei Mac Cudden über diesen Luftkampf in der Flandernschlacht 1917:

„Der deutsche Dreidecker befand sich tiefer als unser Geschwader. Wir ... stießen daher mit großer Geschwindigkeit auf ihn herunter. Der deutsche Flieger bemerkte uns sofort und machte eine so behende Drehung, daß wir alle völlig verblüfft waren. Jetzt aber befand er sich inmitten unseres Geschwaders. Wir hatten ihn. — Aber er flog so meisterhaft, daß wir aus unserem tiefsten Erstaunen nicht herauskamen. Es schien, als ob er in ein und demselben Augenblick gleichzeitig auf uns alle feuern würde. Mir glückte es noch einmal hinter den Schwanz seines Flugzeuges



zu kommen, aber ich konnte mich dort keine einzige Sekunde aufhalten, denn die Bewegungen seiner Maschine waren von einer solchen überraschenden Schnelligkeit, daß jeder von uns ihn immer nur für einen verschwindend kleinen Augenblick ins Visier bekam ...

Es war ein tolles Bild. Der deutsche Dreidecker drehte noch immer seine verwegenen Kurven inmitten unserer Scouting-Maschinen, die alle wie die Irrsinnigen auf ihn feuerten ... Ich beobachtete, daß die Bewegungen des Deutschen plötzlich sehr regellos wurden, und dann sah ich ihn abwärts sausen ... Solange ich lebe, werde ich mit Bewunderung an jenen deutschen Flieger zurückdenken, der zehn Minuten lang gegen sieben von uns gekämpft und dabei jeder unserer Maschinen Treffer beigebracht hat. Seine Flugfertigkeit war wundervoll und sein Mut erstaunlich. Nach meiner Überzeugung ist er der tapferste deutsche Flieger gewesen, den ich je den Vorzug hatte, kämpfen zu sehen.“ —



Spätere Geschlechter werden sich oft fragen, wie es möglich war, daß die deutsche Westfront drei Jahre lang von 1915/1917 mit so geringen Kräften alle Durchbruchversuche einer vielfachen feindlichen Übermacht vereiteln konnte, und dies, nachdem eine bis dahin unvorstellbare Masse feindlicher Artillerie mit einem von Offensive zu Offensive sich steigenden Feuersturm die Kampfmoral der Verteidiger bereits auf die denkbar härteste Probe gestellt hatte. Die Antwort hierauf ist einfach: Weil die deutsche Infanterie dazu erzogen war, die ihr anvertraute Stellung ohne Rücksicht auf Verluste zu halten. Bis zum Abschluß der Sommeschlacht gab es keine freiwillige Preisgabe einer Stellung. Erst die durch die unheimlichen Verluste dieser „starren Verteidigung“ erzwungene Änderung des deutschen Abwehrverhaltens schuf hier Wandel.

Ein geradezu klassisches Beispiel für die Härte der deutschen Abwehr bietet die Verteidigung von Thiepval in der Sommeschlacht 1916. Drei Monate stand dieses Dorf bereits im Brennpunkt britischer Angriffe, es war zu Schutt zer mahlen, es hatte den Briten Sekatomben von Menschen-

opfern gekostet, es lag frontal, von beiden Flanken, ja sogar vom Rücken her unter einem pausenlosen schweren Beschuß — und trotzdem hielt in diesem Hexenkessel jede deutsche Besatzung, die das Schicksal des Krieges in diese vorgeschobene Bastion stellte, unerschütterlich aus.

Ende September 1916, als die Sommeschlacht mit britisch-französischen Massenangriffen auf breiter Front ihren Höhepunkt erreichte, sollte auch für die Verteidiger von Thiepval die Stunde schlagen. Es war ein ergreifender Augenblick, als der Kommandeur der 26. Res.-Division, die sich in der Sommeschlacht mit Recht den Ehrennamen „Eiserne Division“ verdient hatte, am 20. September 1916 den Kommandeur des schwäbischen Inf.Regts. 180 mit den Worten entließ: „Ich vertraue Ihnen Thiepval an“, und zur Antwort erhielt: „Ich werde es halten bis zum letzten Mann!“ —

Als am 26. September das Trommelfeuer über Thiepval hinwegraste, als 38-cm-Granaten, die fähig waren, die stärksten Panzerschiffe in die Luft zu sprengen, über dem unglücklichen Ort barsten und haushohe Wolken von Schutt und Gesteinstrümmern in die Luft wirbelten, lag Thiepval und das, was man noch eine Stellung nannte, öde und verlassen. Aber als die britische Infanterie zum Sturm schritt, war das Trümmersfeld von Thiepval wie durch Zauberschlag mit Waffen und Verteidigern gespickt. Ein Bataillon von den 180ern und zwei Kompanien Hannoveraner vom Res.-Inf.Regt. 77 bildeten die Besatzung. In den verschütteten Straßen, in eingeschossenen Kellern hackten Maschinengewehre, hinter verkohlten Baumstümpfen, Brandmauern und umgestürzten Grabsteinen des ehemaligen Friedhofes sprühte Infanteriefire in die Reihen der Stürmer. Ein riesiger Schutthaufen, Reste eines ehemaligen Schlosses spie flammen...

Am 26. September nachmittags überfluteten die Briten nach mehrfachen vergeblichen Sturmversuchen das Dorf, aber am 27. September abends hatte der Kampf zwischen seinen Trümmern noch kein Ende gefunden. Nur farge Kunde ist uns von den letzten Stunden der „Feste Thiepval“ überkommen. „Kein Mann des I. Bataillons der 180er kehrte zurück. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.“ — Mit diesen Worten gedachte die Divisions-Artillerie in ihrer Feldzugs-geschichte ihrer Kameraden von der Infanterie.



Auch die beiden Kompanien der 77er blieben vermisst. Alles was man damals inmitten der weitertobenden Schlacht durch einige zurückgekehrte Verwundete und den einen oder anderen Mann, dem es gelungen war, sich durchzuschlagen, über das Ende der Besatzung erfahren konnte, war, daß nach 30-stündigem wilden Dorfkampf über und unter der Erde der Einsatz von Tanks die Entscheidung herbeigeführt hatte.

Wie dieses Ende aussah, schildern uns erschütternde Berichte von englischen Mitkämpfern. So schrieb in der „Times“ vom 29. September 1916 ein britischer Offizier:

„In den genommenen Gräben drangen englische Soldaten mit Handgranaten und blanker Waffe die endlos steilen Stufen in die unterirdischen Räume vor, und hier trafen sie auf die Überreste der Besatzung, die auf den unvermeidbaren Nahkampf warteten. Die meisten der Deutschen starben kämpfend. Es gab große Unterstände, deren enge Türen durch Barrikaden von Leichen verstopft waren...“

Das eindrucksvollste Dokument über diesen tragischen Endkampf um Thiepval aber stellt der Bericht eines anderen britischen Offiziers im „Manchester Guardian“ dar. Es heißt hier:

„Endlich war Thiepval zu drei Vierteln in unserem Besitz. Nur das Schloß hielt sich. Kein menschliches Wesen konnte dem mörderischen Feuer standhalten. Ein Kompanieführer hielt diese Bastion und feuerte seine Leute an, bis sie den Briten Auge in Auge gegenüberstanden. Eine Zeitlang schien es wirklich, als wäre der Verteidiger Herr der Lage. Da aber kam ein Landpanzer zu Hilfe, der den Schutthaufen wie ein Sturmkreuzer angriff. Da endlich bröckelte der Widerstand ab, das Feuer erstarbte... Es war eine schwere Arbeit gewesen, den „Geist von Thiepval“ zu brechen.“ —

Der Bericht fährt dann fort:

„Des aufregenden Abenteuers eines anderen Landpanzers muß hier gedacht werden. Auf eigene Verantwortung hatte er die Richtung auf eine feindliche Stellung unterhalb des Ortes eingeschlagen. So kam er auf seinem Vormarsch an einen breiten und tiefen Spalt, in dem sich anscheinend Soldaten verbargen. Der Panzer wollte sich, wie gewöhnlich, über diesen Graben legen, saß aber plötzlich fest. In demselben Augenblick stürzten auch schon Deutsche aus

ihren Verstecken und umschwärmten den Wagen wie Bienen. Sie zeigten einen außergewöhnlichen Mut. Obgleich die verstecktgehaltenen Geschütze und Maschinengewehre des Kampfwagens sie mit einem Geschosshagel überschütteten, versuchten sie mit verzweifelter Kraft, das wandelnde Panzerfort zu stürmen und seine Mannschaft zu töten.

Trotz des unaufhörlichen Maschinengewehrfeuers erkletterten sie das Dach, indem sie sich gegenseitig in die Höhe hoben. Sie hofften wohl Lücken oder Spalten im Panzer des Untiers zu finden, aber sie hätten ebenso gut ein Schlachtschiff mit Spaten angreifen können. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, dieser Kampf des Menschen gegen die Maschine. Die Besatzung im Innern war von Entsetzen erfüllt. Selbst in ihren verwegenen Träumen hatten es unsere Leute nicht für möglich gehalten, angegriffen zu werden. Eine blinde Begeisterung stachelte diese Deutschen an und ließ sie, von fanatischem Kampfwillen beseelt, ihr Leben in die Schanze schlagen.“ —

In der Geschichte der japanischen Wehrmacht lebt als eine Tat mythischer Größe der Opfertod eines jungen Samurai fort, der um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, zu einer Zeit, als Japan noch tief in mittelalterlichen Bindungen steckte — nur mit einem Schwert bewaffnet —, sich während einer Blockade durch die englische Flotte in die Flut stürzte und eine britische Fregatte angriff. — In der altrömischen Geschichte gilt als eine der denkwürdigsten Waffentaten, wie die Legionäre des Scipio Africanus den Schrecken vor dem neuen, unheimlichen Kampfmittel der Karthager, den Hannibal'schen Kriegselefanten, überwand, ihnen mit brennenden Pechsäcken auf den Leib rückte und die Ungetüme in die Flucht jagte. — Dieser mit Todesverachtung ausgefochtene Kampf deutscher Soldaten aber, die mit Gewehr und blanker Waffe gegen die feuerspeienden britischen „Landkriegsschiffe“ anrannten und sich bewußt waren, daß sie mit ihren Waffen diese hier zum erstenmal vor ihnen auftauchenden modernen Schlachtelefanten nicht besiegen konnten, wird in der Kriegsgeschichte aller Zeiten als ein hehres Beispiel fortleben, wie eine



Truppe durch überraschendes Auftreten neuer Kampfmittel wohl vernichtet werden kann, aber **unbesiegt** zugrunde geht.



Britischen Berichten verdanken wir auch, daß die größte artilleristische Waffentat, die ein Einzelkämpfer im Weltkrieg vollbrachte, erhalten blieb. Auf den Feind machte diese Tat einen so tiefen Eindruck, daß — ein einzigartiger Fall — sogar der britische Oberkommandierende, Marschall Haig, in seinem Gefechtsbericht an die Regierung die Kampfleistung dieses deutschen Soldaten rühmend hervorhob.

Es war im November 1917. Die Abwehrschlachten in Flandern und die kaum verebbten französischen Angriffe am Chemin des Dames hielten die deutsche Front in Atem. Um die Verluste an den Großkampffronten aufzufüllen, mußten die ruhigen Abschnitte bis auf das äußerste von Reserven und vor allem auch von Artillerie entblößt werden. Ein solcher Abschnitt war auch die Siegfriedstellung vor Cambrai, die der Soldatenhumor „das Sanatorium der Westfront“ getauft hatte, weil hier ausschließlich abgekämpfte Divisionen zur Erholung und Auffrischung eingesetzt wurden.

An dieser Front entfesselten die Briten die berühmte gewordene „Tank Schlacht von Cambrai“, in der zum erstenmal die Tanks als selbständig operierende **Sauptwa ffe** im Masseneinsatz Verwendung fanden. Strengste Wahrung des Geheimnisses, vorzügliche Tarnung durch künstlichen Nebel und überfallartiger Angriff nach kurzem mächtigen Feuer-schlag ließen die Überraschung gelingen. Bei der außer-gewöhnlich dünnen Besetzung der deutschen Linien und den fehlenden Reserven gelang dem Engländer mit Hilfe seiner Tankgeschwader der Durchbruch ins freie Feld.

Aber der deutsche Soldat war nicht von der Art, sich lange verblüffen zu lassen. Er hatte sich schnell gefaßt, und kaum hatten die Tankgeschwader die schützende Tarnkappe der Nebelwolken abgeworfen, da stießen sie mit den ihnen folgenden Sturmtruppen auf die erbitterte Abwehr eines zu härtestem Widerstand entschlossenen Gegners. Vor allem war es die Besatzung des Dorfes Flesquières, deren Stand-festigkeit auch dann noch nicht zu erschüttern war, als der Feind längst in ihrem Rücken stand. Hier hatten Major

Sofmeister mit den kargen Resten seines zertrümmerten Inf.Regts. 84 und Major Krebs mit einem Bataillon seines Res.Inf.Regts. 27 sowie einigen aus verschiedenen Waffengattungen zusammengesetzten Abteilungen, eine bunt zusammengewürfelte Streitmacht von nicht mehr als 600 Gewehren zusammengerafft, vor der sich die Angriffe einer ganzen britischen Division der schottischen Hochländer verbluteten.

Ein eindrucksvolles Bild bietet diese Besatzung von Flesquières: Zwei Regimentskommandeure inmitten ihrer Kompanien, und Schulter an Schulter mit ihnen Pioniere, Artilleristen, deren Geschütze zertrümmert sind, Minenwerfer und Fernsprechtrupps, die zum Gewehr gegriffen haben, und jetzt alle nichts anderes sind und nichts anderes sein wollen, als infanteristische Kämpfer.

Die Angriffe der Schotten sind wuchtig und prallen mehr als einmal bis in die Dorfstraßen vor. Hier kommt es zu wogendem Sandgemenge. Der hünenhafte Major Sofmeister wird gleich zu Beginn des Kampfes durch einen Nahschuß aus einem Tank tödlich verwundet. Der letzte Bataillons-Kommandeur der 84er, Sptm. Fürsen, wird im Sandgranatenkampf — von 13 Splittern durchsiebt — schwer verletzt. Major Krebs, gleichfalls verwundet, steht, wie ein Mittkämpfer berichtet, „in blutigem Mantel auf der Böschung“ und gibt kaltblütig seine Befehle. Hier vor und in Flesquières, wo bei den Tankangriffen die Überraschung fortfällt, sind die Panzer nicht fähig, ihrer Infanterie den Weg zu bahnen. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen und schweren Verlusten entschließt sich die britische Führung daher, das Wespennest Flesquières von rückwärts her auszuheben. Starke Tankgeschwader erhalten den Befehl, östlich des Dorfes herumzufassen und den Verteidigern die letzte Rückzugsstraße abzuschneiden. Bei dieser Aktion sollte es zu jener Tat des Geschützführers Utffz. Theodor Krüger kommen, die nicht nur im Hinblick auf die gleichzeitige glänzende Abwehr der Besatzung von Flesquières zu einem selten glücklichen Zusammenwirken der infanteristischen und artilleristischen Waffe führen sollte, sondern zugleich auch die tapfere Besatzung des Dorfes unter Major Krebs vor dem Schicksal bewahrte, durch die Tankgeschwader



von der letzten ihr noch verbliebenen Rückzugsstraße abgeschnitten zu werden.

Mit 30 Meter Zwischenraum rollen die Panzerkolosse zu ihrem Umfassungsangriff vor. Aber hier östlich des Dorfes halten mehrere Batterien vom Feld-Art. Regt. 108 Wacht. Vor allem ist es die 8. Batterie, die auf die Tankgeschwader und die ihnen folgenden englischen Angriffswellen zu vorzüglicher Wirkung gelangt. Die Lage der Batterie ist von Anfang an nicht leicht, denn sie muß sich mit ihren drei feuerfähigen Geschützen nach zwei Seiten zugleich des starken Angriffs erwehren. Aber trotz heftiger artilleristischer Gegenwirkung und sehr lästigen M.G.-Feuers aus der Flanke gelingt es den Kanonieren, zehn Panzerwagen aus dem heranrollenden Geschwader herauszuschießen.

Aber die Batterie steht seit dem frühen Morgen im Großkampf, und in diesen 8 Stunden ist der Munitionsvorrat rapide zusammengeschmolzen. Schon lange gehen die Augen des Batterieführers suchend nach hinten, ob sich am östlichen Horizont nicht eine anreitende Munitionskolonne abzeichnet. Vergebliche Hoffnung. Von rückwärts her schlägt bereits M.G.-Feuer in die Batteriestellung. Da kommt keine Kolonne mehr durch. Als die letzten Granaten aus dem Rohr sind, gibt der Batterieführer seinen Kanonieren den Befehl: „Geschütze sprengen! Anschluß an die Infanterie suchen!“ — In diesem Augenblick hat der Führer des linken Flügelgeschützes, Uffz. Krüger, noch einige halbverschüttete Körbe mit Granaten entdeckt. Mit seinem Batterieführer kann er sich nicht mehr verständigen. Die Entfernungen in der Feuerstellung sind zu weit. Da gibt sich dieser tapfere Mann selbst den Befehl: „Rückzug der Batterie decken!“ — Seiner Bedienungsmannschaft befiehlt er, sich dem Rückzug der Batterie anzuschließen. Er selbst bleibt, zerzt die Geschosßkörbe ans Geschütz, reißt den Verschuß auf, ladet — richtet — feuert.

Uffz. Krüger ist ein kriegserfahrener Soldat. Er hat schwere Abwehrschlachten im Westen und manchen harten Strauß an anderen Fronten hinter sich, aber solche Prachtziele hat er noch nicht gesehen. Granate auf Granate jagt er in direktem Schuß den heranstampfenden Tanks entgegen. Und als ob das Schicksal diesem zum höchsten Opfer bereiten Soldaten noch in seiner letzten Stunde das höchste Glück,

den Sieg, mit vollen Händen spenden wollte, bleibt Uffz. Krüger trotz des gegen Schutzschild und Lafette schlagenden M.G.- und Karabinerfeuers, trotz der ihn umzischenden Granatsplitter unverfehrt. Drüben aber beim Feind sieht er mit ingrimmiger Genugtuung mächtige glutrote Flammensäulen aus den Panzern hochschießen. Hier sieht er einen Tank mit zerschossenen Kadbändern stehenbleiben, dort wendet ein anderer, versucht aus der Feuerzone dieses Teufelsgeschützes herauszukommen und bietet dabei die Breitseite. Da hat ihn schon Krügers Granate gefaßt und brennt ihn zu einem Stahlgerippe aus.

Dann ist das letzte Geschöß aus dem Rohr, und als jetzt ein englischer Stoßtrupp zum entscheidenden Sprung ansetzt, reißt Uffz. Krüger seine Pistole aus der Tasche. Er jagt das Magazin durch den Lauf. Dann greift er zur letzten Waffe, der Handgranate, die im vierten Kriegsjahr bei keiner Batterie mehr fehlt, doch da strecken ihn mehrere Treffer zugleich über die Lafette.

Selbst die noch vom Kampf erhitzten Gegner standen erschüttert vor der Größe dieser Tat. Auf 16 Tanks beziffert der britische Kriegshistoriker Doyle die von diesem einsamen Artilleristen niedergekämpften Panzerwagen. Marschall S a i g aber sagt in seinem Gefechtsbericht: „... Viele der Treffer auf unsere Tanks bei Flesquières erzielte ein deutscher Artillerieoffizier, der allein bei seiner Batterie zurückblieb, mit eigener Hand ein Feldgeschütz bediente, bis er an dieser Kanone den Tod fand. Die große Tapferkeit dieses Offiziers erregte die Bewunderung aller Dienstgrade.“ —

Lange Zeit blieb die Persönlichkeit dieses von dem britischen Marschall so rühmend erwähnten deutschen Artillerieoffiziers unbekannt. Erst lange Jahre nach dem Kriege konnte durch Aussagen von Batterieangehörigen und sorgfältige Untersuchungen festgestellt werden, daß dieser heldenhafte Artillerist der Geschützführer Uffz. Theodor Krüger gewesen ist.

150 000 deutsche Feldartilleristen haben im Weltkrieg ihre Leben für das Vaterland hingegeben. Auf dem Ehrenmal in Köln am Rhein, das für diese 150 000 zum Gedenken errichtet wurde, ist die Tat des Besten unter ihnen, der letzte Kampf des Uffz. Krüger, verewigt worden. Bar-



hauptsächlich, in zerschlossener Felduniform steht dort — die abgezogene Handgranate in der Faust — der Geschützführer hinter dem zerbrochenen Schutzschild, trotzig, kampfentschlossen, ein Sinnbild soldatischer Opferbereitschaft bis zum Tode.

☆

Auch in italienischen Quellen finden sich zahlreiche eindrucksvolle Berichte über die Kampfleistungen abgeschnittener und später vermister österreichischer Truppenteile. Im Mai 1918 hatte das 2. Kaiserjäger-Regiment an der Asiago-Front überraschend den Monte Corno angegriffen und den Italienern entrissen. Als Gegner standen den Tirolern erprobte italienische Gebirgstruppen gegenüber, die den Kaiserjägern jeden Fußbreit Boden streitig machten und vor allem vereinzelte, weit vorgeprallte Sturmabteilungen in wütenden Gegenstößen niederzukämpfen suchten. Das I. Bataillon vom 2. Kaiserjäger-Regiment, das die Hauptlast des Angriffs tragen mußte, hatte nach den dreitägigen Kämpfen um den Berg eine Anzahl Vermister zu beklagen, darunter geschlossene Stoßtrupps, die sich als Vorkämpfer ihres Bataillons tollkühn auf die feindlichen Stellungen gestürzt hatten. Über das Schicksal eines dieser Stoßtrupps berichtete nach dem Krieg der italienische General Schiavini, der in seinem Werk „L'Armata del Trentino“ der Tapferkeit der Tiroler Jäger mit soldatischer Hochachtung gedenkt. Diese Darstellung aus dem gegnerischen Lager wirft ein Schlaglicht auf den Kampfgeist der Tiroler Kaiserjäger, der auch 1918 noch nach dem jahrlangen aufreibenden Gebirgskrieg in Eis und Schnee seine unzerstörbare Kraft bewahrt hatte.

Da war unter Führung eines Leutnants eine Sturmabteilung von 26 Jägern in den späten Abendstunden des 11. Mai bis auf die Kuppe des Berges vorgedrungen. Italienische Reserven warfen sich den kühnen Stürmern entgegen, schnitten sie von ihrem Bataillon ab und umzingelten sie bei Einbruch der Nacht. Die Kaiserjäger verschanzten sich in zwei Kavernen — d. s. in den fels gesprengte Hohlräume — und wiesen mehrere nächtliche Vorstöße der Italiener entschlossen ab. Die in den Morgenstunden des 12. Mai ergangene Aufforderung zur Übergabe wurde abgelehnt.

Die Italiener schonten sich nicht. Sie setzten alles daran, dieses gefährliche Nest mitten in ihrer Hauptstellung auszuheben, aber mit Sandgranaten und Gewehr hielten sich die Kaiserjäger bis zum Mittag dieses Tages den Feind energisch vom Leibe. Da holte der Italiener am Nachmittag zum entscheidenden Schlage aus. Ein kühner italienischer Offizier, Lt. Sabatini, hatte mit mehreren Begleitern eine 50 m hohe senkrechte Wand erklettert und überfiel die mit dem italienischen Kavernensystem noch nicht vertraute eingeschlossene Abteilung an unbewachter Stelle, während gleichzeitig ein wuchtiger frontaler Angriff erfolgte.

Es kam zu schweren, wogenden Nahkämpfen an den Kaverneneingängen. Ein Jäger nach dem anderen sank getroffen zu Boden. Die Entscheidung brachte hier die Kampf-  
abteilung des Lts. Sabatini, die nach mehreren Volltreffern ihrer von der Steilwand herabgeschleuderten Sandgranaten die österreichische Besatzung im Rücken anfiel. Mit fünf Kaiserjägern wurde der Leutnant in einen Felsgang gedrückt, aus dem es kein Entweichen mehr gab. In aussichtsloser Lage und mit ehrenvollen Wunden bedeckt mußten die sechs Mann die Waffen strecken. Von den übrigen 20 Jägern waren 15 gefallen und verwundet, aber die letzten fünf Mann, die sich mit den Patronen und Sandgranaten ihrer  
gefallenen Kameraden ausgerüstet und in das Innere der Kaverne zurückgezogen hatten, verteidigten sich weiterhin trotzig und verbissen.

Am Spätnachmittag setzte der Italiener zu einem neuen Sprung an. Von den bereits besetzten Eingängen aus drangen Stoßtrupps in das Innere der Kaverne vor, und hier entspann sich ein Kampf Brust an Brust. Jeder von diesen fünf namenlosen Tiroler Jägern hatte mit dem Leben abgeschlossen. Jeder einzelne stand hier in den düsteren Fels-  
hohlgängen seinen Mann, bis das feindliche Geschöß ihn hinwegraffte. Drei von diesen fünf Jägern blieben tot auf dem Platze, die beiden letzten bluteten aus mehreren Wunden, aber noch einmal verschafften sie sich mit ihren Sandgranaten Luft, stießen einem weichenden italienischen Stoßtrupp nach, nahmen einen verwundeten Gegner gefangen und setzten sich im Innern der Kaverne hinter einer schnell errichteten Fels-  
barrikade zu neuem Widerstand fest. Am Abend warf der Gegner einen an einem Stein befestigten Zettel hinüber und



forderte die beiden Verwundeten auf, sich zu ergeben. Aber auch jetzt lehnten diese beiden letzten Kämpen des tapferen Jägerstoßtrupps in der Hoffnung auf Entsatz die Übergabe ab.

Die Nacht vom 12. zum 13. Mai war schlimm. Quälender Durst peinigte die beiden Verwundeten. Seit 36 Stunden hatten sie nichts mehr gegessen. Die Müdigkeit drohte sie zu überwältigen. Nur mit äußerster Willensanspannung vermochte umschichtig der eine zu wachen, während sein Kamerad in einen kurzen, unruhigen Schlaf versiel. — Trotz allem gelang es diesen beiden heldenhaften Jägern am Morgen des 13. Mai mit den Resten ihrer Munition nochmals eine vorfühlende italienische Patrouille zur Umkehr zu zwingen. Erst am Nachmittag, als die letzte Sandgranate geschleudert war, als der Blutverlust, Hunger und der unerträglich gewordene Durst ihre Kraft gebrochen hatten, streckten die beiden Verwundeten nach fast 48stündigem Widerstand ihre Waffen. Sie hatten ihre soldatistische Pflicht bis zur äußersten Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit erfüllt.

## Stoßtruppführer Ferdinand Hansmeier

Wir können das Kapitel dieser soldatischen Berufspflicht nicht abschließen, ohne eines Mannes zu gedenken, der nach einer Reihe von Bravourleistungen seine kriegerische Laufbahn als Stoßtruppführer mit einer — sprechen wir das Wort mit seinem ganzen schweren Gewicht ruhig aus — einzigartigen Heldentat abschloß. Es handelt sich um den Stoßtruppführer Ferdinand Hansmeier. —

Mit dem westfälischen Landwehr-Regiment 15 war der Wehrmann Hansmeier im August 1914 ins Feld gerückt. Er war, wie sein damaliger Kompanieführer und späterer Bataillonskommandeur, Sptm. Schmitt, bezeugt, „von Anfang an ein tadelloser Soldat von vorbildlicher Tapferkeit“. — Seine Unererschrockenheit brachte Hansmeier bereits 1914 das damals noch äußerst seltene Eiserne Kreuz und als Weihnachtsüberraschung die Gefreitenknöpfe ein. Hansmeier, der mit Leib und Seele Soldat war, erhielt sich auch in dem

eintönigen Grabenkrieg an der lothringischen Front seinen frischen Unternehmungsgeist und zeigte vor allem im Patrouillenkampf so ausgesprochene Fähigkeiten, daß er zur Spezialausbildung zum Sturmbataillon „Saarburg“ geschickt wurde, in dessen Reihen die abkommandierten Landwehrmänner an den zehn Fingern abzuzählen waren.

Anfang 1916 zum Regiment zurückgekehrt, wurde Gefr. Zansmeier mit der Aufstellung eines Stoßtrupps beauftragt, und in den nächsten Monaten nahm er an mehreren recht bewegt verlaufenen Gewaltunternehmungen seines Regiments teil, die damals noch durchweg von Offizieren geführt wurden. Am 1. Juni 1916 wurde er wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Unteroffizier befördert. Eine noch größere Ehrung aber bedeutete für ihn, daß sein Regimentskommandeur, Obstlt. G r a h a m, ihn jetzt mit der ständigen Führung von Stoßtruppunternehmungen betraute. Utffz. Zansmeier sollte seinen Kommandeur nicht enttäuschen. Bereits das erste von ihm geführte Unternehmen, bei dem laut Regimentsbefehl unbedingt „lebende Gefangene“ eingebracht werden sollten, war von Erfolg gekrönt. In einer Juninacht brach Zansmeier nach gelungener Sprengung des tiefen französischen Hindernisses überraschend in die feindliche Stellung ein, rollte im Handgranatenkampf ein Grabenstück auf und machte zwei Franzosen dingfest. Obwohl Zansmeier als Gruppenführer in der 12. Kompanie durch den Grabendienst und alles, was mit dem Stellungskrieg zusammenhing, voll und ganz in Anspruch genommen war, verging doch in den folgenden Sommermonaten während des Einsatzes seiner Kompanie in vorderster Linie kaum eine Nacht, in der Utffz. Zansmeier nicht Erkundungs- oder Sicherungs-Patrouillen ins Niemandsland unternahm. Hierdurch verschaffte er sich eine derartige Geländekenntnis, daß bald niemand im Regiment in dem dichtbewachsenen, von verfallenen Gräben und Drahtschlingen durchzogenen Niemandsland so zu Hause war und die Lage französischer Stützpunkte, wie den Standort feindlicher Feldwachen und Postierungen so genau kannte, wie dieser Unteroffizier. Diese unermüdliche und in hohem Maße anstrengende Patrouillentätigkeit bildete die Grundlage für Zansmeiers künftige, ins Auge springende Erfolge als Stoßtruppführer.

Es war Anfang November 1916, als Utffz. Zansmeier,



den jetzt bereits das E. K. I. schmückte, ein neues Gewaltunternehmen ausführte. In seiner ebenso geschickten wie rücksichtslos entschlossenen Durchführung kann dieser Vorstoß als ein Musterbeispiel für Gewaltpatrouillen gelten. —

Mit einem Unteroffizier und 16 Mann war Zansmeier in einer regnerischen Novembernacht aufgebrochen. Schnell und geräuschlos arbeitete sich der Stoßtrupp nach Überschreiten der Seillebrücke an das erste feindliche Hindernis heran. Zur Rückendeckung und Sicherung des Flußüberganges bleibt eine Gruppe zurück. Mit Utffz. Knappe und den restlichen 9 Mann geht Zansmeier ans Werk. Bei strömendem Regen schneidet sich der Stoßtruppführer mit zwei Mann durch die unteren Drähte eine Gasse, gerade so groß, daß ein Mann hinter dem anderen — eng an den Boden gepreßt — hindurchkriechen kann. Es ist keine leichte Arbeit, sich durch das 25 m tiefe Stacheldrahtverhau hindurchzubeißen; in dem wolkenbruchartigen Novemberregen sind die Männer naß wie die gebadeten Katzen, aber das sind Begleiterscheinungen, die keinem echten Stoßtruppler etwas anzuhaben vermögen. Alles geht gut! Zansmeier und seine beiden Begleiter legen sich feindwärts sichernd vor das Hindernis, und unter ihrer Deckung kann nun der nachfolgende Stoßtrupp eine gefähige Gasse für den Rückweg schneiden. Zwei Mann müssen auch hier als Sicherung zurückgelassen werden.

Trotz der Dunkelheit hat Zansmeier den Standort der französischen Feldwache genau im Gedächtnis behalten. Er setzt vier Mann frontal gegen die französische Postierung an, die von vorn noch durch zwei weitere Hindernisse gedeckt ist, während er selbst mit dem Rest der Patrouille den Gegner von der Flanke her überfallen will. Schon hat sich Zansmeiers kleiner Trupp durch ein Gewirr von Astverhauen der Feldwache bis auf Handgranatenwurfweite genähert, als plötzlich von hinten ein Trupp Franzosen auftaucht — offenbar die Ablösung der Feldwache.

So vorsichtig und bedachtsam Utffz. Zansmeier bisher vorgegangen ist, so blitzschnell und rücksichtslos springt er jetzt den Feind an. Ein leise herausgezischter Befehl, und schon schwenkt Utffz. Knappe mit zwei Mann zur Flankendeckung gegen die langsam näher kommenden Franzosen, während Zansmeier eine Handgranate abreißt, auf die Posten schleudert und sich unmittelbar nach der Detonation mit dem

letzten ihm verbliebenen Mann in einem mächtigen Sprung auf die Feldwache stürzt. —

Es war ein ungleicher Kampf, der sich hier entspann. Die beiden Feldgrauen waren auf eine Besatzung von sechs weißen und schwarzen Franzosen gestoßen, die sich heftig zur Wehr setzten. Zum Glück hatten zwei Mann von dem frontal angelegten Trupp sich bereits durch die Hindernisse hindurchgearbeitet und konnten ihrem Führer zur Hilfe eilen. In kurzem, erbittertem Nahkampf wurden zwei Franzosen niedergemacht und zwei lebend überwältigt. Die beiden Letzten entkamen im Dunkel. Die im Anmarsch befindliche französische Abteilung war bei dem auslebenden Kampflärm liegengeblieben, anstatt ihren Kameraden zu Hilfe zu kommen, und eröffnete ein wirkungsloses Feuer. Ohne Verluste konnte der Stoßtrupp Sansmeier die eigenen Linien erreichen. Von besonderem Wert war es für die höhere Führung, daß durch den einen Gefangenen der bisher noch unbekannte Einsatz eines marokkanischen Regiments an dieser Front festgestellt werden konnte. Für die ebenso geschickte wie kühne Durchführung des Unternehmens erntete Sansmeier mit seiner Mannschaft die vollste Anerkennung aller vorgesetzten Dienststellen. „Muster gütig war die Ausführung des Handstreiches...“, hieß es in dem Armeebefehl des Generals d. Inf. d'Elfa.

Bei seiner genauen Kenntnis der französischen Stellung waren Sansmeier neue Hindernisanlagen vor einem feindlichen Grabenabschnitt aufgefallen. Er unternahm hierauf ganz allein eine Tages-Lauerpatrouille und legte sich trotz der nasskalten Witterung — es war im Dezember — hinter einem Gebüsch gut getarnt, zwölf Stunden lang auf die Lauer. Das war für einen Mann, der sich immerhin schon den Vierzigern näherte, schon rein körperlich eine Glanzleistung.

In der Dämmerung sah Sansmeier eine starke Abteilung von etwa 100 Mann schwarzer Franzosen durch eine Gasse des Drahtverhaus marschieren und sodann mehrere Stunden am Hindernis arbeiten. Er prägte sich genau die Stelle, vor allem die Gasse im Hindernis ein und legte sich an dem darauffolgenden Abend mit seinem ganzen 30 Mann starken Stoßtrupp auf die Lauer. Kaum lag alles im Anschlag, als die Schwarzen im Gänsemarsch durch die Gasse der franzö-



fischen Verhaue marschiert kamen. Den Finger am Abzugsbügel warten die Stoßtruppler mit angehaltenem Atem. Gansmeier läßt Mann für Mann drüben passieren, bis der letzte durch die Gasse hindurch ist. Dann schrillt sein Pfiff durch die Nacht: Feuer! — Prasselnd schlagen die Spitzgeschosse zwischen die ahnungslosen Schwarzen, die, wie Gansmeier vorausgesehen hatte, in wilder Panik auf die schmale Gasse zustürzen und sich hier in dichten wirren Haufen stauen. Innerhalb weniger Minuten wird die schwarze Arbeitskompanie vollständig aufgerieben, ohne daß der Stoßtrupp — von einigen Leichtverwundeten abgesehen, die bei der Truppe bleiben konnten — auch nur einen einzigen Mann einbüßte. —

Wenige Wochen später, im Januar 1917, führte das Landwehr-Regiment 15 gegen einen lästigen flankierenden französischen Stützpunkt ein größeres Unternehmen durch, für welches zwei Stoßtrupps angesetzt wurden. Den einen Trupp in Stärke von 3 Unteroffizieren und 35 Mann führte Uffz. Gansmeier, den zweiten in gleicher Stärke Off. Stellv. Standke. Die Vorbereitung dieses Unternehmens hatte der Regimentskommandeur dem stets bewährten Uffz. Gansmeier anvertraut.

Über diesem Unternehmen aber schien von Anfang an ein Unstern zu stehen. Verschiedene Zwischenfälle in letzter Zeit hatten die Front sehr unruhig gemacht, und der Feind hatte seine Wachsamkeit verschärft. Schon beim Heranarbeiten an die Hindernisse wurde der Stoßtrupp Standke von den französischen Posten entdeckt und sofort unter Feuer genommen. Die ganze französische Front geriet in Aufruhr. Auch vor dem Angriffsabschnitt der Sturmabteilung Gansmeier knatterte Infanterie- und M.G.-Feuer. Schon jaulten auch die ersten Granaten der französischen Sperrfeuerbatterien heran. Gansmeier wartete ab, bis sich die Erregung beim Feind gelegt hatte. Dann gab er das vereinbarte Signal zum Beginn des deutschen Zerstörungsfeuers, und unter dessen Schutz sprengte er mit gestreckten Ladungen in die beiden ersten Hindernisse eine Gasse. Bei dem letzten französischen Verhaue aber blieb keine Zeit mehr zum Heranschaffen und Anbringen der schweren Sprengladungen; es wurde daher in stürmischem Draufgehen durchbrochen. — Auf schnell vorgeworfenen Laufbrettern wurden die Hinder-

nisse übersprungen, die Stacheldrähte entweder niedergetreten oder mit brutaler Gewalt — mochten auch die Hände bluten, Rock und Hose in Fetzen gehen — überwunden, und schon war der Einbruch erzwungen. Um nicht frontal auf den feuersprühenden Stützpunkt aufzulaufen, war Utffz. Zansmeier seitlich von ihm in die feindliche Stellung eingebrochen, in der mehrere tote Posten lagen. Von hier aus fiel er die französische Bastion im Rücken an. Der Einbruch in den Stützpunkt erfolgte mit einer solchen Wucht, daß die Besatzung im ersten Anprall über den Haufen geworfen und 11 Überlebende, darunter ein Offizier, gefangengenommen wurden. —

Der mächtig anschwellende Kampflärm und der inzwischen bekannt gewordene Mißerfolg des zweiten Stoßtrupps hatten beim Regimentsstab schwere Besorgnisse um das Schicksal der Sturmabteilung Zansmeier hervorgerufen. Um so größer war die Freude, als der Stoßtrupp, der nur einen Schwerverwundeten eingebüßt hatte, wohlbehalten mit seiner Beute zurückkehrte. Zansmeier, der seine Gefangenen zum Divisionsstab brachte, wurde vom Divisionskommandeur persönlich zu seinem glänzenden Erfolge beglückwünscht. Am nächsten Tage wurde er wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Vizefeldwebel befördert. Zugleich erhielt er als besondere Auszeichnung vom Kronprinzen ein persönliches Anerkennungs schreiben für die Leistung seines Stoßtrupps und vom Kaiser eine goldene Uhr mit einer Widmung. —

Die außerordentlichen Anforderungen, die an sportsmäßiger Schulung, an Geschicklichkeit und körperlicher Abhärtung bei dem Heranschleichen durch das oft völlig verschlammte Niemandsland, dem nächtelangen „Auf-der-Lauer-Liegen“ vor der feindlichen Stellung, dem blitzschnellen Überspringen oder dem gewaltsamen Durchbrechen der Stacheldrahtverhaue an einen tüchtigen Stoßtruppler gestellt wurden, brachten es mit sich, daß die Stoßtrupps — ähnlich wie die Jagdflieger — ein Sammelbecken für die soldatische Jugend im Heer wurden. Wir werden in dem Kapitel, das der dritten soldatischen Berufspflicht gewidmet ist, noch auf eine Reihe dieser tatenfrohen jungen Frontkämpfer stoßen.

Die prächtige Soldatengestalt eines Zansmeier aber zeigt, daß echter Stoßtruppgeist auch in den Reihen der deutschen



Landwehr lebendig war. Allerdings war Gansmeier eine seltene Persönlichkeit. Dieser einfache Korbmacher aus einem kleinen Städtchen in Lippe-Detmold war ein geborener Soldat. Lebenserfahrung und höchstes Verantwortungsgefühl für seine Untergebenen, Vorsicht und Besonnenheit bei der Einleitung von Unternehmungen, aber rücksichtsloses, blitzschnelles Zufassen im entscheidenden Augenblick stempelten ihn zu einem vorbildlichen Führer. Gansmeiers ausgesprochene Führereigenschaften traten besonders darin in Erscheinung, daß er fast alle seine Patrouillen und Gewaltunternehmungen — bis auf seinen letzten Patrouillengang — ohne oder nur mit den denkbar geringsten Verlusten durchzuführen verstand. Es ist nicht schwer, in zügellosem Draufgehen, unter bedenkenlosem Einsatz von Menschenleben irgendeinen Erfolg zu erzielen, aber eine schwere soldatische Kunst ist es, unter den geringst möglichen eigenen Verlusten dem Feind empfindliche Schlappen beizubringen.

Daß der Stoßtrupp und jeder Mann seines Zuges für einen solchen Führer durchs Feuer gingen, war selbstverständlich. Eine wahrhaft herzerfrischende Episode, die so recht das Verhältnis zwischen Ofw. Gansmeier und seiner Mannschaft widerspiegelt, muß hier noch eingeflochten werden. Im Frühjahr 1917 — Gansmeiers Bataillon war inzwischen im Rahmen einer Neuformation dem I.R. 328 eingegliedert worden — kam das Regiment nach Nordfrankreich, um in der Aisne-Champagneschlacht eingesetzt zu werden. Die Märsche zur Front wurden durch Übungen ausgefüllt, und bei einer dieser Felddienstübungen hatte Ofw. Gansmeier sein Lippisches Ehrenkreuz verloren. Einer seiner Entfernungsschätzer entsann sich, gesehen zu haben, daß das Kreuz sich vom Waffenrock gelöst hatte, war aber im gleichen Augenblick durch einen Befehl abgerufen worden.

Gansmeier bedauerte den Verlust, sagte aber beim Weggang abends im Quartier lachend zu seinen Leuten: „Dann muß ich mir bald ein anderes holen.“ — Am nächsten Mittag — es war ein Ruhetag — fehlte beim Appell Gansmeiers ganzer 1. Zug. Da dieser abseits im Quartier gelegen hatte, wußte niemand in der Kompanie Auskunft zu geben. Gansmeier wurde unruhig. Es war Abend geworden, und noch war keine Spur von dem Zuge zu entdecken. Alle Nach-

forschungen blieben vergeblich. Es war schon finster, als Zansmeier gegen 10 Uhr abends vor seinem Quartier ein scharfes Kommando hörte. Er trat heraus und sah seinen Zug angetreten. Der älteste Unteroffizier trat vor und meldete: „Erster Zug der 4./328 vom Ordenssuchen zurück!“ und überreichte Zansmeier das verlorene Ehrenkreuz. Über zwanzig Kilometer war die treue Mannschaft marschiert und hatte unter der Anleitung des Entfernungsschätzers den ganzen Wald abgesucht, bis sie das Kreuz wiedergefunden hatten. Sie hatten einen ganzen wohlverdienten Ruhetag geopfert, um ihrem Zugführer eine Freude zu machen.

Im Herbst 1917 trat Zansmeier, der inzwischen zum Offizierstellvertreter befördert war, einen schwierigen Erkundungsgang an der elsässischen Front zur Vorbereitung eines Großunternehmens an, für das ein geschlossenes Bataillon seines Regiments eingesetzt werden sollte. Diese letzte Patrouille des Stoßtruppführers Zansmeier war von einer tragischen Größe überschattet. Zansmeier hatte sich für den Erkundungsgang, auf dem er die Einbruchsstellen in den beiden vordrängten französischen Kampflinien genau erkunden wollte, elf seiner erprobtesten Stoßtruppler mitgenommen. Es war der Patrouille gelungen, unerkannt bis zur zweiten französischen Linie vorzudringen und hier wichtige Feststellungen zu machen. Bei dem Zurückarbeiten hatte der Gefreite Schlüter das Pech, auf das Dach eines nicht sichtbaren französischen Unterstandes zu geraten und mit dem Fuß an einem Ofenrohr festzuhaften, das polternd in den Unterstand hinunterfiel. Die aufgeschreckte Besatzung alarmierte die ganze französische Linie.

Mit knapper Not gelang es dem Stoßtrupp, Deckung zu nehmen. Schon schien es, als ob der Feind die Spur der deutschen Patrouille nicht gefunden und sich wieder beruhigt hätte, so daß Zansmeier etwa nach einer Stunde, die der Stoßtrupp in äußerster Stille in Granattrichtern abgewartet hatte, vorsichtig den Rückweg fortsetzte. Aber dieser war ihm bereits abgeschnitten. Als sich die Patrouille dem letzten Hindernis näherte, erhob sich im ersten grauen Dämmerlicht des Herbstmorgens eine Reihe dunkler Gestalten, und der Führer der etwa 40—50 Mann starken Abteilung rief den Feldgrauen auf Deutsch zu: „Ergebt euch! Ihr seid gefangen!“



Die Lage des Stoßtrupps war bitter. Hinter sich die feindliche Grabenbesatzung, rechts und links seitlich zwei tiefe Teiche und vor sich das Hindernis mit einem vielfach überlegenen Gegner. Der berühmte Stoßtrupp Sansmeier saß in einer regelrechten Falle. Aber das Wort „Ergeben“ kannte weder der Führer noch irgendein Mann des Stoßtrupps. Die Aufforderung des französischen Offiziers beantwortete Sansmeier sofort mit dem Kommando: „Feuer!“, und schon flatterte die erste Sandgranatensalve zum Gegner hinüber. Geschrei und klägliche Rufe bewiesen, daß die Salve gesehen hatte.

Im nächsten Augenblick aber schon setzte der Feind entschlossen zum Angriff an. Ein mörderischer Nahkampf entbrannte. Einer gegen vier ... aber es waren nicht umsonst die elf Besten vom Stoßtrupp Sansmeier, die hier fochten. Uffz. Seilinghoff schießt auf fünf Schritt einen heranspringenden Gegner über den Haufen, bei einem zweiten kommt er nicht mehr zum Laden. Er schmettert ihn mit einem Kolbenschlag zu Boden. Gefr. Schlüter, der sich in dieser Nacht die Unteroffizierstreifen holt, streckt gleichfalls durch Nahschuß einen Gegner ins Gras, einen zweiten macht er mit blanker Waffe nieder. Aber auch von den tapferen Stoßtrupplern sinkt unter dem Anprall der Übermacht einer nach dem anderen zu Boden. So fällt der vielfach erprobte Gefr. Stellbrink unter französischen Bajonetten, der alte Patrouillengänger Ldst. Nürnberg durch Volltreffer einer Sandgranate.

Offz. Stellv. Sansmeier hat sich in dem Getümmel bis auf eine Sandgranate verschossen. Er hat vor sich Luft bekommen, hat sich einen Augenblick lang ins Gras geworfen und beobachtet scharf nach rechts, als er sich plötzlich von links rückwärts angefallen sieht. Noch ehe er aufspringen kann, ist er von mehreren Franzosen mit aufgepflanztem Seitengewehr umzingelt, ein Offizier springt auf ihn zu, setzt ihm den Revolver an die Stirn und ruft ihm zu: „Hände hoch!“ —

Es ist eine hoffnungslose Lage. Aber in diesem Augenblick ist Sansmeier zum Äußersten entschlossen. Lebendig sollen sie ihn nicht haben. Blitzschnell reißt er im Dunkel die Zündschnur seiner letzten Sandgranate ab, erhebt sich und reicht sie dem

französischen Offizier mit ausgestreckter Hand. Die Handgranate muß jede Sekunde freipieren, aber die Hand des Stoßtruppführers zittert nicht. Im Bruchteil einer Sekunde steht er dem feindlichen Offizier, der die unheilbringende Waffe ahnungslos gepackt hat, Auge in Auge gegenüber, dann erfolgt die Detonation.

Sie zerreißt den französischen Offizier, schleudert Gansmeier zu Boden und durchsiebt ihn mit Splittern. Vor Wut außer sich stürzen sich einige Franzosen auf den Schwerverwundeten und stoßen ihm ihre Bajonette in den Rücken. Ein Kolbenschlag trifft ihn auf den Kopf. Dann verläßt Gansmeier das Bewußtsein ...

Als er seine Besinnung auf wenige Augenblicke wiedererlangte, hing er auf dem Rücken seines treuesten Kameraden, des Gefr. Schlüter, der ihn mühsam durch das französische Drahtverhau schleppte. Es war den fünf letzten unverwundeten Stoßtrupplern nicht nur gelungen die Franzosen zurückzuschlagen, sondern auch die sieben gefallenen und verwundeten Kameraden — bis auf einen Toten — zurückzuschaffen. Eine soldatische Leistung und kameradschaftliche Tat ersten Ranges!

Drei Tage lang lag Gansmeier besinnungslos. Er war furchtbar zugerichtet. Schädelbruch, das Gehör verloren, die rechte Hand zertrümmert, Oberarme und Schultern von Splittern durchsiebt, in Hüfte und Rücken Bajonettstiche — es waren insgesamt 18 Wunden, die den heldenhaften Stoßtruppführer 3½ Jahre ans Krankenlager fesselten. —

Am Heiligabend 1917 fand in dem Feldlazarett, in dem Gansmeier lag, eine einzigartige, feierliche soldatische Ehrung statt. Alle alten Kämpen vom Stoßtrupp und die ganze Mannschaft seines Zuges war in Reih und Glied vor seinem Bett aufmarschiert, und dann traten zwei Offiziere vom Divisionsstab vor und überreichten ihm im Namen des Kommandeurs das Offizierspatent. So erfolgte in dieser denkwürdig-feierlichen Stunde die Beförderung Gansmeiers zum Leutnant. Er war der einzige Landwehrmann der alten Armee, der für seine hervorragenden Taten in den Offiziersrang erhoben wurde.



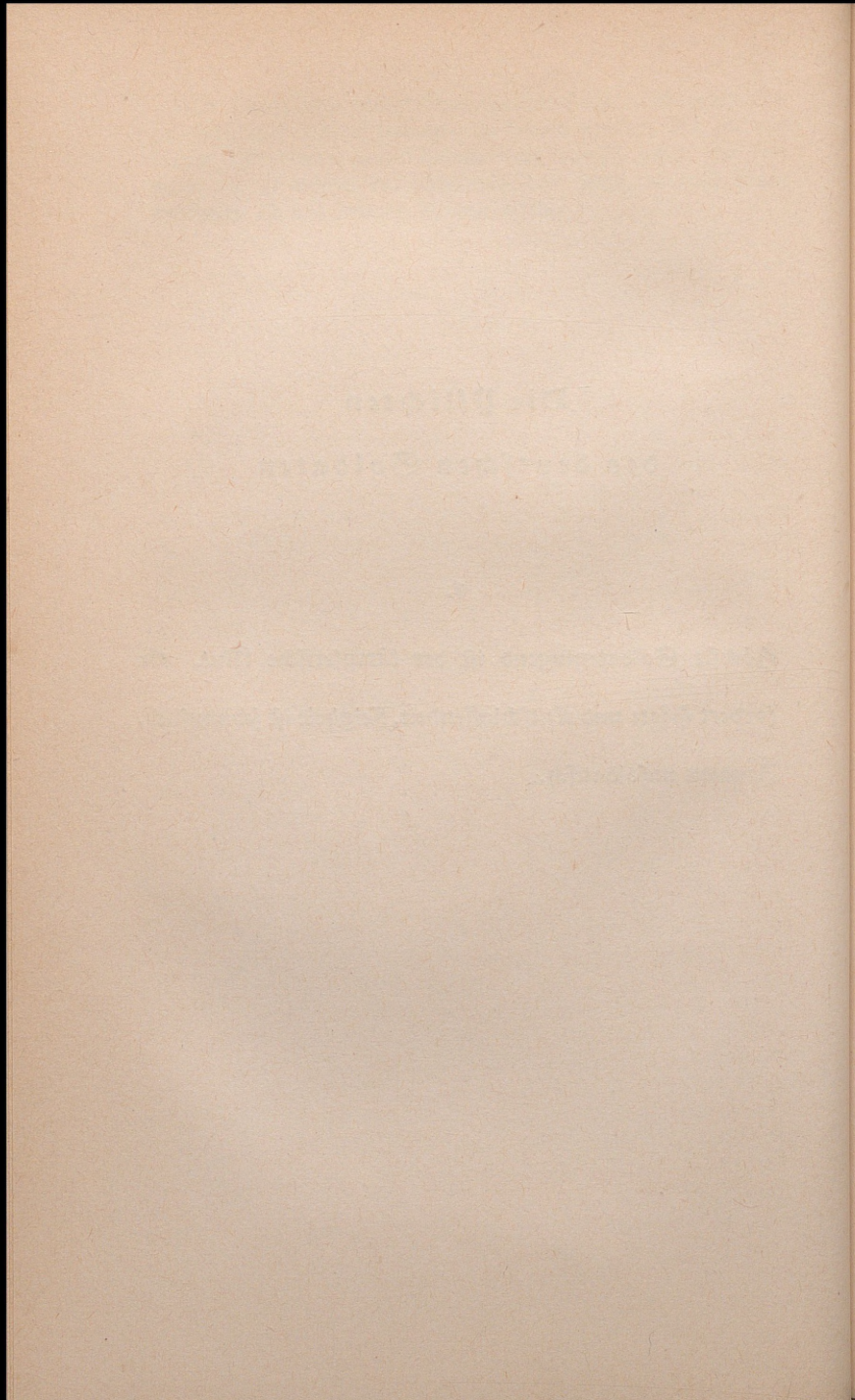
Mit Stolz und soldatischer Hochachtung wird jeder Infanterist auf diesen seltenen Soldaten blicken, der zu den besten Vertretern jener ruhmvollen Waffe zählt, die seit jeher die „Königin des Schlachtfeldes“ war, es auch heute geblieben ist und immer bleiben wird.

## Die Pflichten des deutschen Soldaten

3.

Höchste Soldatentugend ist der kämpferische Mut. Er fordert Härte und Entschlossenheit. Feigheit ist schimpflich, Zaudern unsoldatisch.





## Fernpatrouillen — Sprengpatrouillen

### Danziger Leibhusaren vor Antwerpen

„Gleich zu Beginn des Feldzuges gibt uns die deutsche Kavallerie durch kühne Reiterstücke an der Ostgrenze Beweise ihrer Geschicklichkeit und Intelligenz. Mit einer unerhörten Dreistigkeit verläßt sie das eigene Gebiet. Einige besonders tüchtige Reiter, nur fünf oder sechs an der Zahl, treibt sie in unser Land vor! In tollem Jagen, vorgebeugt auf ihren Pferden, sprengen sie durch die Ortschaften, versetzen die Einwohner in Furcht und Schrecken, zerstören die telegraphischen Verbindungen; sie kommen wie der Wind und ziehen vorüber!“

Diese feurigen Worte der Anerkennung, die der französische Oberst Bonie der berühmten Reiterpatrouille des Grafen Ferdinand von Zeppelin bei Kriegsausbruch 1870 zollte, könnten auch auf den deutschen Kavalleristen von 1914 Anwendung finden. Gleich zu Beginn des Feldzuges hatten deutsche Reiterpatrouillen, die tief in das feindliche Aufmarschgebiet hineinstießen, Gelegenheit zu zeigen, daß auch der inzwischen eingetretene Wandel in der Kampfweise und Waffentechnik kavalleristischem Unternehmungsgeist keinen Abbruch hatte tun können.

Eine der kühnsten und erfolgreichsten Fernpatrouillen unternahm zu Kriegsbeginn Lt. Richter vom 2. Leibhusaren-Regiment in Danzig. Der Patrouillenführer hatte den Auftrag erhalten, festzustellen, ob englische Truppen, deren bereits erfolgte Landung in Frankreich der deutschen Führung bekannt war, schon auf belgischem Boden eingetroffen waren. Der Auftrag war schwierig. Um ihn auszuführen, mußte die Patrouille durch die Linien der belgischen Feldarmee hindurch bis an den Fortsgürtel von Antwerpen vorstoßen. Vom Standort der eigenen Truppen aus hatte die Patrouille also etwa 100 bis 120 Kilometer tief in das feindliche Hinterland einzudringen. Aber die Aufgabe lohnte



einen hohen Einsatz, denn eine rechtzeitige Klärung über den Verbleib des britischen Expeditionskorps mußte für die operativen Entschlüsse des Armee-Oberbefehlshabers v. Kluck von größter Bedeutung sein.

Am 17. August ritt die Patrouille — ein Offizier, ein Unteroffizier und neun Husaren stark — ab, um zunächst im Schutze der Aufklärungs-Eskadron die belgischen Linien abzutasten. Schon nach einem Ritt von knapp 20 km fanden die Danziger Leibhusaren den Weg nach Westen mit so starken feindlichen Sperren durchsetzt, daß sie scharf nach Norden abbiegen mußten, von wo sie unter heftigem Geplänkel mit feindlichen Feldwachen und Patrouillen nur mühsam bis nach Veerle vordringen konnten.

Es war ein heißer Tag gewesen. Die wiederholten Zusammenstöße mit feindlicher Infanterie, das häufige Absitzen zum Fußgefecht und ein Ritt von 50 km hatten den an die Strapazen des Krieges noch nicht gewöhnten Husaren stark zugefetzt. Trotzdem konnte Lt. Richter, der sich hier von der Aufklärungs-Eskadron trennte, seiner Mannschaft nur farge Ruhe gewähren. Noch in der Nacht brach die Fernpatrouille zu ihrem Ritt nach Antwerpen auf.

Die herrschende Dunkelheit erleichterte das Vormärtskommen sehr, und im ersten Morgengrauen näherte sich die Patrouille, die allen Begegnungen mit feindlichen Streitkräften äußerst geschickt ausgewichen war, bereits dem Straßen- und Eisenbahnknotenpunkt von Aerschot. Die an der Strecke eingesetzten Bahnwachen, die sich — für einen geschulten Soldaten ein haarsträubendes Bild — in voller Lebensgröße auf und neben den Geleisen aufgestellt hatten und somit gewissermaßen der Patrouille als eine Kette lebender Warnungssignale dienten, verhinderten auch hier eine vorzeitige Entdeckung.

Mit äußerster Vorsicht ging es weiter. Um durch Zusammenballung der elf Reiter die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf sich zu lenken, ritt der Führer mit einem Husaren voraus, während der Unteroffizier hinter zwei Verbindungsleuten mit dem Rest der Patrouille in weitem Abstand folgte. Jeder Aussichtspunkt wurde vorsichtig angepirscht, jede sich bietende Deckung ausgenutzt; laute Kommandos unterblieben und wurden durch Winkzeichen ersetzt. So gelang es den sich geschickt durch das Gelände schlän-

gelnden Reitern auch an dem Gleisdreieck bei Aerschot, das von Bivaks und durchziehenden Kolonnen wimmelte, unerkannt vorbeizukommen und durch rechtzeitiges Abbiegen nach Norden diese unangenehme Nachbarschaft schnell abzuschüteln. Es war eine vorzügliche kavalleristische Leistung für den jungen Reserveoffizier, der noch wenige Wochen zuvor im Bürgerrock gesteckt hatte, in diesem dicht besiedelten Gelände 30 km zurückgelegt zu haben, ohne auch nur mit Landeseinwohnern in Berührung gekommen zu sein.

Erst als die Patrouille sich dem äußeren Fortsgürtel von Antwerpen näherte, konnte — ohne Verdacht zu erregen — einem Zusammentreffen mit mehreren Zivilradfahrern nicht mehr ausgewichen werden. Aber diese an sich recht unerwünschte Begegnung sollte zunächst eine angenehme Überraschung für die Patrouille mit sich bringen. Als Lt. Richter die Radfahrer auf französisch fragte: „Saben Sie keine englischen Truppen gesehen?“ erhielt er die verblüffende Antwort: „Nein, Ihr seid die ersten Engländer, die hier durchgekommen sind.“ — Diese überraschende Verwechslung, die sich im Verlauf des deutschen Vormarsches 1914 mehrfach ereignen sollte, war eine Folge der feindlichen Propaganda. Die ausländische Gekfarrikatur hatte in Erinnerung an den Ulanenschreck von 1870 den deutschen Soldaten in allen nur denkbaren Verzerrungen ausschließlich mit der Pickelhaube und der Ulanen-Tschapka dargestellt, so daß die Einwohner in Belgien und Nordfrankreich wiederholt deutsche Jägertruppen und Husaren mit ihren Pelzmützen als englische Bundesgenossen begrüßten und in gastfreier Weise bewirteten. Es war selbstverständlich, daß die mit so offenen Armen aufgenommenen deutschen Truppen eine Aufklärung der in diesen Fällen meist sehr mitteilbaren feindlichen Bevölkerung nicht für notwendig erachteten.

Auch der Führer der Husarenstreife, Lt. Richter, packte geistesgegenwärtig die günstige Gelegenheit beim Schopf. Während die Mannschaft unauffällig den Befehl erhielt, unter allen Umständen den Mund zu halten und auf keine Frage zu antworten, versuchte der Führer aus den Radfahrern möglichst umfassende Auskunft über die Truppenbewegung der Gegner herauszubekommen. Aber seine wiederholte Behauptung: „In Antwerpen müssen aber doch eng-



lische Truppen gelandet sein, wir suchen sie seit Tagen", wurde von allen Radfahrern übereinstimmend verneint.

So nützlich aber diese Auskunft auch für die Patrouille war und so gut das nach dem heißen Ritt in den Dörfern reichlich gespendete Obst den Züsaren tat, so lästig begann dem Führer mittlerweile die auf eine ansehnliche Schar angewachsene Radfahrer-Eskorte zu werden. In jedem Dorf, das zumeist schon vorher durch Fernsprecher von dem Eintreffen der ersten „Bundesgenossen“ unterrichtet war, verstärkte sich die Begleitung der Züsaren noch um eine Anzahl bewaffneter Zivilisten, die sich in ihrer Begeisterung für die Engländer nicht abschütteln ließen. Auch ein mehrfach eingelegter Galopp querfeldein nützte nicht viel, denn die Radfahrer, denen Weg und Steg vertraut, und Antwerpen als Ziel der Patrouille bekannt war, hielten auf der Straße mit der Patrouille Schritt und begrüßten an der nächsten Chausseekreuzung die wiedergefundenen Züsaren jedesmal mit lautem Freudengeschrei.

Um die Pferde nicht nutzlos auszupumpen, fand sich der Führer schließlich mit dieser lästigen Begleitung ab. Da auch die zuletzt hinzugekommenen Landeseinwohner alle behaupteten, die Züsaren seien „die ersten Engländer hier im Lande“, und die Patrouille jetzt nur noch einige Kilometer von dem Fortsgürtel Antwerpens entfernt war, konnte der Führer den Auftrag der Patrouille als erfüllt ansehen. Trotzdem aber entschloß er sich, vor der Umkehr noch einen kurzen Vorstoß bis in die unmittelbare Nähe der Forts zu unternehmen, um die letzten Zweifel zu beseitigen. Inzwischen war die Radfahrer-Eskorte auf 60 Mann angewachsen, die hinter den Züsaren fahrend, mit ihrem Gewirr von Rädern die ganze Straße ausfüllten. Neben der Patrouille fuhrn mehrere vollbesetzte Dampf-Straßenbahnwagen, deren gleichfalls bewaffnete Insassen in lärmenden Zurufen ihrer Begeisterung Ausdruck verliehen.

Als die Züsarenpatrouille mit ihrer seltsamen Begleitung nach Wavre-Notre Dame hineinritt, das keine 2 km mehr von dem Fort Koningshoofd entfernt lag, fand in diesem Ort gerade eine Musterung wehrdienstpflichtiger Belgier statt. An mehreren langgestreckten Tischen saßen auf einem freien Platz eine Anzahl belgischer Offiziere und musterten mehrere hundert Mann Zivilisten aus, die — zum größten

Teil gleichfalls auch schon bewaffnet — den Platz ausfüllten. In einer Ecke des Platzes hatten aktive belgische Truppen — etwa hundert Mann einer Radfahrer-Kompanie — ihre Gewehre zusammengesetzt und ihre Räder abgestellt. Die Offiziere saßen an den Tischen mit dem Gesicht der Straße zugekehrt, zu der die Sicht bis unmittelbar vor dem Platz durch eine dichte und hohe Hecke verdeckt wurde.

Der befehlsführende belgische Offizier hat sich gerade hinter seinem Tisch erhoben und will ein Kommando an die Reservisten geben, als er plötzlich — beide Hände auf den Tisch gestützt — mit weitaufgerissenen Augen wie gebannt auf die Hecke starrt, als ob er ein Gespenst erblicke. Und was er dort sieht, ist auch dazu angetan, an einen närrischen Spuk zu glauben. Hier in Wavre-Notre Dame, 100 km hinter der eigenen Front, unmittelbar unter den Mündungen der Fortgeschütze von Antwerpen taucht plötzlich hinter der Hecke der Hauptstraße ein Pferdekopf und gleich darauf ein Reiter auf: feldgrauer Rock und eine Pelzmütze, von deren Stirnseite kalt und weiß der Totenkopf blinkt. Hinter dem ersten Reiter folgt ein zweiter, ein dritter ... Der belgische Capitaine kennt die Uniformen der fremden Heere. Totenkopfhusaren gibt es nur in der deutschen Armee. Schnell hat er sich aus seiner Erstarrung aufgerafft. „Les Prussiens!“ — „Der Feind! Der Feind!“ ruft er gellend, zugleich mit den übrigen Offizieren die Pistole aus dem Futteral reißend.

Der preussische Husarenoffizier hat in dem Bruchteil einer Sekunde, in dem ihm die Hecke den Blick nach rechts freigab, die gefährliche Lage erfaßt. Zum Überlegen blieb keine Zeit. Hier konnte nur das Gefühl entscheiden. Die Eskorte mit dem Gewirr von Fahrrädern hinter der Patrouille schließt jedes Entkommen nach rückwärts aus. Im Angaloppieren würden die Pferde, die Radfahrer und ihre Maschinen ein wüstes Knäuel bilden. Drei Meter links von der Patrouille fahren die Dampffstraßenbahnwagen, deren aufgeregte Insassen jetzt bereits ihre Gewehre zum Schuß fertig machen, rechts die belgische Radfahrerkompanie, die auf den Alarmruf und die Pistolenschüsse ihrer Offiziere an die Gewehrpyramiden gestürzt ist — dahinter Häuser, Zäune und Vorgärten —, es bleibt nur ein einziger Ausweg: geradeaus nach Westen!



MacKensen hatte als Kommandeur der Leibhusaren-Brigade von seinen jungen Offizieren stets gefordert: „Im Galopp sehen, im Galopp denken und im Galopp handeln!“ Hier war solch ein Augenblick gekommen. Noch in der ersten Sekunde der Entdeckung kommandiert Lt. Richter Galopp und — verfolgt von einem Hagel von Geschossen, die sich von links, von rechts und von hinten kreuzen — sprengen die elf Husaren im Renntempo auf dem spiegelglatten Asphalt nach Mecheln davon. Das Donnern der Pferdehufe übertönt das Zischen und Pfeifen der in der Aufregung viel zu hoch gezielten Geschosse. Nur ein Aufschrei ließ den Patrouillenführer aufhören. Der Husar Helms stürzte verwundet aus dem Sattel, gleich darauf brach auch sein treues Pferd zusammen. Die Patrouille mußte ihren Kameraden seinem Schicksal überlassen, denn die Meute der Verfolger saß ihr im Nacken.

Es war eine wilde Jagd. Die belgische Radfahrer-Kompanie hatte sich sofort auf die Räder geschwungen und versuchte in toller Fahrt mit den weitausgreifenden Pferden Schritt zu halten. Mehrfach saßen die Radfahrer ab und ließen ihre Gewehre hinter der Patrouille knattern, um dann sogleich die Verfolgung wieder aufzunehmen. Unter aufheulenden Sirenen rasten auf der anderen Seite der Straße die vollbesetzten Dampfwagen hinterher, deren Insassen sich wie toll gebärdeten und ein wildes aber ungezieltes Feuer aus Gewehren und Pistolen auf die tief über die Pferdehälse gebeugten Husaren abgaben.

Erst als die endlos sich hinziehenden Häuserreihen aufhörten, konnte der Führer von der Straße abbiegen und querselbein galoppieren. Aber auch jetzt noch mußte unter Überspringen zahlreicher Hindernisse ein Renngalopp von etwa 10 km beibehalten bleiben, da es der Radfahrer-Kompanie dank ihrer guten Geländekenntnis stets gelang, sich der Patrouille wieder anzuhängen. Einmal war es den Verfolgern sogar gelungen, die vor einem Kanal angelangte Patrouille vollständig einzukreisen, und nur der kavalieristische Schneid des Patrouillenführers, der sein Pferd über die an einer Schleuse ausgelegten schmalen Laufbretter trieb und seine Husaren auf diesem halsbrecherischen Wege folgen ließ, bewahrte die Patrouille hier vor einem schnellen Ende. Jetzt erst konnte der Verfolger, der seine Beute schon

sicher zu haben glaubte, abgeschüttelt und für die ausgepumpten Pferde Trab und schließlich Schritt eingelegt werden. Aber nach wie vor war äußerste Vorsicht geboten, da der Ritt jetzt wieder zurück nach Osten ging und sich der belgischen Kampffront näherte. Bei einem überraschenden Zurückströmen der belgischen Feldarmee mußten die Zsaren in eine üble Lage geraten.

Noch am Spätnachmittag dieses ereignisreichen Tages hatte die Patrouille einen kurzen aber heftigen Zusammenstoß mit einer belgischen Brückenwache zu bestehen. Die belgische Postierung wurde zwar restlos zusammengeschossen, wobei vier Treffer allein auf Lt. Richter entfielen, aber auch bei der Patrouille waren ein Zsar und zwei Pferde gefallen. So mußten die neun Zsaren ihren Marsch auf acht Pferden fortsetzen.

70 km hatte die Patrouille an diesem Tage zurückgelegt, als sie völlig erschöpft nach Einbruch der Dunkelheit in einem lichten Birkenwäldchen zur Ruhe überging. Der Patrouillenführer hatte sich in einen nahegelegenen Ort begeben, um einige Lebensmittel aufzutreiben. Es war höchste Zeit, als er zu seinen Zsaren zurückkehrte. Keine 500 m entfernt hatten sich belgische Truppen zum Bivakieren niedergelassen, und irgendeine Streife mußte die Zsaren bemerkt haben, denn in dem Dämmerlicht deutlich sichtbar näherte sich eine Patrouille geradenwegs dem Kastplatz. Ohne durch übertriebene Hast Aufsehen zu erregen, rückte der Führer tiefer in den Wald hinein, schlug hier zweimal einen Haken und versteckte sich mit seinen Zsaren in einer Senke tief im Dickicht. Nachdem es noch gelungen war, eine Wasserstelle ausfindig zu machen, an der Reiter und Pferde ihren brennenden Durst löschen konnten, sank alles in einen bleiernen Schlaf. Nur ins Unterbewußtsein drang der verworrene Lärm des Ratterns der Räder und der Piffe der Lokomotiven auf der nahe gelegenen Bahnlinie, auf der die ganze Nacht hindurch ein Transportzug nach dem anderen von Ost nach West rollte. Die belgische Feldarmee befand sich in vollem Rückzuge auf Antwerpen. — In dieser Nacht verübten in dem nicht mehr fernen Aerschot, um das die Zsarenpatrouille 24 Stunden zuvor einen großen Bogen gemacht hatte, Franktireurs einen planmäßigen Überfall auf pommersche Truppen, dem außer einer Anzahl Offiziere und



Mannschaften auch der Kommandeur der 8. Infanterie-Brigade zum Opfer fiel. Ein hartes Strafgericht mußte an der fanatischen Bevölkerung vollzogen werden. Dieses düstere Ereignis zeigt, auf welch heißem Boden sich die Patrouille Richter tief im Rücken der feindlichen Front befand.

Auch in dieser Nacht mußten die Züsaren ihre Rast vorzeitig abbrechen. Schwere Einschläge krachten plötzlich im Wald. Offenbar legten deutsche Ferngeschütze auf die Bahnlinie und das anschließende Waldgelände Störungsfeuer. Kaum hatte die Patrouille das deckende Waldesdickicht verlassen, als sie nach eingetretener Morgendämmerung bemerkte, daß sie mitten in die auf dem Rückzug befindliche belgische Armee geraten war. Mit knapper Mühe und Not konnte der Führer mit seinen Züsaren ein inmitten weiter Wiesenflächen gelegenes Pappelgehölz erreichen, das wenigstens auf weitere Entfernung Deckung gegen Sicht bot. Eine heikle Lage entstand, als belgische Infanterie in nur 100 m Entfernung eine längere Rast auf der Wiese einlegte. Um das Unglück vollzumachen, erschien jetzt auch auf der anderen Seite des Gehölzes marschierende Infanterie, von der eine Kompanie sich gleichfalls in der Nähe der Züsaren niederließ. Nur größte Kaltblütigkeit des Führers und strengste Manneszucht jedes einzelnen Patrouillenteilnehmers konnte in dieser gefährlichen Situation die Patrouille retten.

Um die Gäule, die die fremden Pferde witterten, am Wiehern zu verhindern, wurden ihnen Tücher und Decken vor das Maul gebunden. Zwei Züsaren hatten alle Hände voll zu tun, um die Köpfe der acht Pferde hinter den Gebüsch niederzuhalten und das verräterische Klirren der Steigbügel zu verhindern, während Lt. Richter mit dem Unteroffizier und den letzten fünf Züsaren nach beiden Seiten mit dem Karabiner im Anschlag lagen und den Feind scharf im Auge behielten. So vergingen in höchster Spannung mehrere Stunden, bis die belgischen Truppen ihren Rückzug fortsetzten. Aber noch war kein Anlaß zum Aufatmen, denn jetzt nahen am östlichen Horizont belgische Schützenlinien, die sich offenbar mit einem noch nicht sichtbaren Gegner herumschossen. Schnell kamen die belgischen Schützen näher. Schon flatschten deutsche Infanteriegeschosse durch Laub und Geäst der Pappelbüsche. — Aber auch in dieser unangenehmen Stunde blieb das Kriegsglück den Züsaren treu. Die Belgier

hatten es auf ihrem Rückzug eilig und dachten nicht mehr daran, sich in den Gebüsch zu neuem Widerstand zu setzen. Sie zogen seitlich der Patrouille eiligst in Richtung Antwerpen ab.

Als der Führer die Überzeugung gewonnen hatte, daß die letzten Nachhutten der Belgier abgezogen waren und er sich mit seinen Husaren jetzt vor den Gewehrmündungen der eigenen Infanterie befand, verließ er sein Versteck und ging den in der Ferne auftauchenden Schützenlinien mit einem Taschentuch winkend entgegen. Die pommerschen Musketiere vom Inf. Regt. 140 staunten nicht schlecht, als ihnen plötzlich von der feindlichen Front her ein einzelner Husar entgegenkam, der sich als deutscher Patrouillenoffizier entpuppte.

Die Fernpatrouille Richter hatte nach ihrem abenteuerlichen Ritt wieder Anschluß an die eigene Truppe gewonnen. Ihr Führer hatte die schwere Aufgabe so ausgezeichnet gelöst, daß auch auf ihn die anerkennenden Worte Anwendung finden könnten, die vor Orléans 1870 der Reitergeneral Prinz Albrecht von Preußen einem jungen Patrouillenführer vom 2. Leibhusaren-Regiment, dem Vizewachtmeister August Mackensen, spendete: „Die Tat zeigt, daß Ruhe, Umsicht und Erkennen der Aufgabe wichtiger ist als bloßes Drauflosstürmen; denn die ersten Eigenschaften machen gute Patrouillenführer, gewandte Offiziere und verlangen hohen moralischen Mut.“

## Sprengpatrouille vor Paris

Daß diese Fernpatrouillen nicht immer so glimpflich abzulaufen pflegten wie der kühne Ritt der Danziger Leibhusaren, zeigt uns das Schicksal einer Sprengpatrouille der Garde-Kavallerie-Division, die vor Paris 1914 einen der abenteuerlichsten Ritte durchführte, die jemals von deutschen Reitern unternommen wurden.

Es war am Abend des 6. September 1914. Die Garde-Kavallerie-Division stand südöstlich von Paris, und noch ahnte niemand, daß tief in ihrem Rücken nach dem Ausfall



der Armee Maunoury aus dem Pariser Festungsgürtel die Marne Schlacht bereits ihren Anfang genommen hatte, als Lt. v. Schierstädt von den Garde-Kürassieren, Lt. Graf Strachwitz von den Garde du Corps und Lt. v. Wedemeyer von den 3. Garde-Mannschaften den Befehl erhielten, bis zur Seine vorzustößen und die etwa 60 km entfernte Bahnlinie Paris—Fontainebleau—Dijon an mehreren Stellen durch Sprengungen zu zerstören. Diese Strecke bildete das Kernstück der von Paris nach Ostfrankreich laufenden Eisenbahnlinien. Über diesen Schienenstrang lief in diesen Tagen die Masse der von der elsässisch-lothringischen Front nach der Hauptstadt rollenden Truppentransporte.

„Die Gerüchte von einem bevorstehenden französischen Angriff mehrten sich. Jeder Augenblick konnte eine wichtige Entscheidung das Signal ... zu einer Schlacht bringen. Die ganze Atmosphäre schien mit Gewitterstimmung geschwängert, die nach Entladung drängte ... Angesichts dieser ganzen Lage kam es wie ein Rausch stolzer Freude über mich, daß gerade ich zum Führer einer wichtigen Fernpatrouille bestimmt worden war“, so hat Lt. v. Schierstädt seine Eindrücke bei Empfang des Befehls geschildert.

Mit 15 Freiwilligen verließ die Patrouille Schierstädt nach kurzem, fröhlich-ernstem Abschied von den Kameraden das Regiment. Am Ausgang des Dorfes vereinigte sie sich mit den beiden Patrouillen Strachwitz und Wedemeyer, die das gleiche Ziel hatten. Um sich der Bevölkerung nicht vorzeitig zu verraten, hatte alle Reiter Helme und Tschapkas mit ihren Mützen vertauscht, so daß sie von französischen Dorfbewohnern, die noch keine deutschen Truppen zu Gesicht bekommen hatten, leicht mit Engländern verwechselt werden konnten.

In flottem Trabe ritt die Patrouille in den sinkenden Abend hinein. Schon sehr bald erfolgte der erste Zusammenstoß mit dem Gegner. Aus einem friedlich am Fuße eines Hügels gebetteten Dorf schlugen den Reitern auf 400 m Entfernung Schüsse entgegen. Schnell wich die Patrouille seitlich aus und setzte ihren Ritt fort, als von hinten ein Kürassier mit der Meldung vorgeprescht kam: „Englische Kavallerie-Patrouille hinter uns.“ — Auf einer Parallelstraße tauchte eine Anzahl Reiter auf, die sich offenbar auf

die Spur der deutschen Reiter gesetzt hatte. In kurzem Galopp gelang es jedoch den Deutschen, außer Sichtweite zu kommen. — Der Abend war angebrochen, als rechter Hand in der Richtung des Zieles der Lichtschein von offenen Bivakfeuern auftauchte. Sollten dies noch deutsche Truppen sein? Es war kaum anzunehmen, daß vorgeschobene Abteilungen sich so leichtfertig verhalten würden. Die Patrouille muß näher heran, um Klarheit zu gewinnen. Aber noch ist sie etwa 500 m entfernt, als ihr lebhaftes Infanterief Feuer entgegenschlägt. In scharfem Galopp weicht die Patrouille nach Süden aus und läßt die Bivaks am Dorfrand rechts liegen.

Eine kurze Rast zu gründlicher Orientierung mußte eingelegt werden. Wie es schien, befand sich die Patrouille bereits mitten im feindlichen Vorpostenschleier. Im Rücken tauchte hin und wieder eine ziemlich starke Reiterabteilung, etwa eine Schwadron auf, linker Hand im Osten war auch die britische Patrouille, die man bereits abgeschüttelt zu haben glaubte, wieder in Sicht gekommen. Im Westen konnte auf etwa 1500 m Entfernung durch die Gläser eine längere Marschkolonne feindlicher Artillerie entdeckt werden. Also Feind von allen Seiten. — Vor allem mußte festgestellt werden, wer dort an dem Rande jenes Dorfes, das in der Richtung des Rittes lag, bivakiierte. Lt. v. Schierstädt schickte einen Wachtmeister und einen Kürassier zur Erkundung vor. Vor dem Abreiten befahl er noch, die Sprengpatronen abzugeben. — Gespannt warteten die Reiter auf die Rückkehr der beiden Erkunder. In der Ferne fielen einige Schüsse, dann wurde es still. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde verging in beklemmendem Schweigen ... Endlich ertönte aus dem Dunkel der Anruf eines Postens, und gleich darauf tauchte humpelnd und ohne Pferd ein Mann der Streife auf. Er war verwundet. „Wo ist der Wachtmeister?“ fragte Lt. v. Schierstädt schnell. — „Er muß sich in der Dunkelheit verirrt haben, Herr Leutnant! Mein Pferd haben die Engländer erschossen.“ — „Also sind es doch Engländer?“ — „Jawohl, Herr Leutnant, ich habe sie deutlich gesehen.“ —

Der Mann drückt noch herum, er will noch etwas sagen. Endlich rafft er sich auf: „Herr Leutnant, ich muß melden, daß in der Satteltasche meines Pferdes noch zwei



Sprengpatronen waren. Zwei Stück habe ich abgegeben, aber zwei waren in der anderen Satteltasche, und diese habe ich in der Aufregung vergessen!" —

Lt. v. Schierstädt, die beiden anderen Offiziere und die herumstehenden Mannschaften sind einen Augenblick wie erstarrt. Dann prasselt ein Donnerwetter auf den Sünder nieder. Jeder fühlt, daß diese Gedankenlosigkeit allen drei Patrouillen Kopf und Kragen kosten und das ganze Unternehmen in Frage stellen konnte; denn schon in wenigen Stunden würden die Sprengpatronen in den feindlichen Stabsquartieren abgeliefert sein, und was sich dann an den Bahnstrecken abspielen würde, das konnte sich jeder allein ausmalen.

Aber es blieb keine Zeit zum Grübeln. Nur rasches Handeln konnte jetzt noch helfen. Man mußte schneller sein als der Feind. Alle Straßen sorgfältig vermeidend, setzte die immer noch geschlossene Patrouille ihren Ritt durch die mondhelle Nacht fort. In der Ferne ertönten Lokomotivpfeife und das Rattern von Eisenbahnzügen. Die Patrouille näherte sich der Bahnlinie Paris—Nangis, auf der ein starker Verkehr herrschte: „Wie rote Gespenster sah man die französischen Truppentransportzüge durch die Nacht jagen.“ Seltsamerweise war die wichtige Bahnunterführung bei Belleville unbesetzt. Es wäre ein Leichtes gewesen, hier die Bahnstrecke in die Luft zu sprengen, aber der Befehl rief die Patrouille gebieterisch nach Süden, dort, wo auf beiden Ufern der Seine der Hauptnervenstrang der französischen Ostbahn lief. —

Durch dichte, unwegsame Wälder, die auch das helle Mondlicht kaum zu durchdringen vermochte, ging der Ritt tiefer und tiefer in das feindliche Aufmarschgebiet hinein. Langsam graute der Morgen. Noch ritt die Patrouille gedeckt im Walde, aber auf der nicht weit entfernten Hauptstraße nahm das Geräusch marschierender Kolonnen, das Wagengerassel und das Poltern der Geschützräder ständig zu. Es war kein Zweifel, daß die Reiter sich jetzt mitten in dem Aufmarschgebiet der englischen und französischen Armeen befanden. Sorgfältig achteten die Offiziere darauf, daß alle Reiter in Reihe zu Einem in der gleichen Spur ritten; um feindliche Patrouillen irrezuführen, wurden auf Seitenwegen und in Schonungen falsche Fahrten angelegt.

Es war schon heller Tag, als vor dem Wald eine große Chaussee auftauchte, von der schon seit längerer Zeit lebhafter Verkehr herübertönte. Auf der Straße wimmelte es von Fahrzeugen und marschierenden Abteilungen, so daß an eine Überquerung nicht zu denken war. So mußten die drei Sprengpatrouillen — nur noch etwa 6 km von ihrem Ziel entfernt — die Dunkelheit abwarten, so sehr auch die von dem Verwundeten verlorenen Sprengpatronen zur Eile mahnten. Die Reiter saßen daher ab und rückten in eine dichte Schonung, die gute Deckung bot.

Mit dem Einbruch der Dämmerung machten sich die drei Offiziere zum Abmarsch zu den Sprengstellen fertig. Die Lts. v. Schierstädt und Graf Strachwitz nahmen je zwei, der Garde-Ullan v. Wedemeyer außer dem Fähnrich v. Plessen vier auserwählte Leute mit. Nur die Ulanen, die einen weiten Anmarschweg hatten, nahmen ihre Pferde mit; die beiden anderen Sprengtrupps marschierten zu Fuß.

Der Rest der Patrouille mußte bei den Sandpferden in der Schonung zurückbleiben. Es gab einen kurzen bewegten Abschied. Jeder einzelne Mann fühlte, was auf dem Spiele stand. Vielleicht war es ein Abschied für immer. Als ob auch die Pferde, diese treuen Kameraden in Freud und Leid, dies erfaßt hätten, lief die Stute des Lt. v. Schierstädt, die ihn schon im Frieden auf manchem Rennen über die Hürden getragen hatte, ihrem Herrn ängstlich schnaubend nach, bis der Pferdehalter sie zurückholte.

Lt. v. Wedemeyer war mit seinen Ulanen sogleich nach dem Aufbruch in einen Seitenweg eingebogen, während die beiden anderen Sprengtrupps Schierstädt und Strachwitz noch zusammengeblieben waren. Es war in dem nächtlichen Walde nicht recht geheuer. Mehrfach mußten die sich vorsichtig durch das Dunkel tastenden Sprengtrupps feindlichen Streifen ausweichen. Noch waren die beiden Kürassiertrupps erst knapp einen Kilometer von den Sandpferden entfernt, als aus dieser Richtung plötzlich Gewehrfeuer ertönte. Wie vom Schlag gerührt, blieben die beiden Offiziere und ihre Begleiter stehen: „Der Feind hat unsere Mannschaften entdeckt! Sie sind mit den Pferden verloren!“ Mit tonloser Stimme sprach einer von den Männern aus, was alle fühlten. Ihrer Pferde beraubt, abgeschnitten von aller Welt standen



die sechs Garde-Kavalleristen einsam und verlassen tief im Rücken der feindlichen Armee.

Aber das Zurückkommen mußte eine spätere Sorge bleiben. Erst galt es, den befohlenen Auftrag durchzuführen. Es war bereits vier Uhr morgens, als nach achtsündigem mühsamem Suchen und häufigem Ausweichen vor französischen Streifen im Schein des Vollmondes vor den Sprengtrupps die dunkle Masse des Bahndammes auftauchte.

Jetzt schnell ans Werk! Lt. v. Schierstädt hat sich vorgeschlichen. Bis auf acht Schritt ist er an den Bahndamm herangekommen, schon will er das verabredete Zeichen zum Anbringen der Sprengpatronen geben, als seitlich von ihm der Ruf: „Halte là! Qui vive?“ durch die Nacht ertönt. — *Entdeckt* . . . . Graf Strachwitz' Antwort „Englishmen!“ geht im Krachen einer Salve unter. „Zurück!“ —

In dem nahen Walde sammeln sich die sechs Kavalleristen. In düsterem Schweigen hocken die Männer zusammen. Der Gedanke, angesichts des greifbar nahen Zieles gescheitert zu sein, ist kaum zu ertragen. An anderer Stelle soll der Versuch wiederholt werden. Aber das Salvenfeuer hatte die ganze Umgebung rebellisch gemacht. „Wir hatten das Gefühl“, so berichtet Lt. v. Schierstädt, „einem ungeheuren Polypen gegenüberzustehen, der mit tausend gierigen Armen nach uns griff. Das ganze Gelände längs der Bahnlinie war geradezu gespickt mit Waffen und Postierungen aller Art, deren weithin leuchtende Feuer fast Tageshelle verbreiteten. Wo wir auch vorzustößen suchten, überall trafen wir auf Patrouillen, Posten, größere Truppentkörper und Wagenzüge . . .“

Es war unmöglich, durch eine Masche dieses Bewachungszuges hindurchzuschlüpfen. Nach mehreren vergeblichen Unternehmungen suchten die Sprengtrupps im dichten Unterholz ein sicheres Versteck auf, um die nächste Nacht abzuwarten. Endlos zogen sich die Stunden hin. Quälend waren Hunger und Durst, quälender aber der Gedanke an das Scheitern des Unternehmens. „Sollte ich etwa zum Regiment zurückkehren mit der Meldung, daß ich den Auftrag nicht ausführen konnte? Solche Meldung gab es bei den Garde-Kürassieren nicht!“, so kennzeichnet Lt. v. Schierstädt seine Stimmung. — Eine wahre Folter aber war es, Stunde auf Stunde mitanhören und aus dem Versteck mitansetzen zu

müssen, wie ein Truppentransportzug nach dem anderen gemächlich die Strecke passierte. Die schrillen Piffe der Lokomotiven wirkten auf die überreizten Nerven der Reiter wie höhnisch-triumphierende Rufe.

Da geschah am Nachmittag etwas Merkwürdiges! Wie durch Zauberhand brach plötzlich der Zug verfehrt ab. Eine Stunde nach der anderen verging, aber die bisher so belebte Bahnstrecke blieb tot und leer. Es gab für diesen erstaunlichen Vorgang nur eine Erklärung: Die Garde-Mannschaften hatten es geschafft! Lt. v. Wedemeyer hatte die Strecke gesprengt! — Diese Annahme verdichtete sich zur Gewißheit als auch am Abend kein einziger Zug die Strecke passierte und sich des Bahnschutzes eine auffallende Nervosität zu bemächtigen schien. Leuchtraketen und Scheinwerfer erhellten die Umgebung des Schienenstranges taghell, die durch eine dichte Postenkette und zahlreiche Streifen unter schärfster Bewachung gehalten wurde. Unter diesen Verhältnissen noch einmal den Sprengversuch zu erneuern, wäre Wahnsinn gewesen. So faßten die beiden Offiziere — in der Überzeugung, daß ihr Kamerad Wedemeyer seinen Auftrag ausgeführt hatte — den schweren Entschluß, den Rückmarsch anzutreten. — Es war die Nacht vom 8./9. September 1914, und keiner der Reiter ahnte, daß um diese Zeit schon die letzten Nachhutten der Garde-Kavallerie-Division die Marnebrücken auf ihrem Rückzug nach Norden überschritten hatten, und die Patrouille jetzt mehr als 120 km von ihren Kameraden trennte...

Wenige Stunden nach ihrem Abmarsch vernahmen die Kavalleristen eine seltsame Mär. Einige arglose Waldarbeiter, die die sechs Deutschen für Engländer hielten, erzählten, wie Graf Strachwitz berichtet, aufgeregt, daß „deutsche Soldaten in einem blauen Auto“ die Eisenbahnlinie an der Seine in die Luft gesprengt hätten...



Die jetzt beginnende Irrfahrt dieser sechs Garde-Kavalleristen steht in ihrer Art einzig da. Ihr Weg zurück führte mitten durch die im Vormarsch befindlichen englischen und französischen Geeresäulen hindurch. Es war in den ersten Tagen unmöglich, Straßen zu benutzen, ebenso wie es aus-



geschlossen war, bei Tageslicht zu marschieren. Erst nach Einbruch der Dunkelheit konnten die Kürassiere ihre Schlupfwinkel verlassen, um sodann durch unwegsames Gelände — nur auf den Kompaß angewiesen — querfeldein nach Norden zu marschieren.

Ohne Mäntel, dem niederströmenden Herbstregen und der Nachtkälte schutzlos preisgegeben, als Nahrung fast ausschließlich auf Beeren, Pilze und etwas Korn angewiesen, ließen die Kräfte jedes einzelnen rapide nach. Trotzdem blieb der Wille dieser zähen Kavalleristen, sich zur eigenen Truppe durchzuschlagen, ungebrochen. Auch als die bittere Kunde von einem angeblichen deutschen Rückzug der deutschen Armeen über die Marne zur Gewißheit wurde, und damit fast jede Hoffnung schwand, die deutschen Linien zu erreichen, blieb die Parole: Vorwärts! —

Einmal hatte die Patrouille ein Erlebnis, das um ein Haar böse ausgelaufen wäre. Lt. Graf Strachwitz, der fließend französisch sprach und die Patrouille als versprengte Engländer ausgegeben hatte, verhandelte gerade mit einem Bauern, ob sich in der Gegend nicht ein Auto aufreiben ließe. Einigen in der Nähe befindlichen Bauern müssen aber die sechs feldgrauen verdächtig vorgekommen sein, denn plötzlich tauchte aus dem unweit gelegenen Dorf ein Trupp abgefessener französischer Dragoner, begleitet von einem Haufen bewaffneter Dorfbewohner auf. Nur durch schleunigste Flucht, bei der ein Mann unglücklicherweise einen Futterbeutel verlor, konnte sich die Patrouille in Sicherheit bringen.

Endlich am 25. September — neunzehn Tage nach dem Abschied vom Regiment — erreichten die sechs Männer die Marne. Die beiden Offiziere und ihre vier Begleiter befanden sich in einem traurigen Zustand. Zu Skeletten abgemagert, seit Wochen nichts Warmes im Leib, von dem kalten Herbstregen durchnäßt und durchkältet bis aufs Mark, von Husten geschüttelt und Katarrhen zermüht, lagen diese tapferen Männer im Ufergebüsch der Marne und blickten mit brennenden Augen zum jenseitigen Ufer hinüber. Hier in der Nähe von Epernay aber war die Bewachung der Brücken, der Fluß- und Kanalufer unheimlich scharf. So mußte die Patrouille weiter nach Osten ausholen, vielleicht daß sich hier eine Gelegenheit bot, über den Fluß und den

mit betonierten Steilwänden eingefassten Kanal hinwegzukommen.

Eines Morgens — seit langem scheint zum erstenmal wieder die Sonne — liegen die Kavalleristen in der Gegend von Chalons in einem Waldstück gedeckt, um sich trocknen und durchwärmen zu lassen. Die nassen Uniformen haben die Männer ausgezogen und zum Trocknen ausgebreitet, als der ausgestellte Posten einen Warnungsruf ausstößt. Gleich darauf taucht auf einer Schneise — keine 30 Schritt entfernt — eine französische Streife auf. Während es allen übrigen noch gelingt, ihre Uniformen und Waffen zu ergreifen und ins Dickicht zu stürzen, kann der den Franzosen am nächsten liegende Lt. v. Schierstädt nur noch seinen Karabiner packen. Seine Uniform muß er im Stich lassen. Mehrere Schüsse jagen die Franzosen hinter dem flüchtenden her. Ein Schuß trifft das Karabinerschloß und reißt eine Wunde in den Oberschenkel. Der Offizier stürzt. Die Verfolger springen mit einem Freudengeheul hinterher. Schon glauben sie ihrer Beute sicher zu sein, als Lt. v. Schierstädt sich noch einmal aufrafft und in wenigen mächtigen Sprüngen das Dickicht erreicht. Beim Hindurchzwängen gerät er in eine dichte Dornenhecke, Gesicht, Hände und Arme reißt er sich an den Stacheln blutig, in Setzen hängt sein Unterzeug herab, aber er ist durch.

Noch einmal ist es mit knapper Not gelungen, den französischen Spürhunden zu entkommen. Aber was nun? Mit dem Verlust der Uniform hatte Lt. v. Schierstädt die äußeren Zeichen seines Soldatentums verloren. Der Feind würde ihn bei einer Gefangennahme als Spion behandeln, und blieb er bei der Patrouille, so würde er seine Kameraden in das Verhängnis mit hineinziehen. Keinen Augenblick ist sich der verantwortungsbewusste Offizier im Zweifel, was er tun muß. Niemals ist in den vergangenen drei Wochen — auch nicht in den düstersten Stunden dieses Rückmarsches — der Gedanke, sich zu ergeben, aufgetaucht. Jetzt spricht Lt. v. Schierstädt zum erstenmal das Wort Übergabe aus. „Ich bin nicht mehr Soldat. Ich bin verwundet und für Euch eine Last. Ihr müßt weiter! Kümmert Euch nicht um mich, ich werde mich dem nächsten französischen Posten ergeben“, so setzte Lt. v. Schierstädt seinen Kameraden die Lage auseinander.



Aber er stieß auf schärfsten Widerspruch. Graf Strachwitz und die anderen vier Mann weigerten sich entschieden, den Verwundeten allein seinem ungewissen Schicksal zu überlassen. Schließlich gab Lt. v. Schierstädt dem Drängen seiner Kameraden nach. — Zunächst aber mußten für den fast unbekleideten Verwundeten die notdürftigsten Sachen besorgt werden. Aus einem in der Nähe befindlichen Gehöft schimmerte Licht. Hier wollte Graf Strachwitz versuchen, gegen Bezahlung wenigstens einen Rock und eine Hose zu bekommen.

Jedoch hatten die sechs Deutschen nicht mit ihrem Aussehen gerechnet. Als sie das Gehöft betraten, stob die in der Wohnstube versammelte Familie schreiend und kreischend auseinander. „Schierstädt sah unheimlich aus“, so schildert Graf Strachwitz diese Szene, „angetan mit einem blutigen Hemd, einem alten Sack, den wir auf dem Felde gefunden hatten, mit nackten Beinen, struppigem Kopf- und Barthaar. Das Fieber leuchtete ihm aus den Augen. Auch das Aussehen von uns anderen war nicht viel besser.“ — Erst Graf Strachwitz' fließendes Französisch und das dargebotene Geld beruhigte die Bauern. Schließlich erhielt der „verwundete Engländer“ eine alte Hose und einen Rock. Noch in der gleichen Nacht gelang es dem Vizewachtmeister Pelz, für seinen verwundeten Leutnant, der infolge des Blutverlustes und der Marschanstrengungen dem Zusammenbruch nahe war, ein Fahrzeug und ein Pferd zu requirieren. So konnte die Patrouille den Marsch mit dem Verwundeten fortsetzen. Aber je mehr sich jetzt die kleine Schar dem befestigten Lager von Chalons, einem Zentrum der französischen Etappe, näherte, um so aussichtsloser schien es, auf diese Weise durch die feindlichen Linien hindurchzukommen. Schon mußte häufig kleineren französischen Trupps, Radfahrern und auch bereits Kolonnen ausgewichen werden. Mit dem schwerfälligen Fahrzeug ein hartes Stück Arbeit. —

Dichter und dichter zog sich das Netz um die sechs Männer zusammen. Nach einem aufregenden Vorfall, bei dem die Patrouille um ein Haar entdeckt und gefangengenommen worden wäre, stand Lt. v. Schierstädt's Entschluß fest, sich zu ergeben. Nur so konnte die Patrouille wieder Bewegungsfreiheit erlangen und sich vielleicht doch noch durchschlagen. Er duldete keinen Widerspruch mehr, und nach einem be-

wegten Abschied von seinen Kameraden fuhr er auf dem Bauernkarren ins nächste Dorf und stellte sich dort einem französischen Posten.

Während des Verhörs, bei dem Lt. v. Schierstädt sich standhaft weigerte, irgend etwas über den Verbleib seiner Kameraden auszusagen, lief bei der Ortskommandantur ein Telegramm mit der Meldung ein, daß „deutsche Kürassier-Offiziere beabsichtigten, die französische Front im Auto zu durchbrechen.“ Triumphierend hielten die beiden das Verhör leitenden französischen Offiziere Lt. v. Schierstädt das Telegramm vor. Blistartig durchzuckte ihn die Erinnerung an den kürzlich unternommenen Versuch, ein Auto beizutreiben, an das Auftreten der französischen Dragoner und den bei ihrer Flucht von einem Mann verlorengegangenen Futterbeutel, der die Kennzeichen G.K. (Garde-Kavallerie) trug. So verhängnisvoll können sich oft im Kriege die scheinbar unwesentlichsten Dinge auswirken. Kein Zweifel, daß jetzt ein allgemeines Kesseltreiben gegen seine Kameraden einsetzen würde. — Es sollte auch keine zwei Stunden dauern, als Lt. Graf Strachwitz und die vier Mann gefangen eingebracht wurden.

Das Verhängnis hatte sich schnell erfüllt. Von französischen Suchkommandos und Radfahrer-Abteilungen eingekreist, war der Rest der Patrouille zersprengt worden. Drei Mann waren auf der Flucht vor Entkräftung zusammengebrochen und eine leichte Beute der Verfolger geworden. Lt. Graf Strachwitz und Uffz. Mauer hatten noch ein Waldstück erreichen können, das aber auch bereits eingekreist war. Graf Strachwitz — zum Endkampf entschlossen — zog seine Pistole. Da knackte es hinter ihm im Gebüsch, und ein Kolbensschlag schmetterte ihn bewußtlos zu Boden. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, lag er gefesselt neben seinem Unteroffizier. Auch die anderen drei Mann wurden herangeschleppt. Fußtritte und Beschimpfungen hagelten auf die wehrlosen Gefangenen nieder...

Es war ein trauriges Wiedersehen, als die letzten fünf Mann dieser ruhmreichen Patrouille bei Lt. v. Schierstädt in der Ortskommandantur eintrafen. Drei Wochen unsagbarer körperlicher Strapazen und seelischer Gewaltproben hatten sie alle, Offizier und Mann, die Lts. v. Schierstädt und Graf Strachwitz, Vizewachtmeister Pelz



und Garde-Kürassier Jenkisch, Utffz. Mauer und Garde du Corps Böttger mit zusammengebissenen Zähnen ertragen. Der eiserne Wille, zu den eigenen Linien durchzubrechen, hatte diese Männer über Hunger und Durst, Kälte, Nässe und Krankheit triumphieren lassen — und nun dieses Ende...



Ein ritterlicher Gegner hätte diesen Soldaten seine Achtung nicht versagt und ihnen das bittere Los der Gefangenschaft erleichtert. Diesen Franzosen hier in der Etappe Chalons war diese Ritterlichkeit fremd. Wie Verbrecher wurden die sechs Gefangenen behandelt. Diese tapferen Kavalleristen bekamen die französische Rachejustiz in einer so abscheulichen Weise zu spüren, daß hier nur von einer zielbewußten Methode zur vollständigen körperlichen und seelischen Zerrüttung der Gefangenen gesprochen werden kann.

Der Aufstakt begann in Chalons. Gefesselt wurden die sechs deutschen Soldaten durch die Stadt geführt und ins Gefängnis geworfen. Am nächsten Morgen erschienen in der Zelle des Grafen Strachwitz mehrere französische Offiziere. Der Gefangene wurde auf den Hof geführt und an die Mauer gestellt. Zehn Schritt vor ihm baute sich ein Exekutionskommando auf. Eine volle Stunde ließ man den deutschen Offizier auf die erlösenden Schüsse warten. Dann erschien der Kommandant von Chalons und begann mit der Drohung, daß Graf Strachwitz bei Verweigerung seiner Aussage sofort erschossen würde, ein Verhör. Seine erste Frage lautete: „Ich weiß, daß Sie geplündert haben, Spion sind und hinter der französischen Front Telegraphen- und Bahnlinien zerstört haben. Wo haben Sie das getan?“ — In französischer Sprache entgegnete der Gefangene: „Ich meinerseits weiß, Herr Kommandant, daß Ihnen bekannt ist, daß ich Offizier bin. Auf eine solche Frage kann ich als Offizier nicht antworten. Sie erlauben sich auch diese Frage nur, weil ich hier gefesselt und machtlos vor Ihnen stehe.“ —

Nach diesen mannhaften Worten schien das Schicksal des Garde du Corps-Offiziers besiegelt. Auf einen Wink des fran-

zösischen Kommandanten wurde dem Gefangenen ein Tuch vor die Augen gebunden. Graf Strachwitz ersuchte den die Exekution leitenden Offizier, ihm die Binde von den Augen zu nehmen. Er wolle als freier Mann sterben. Es geschah...

In diesem Augenblick eilte aus dem Gefängnisgebäude ein Offizier auf den Kommandanten zu und protestierte heftig gegen die Vornahme der Erschießung. Er verlange, so erklärte er, ein Gerichtsverfahren und ein Urteil. Dieser Franzose übernahm auch vor dem Kriegsgericht die Verteidigung der Angeklagten. — Nach mehrtägiger Verhandlung wurde ein Urteil gefällt, das den Ehrenschild der französischen Armee für immer besetzt. Das Urteil lautete: „... verurteilt wegen Plünderung in bewaffneten Banden, wegen Spionage und Zerstörung von Hindernissen, Bahn- und Telegraphenlinien hinter der Front zu fünf Jahren Zwangsarbeit und Degradation.“ —

Was mit diesem Urteil an Quälereien verknüpft war, kann hier in diesem Rahmen nicht einmal angedeutet werden. Im übrigen bildet der Fall dieser tapferen Patrouillenreiter keinen Einzelfall. Die schmachvolle Behandlung deutscher Gefangener durch französisches Militär und Zivil, und zwar vor allem von Soldaten, die in Erfüllung besonders schwieriger und ehrenvoller Aufträge in feindliche Hände fielen, bildet eines der dunkelsten Kapitel des Feldzuges 1914.



Und doch hatte trotz dieses tragischen Ausganges die abenteuerliche Fernpatrouille bis an die Ufer der Seine, ihren militärischen Zweck weitgehend erfüllt. Wir hatten die Garde-Ulanen-Patrouille v. Wedemeyer verlassen, als sie sich unmittelbar nach dem Ausbruch zur Sprengstelle von den beiden anderen Kommandos Schierstädt-Strachwitz trennte. Der sechs Reiter starke Sprengtrupp v. Wedemeyer hatte wegen des erheblich weiteren Anmarschweges seine Pferde mitgenommen. Es war der Patrouille nach langwierigem Anspürschen gelungen, an der Bahnlinie eine Lücke in der Postenkette zu entdecken und sich hier hindurchzuzwängen. Ein Mann war bei den Pferden zurückgeblieben. Drei Ulanen deckten am Schienenstrang mit angeschlagenem Karabiner das Unternehmen, die beiden letzten bauten schnell



die Sprengpatronen in den Bahnkörper ein und brannten unter sorgfältigstem Abblenden die Zündschnur an. Donnernd erfolgte nach einiger Zeit die Detonation, die das Kernstück der von Paris nach der Ostgrenze führenden Bahnstrecken zerstörte.

Aller Voraussicht nach wäre der Patrouille Wedemeyer auf ihrem Rückmarsch das Schicksal ihrer Kameraden nicht erspart geblieben, wenn sie nicht ihre Pferde mit sich geführt hätte. Zwar war der Rückmarsch der Ulanenpatrouille nicht minder von Gefahren umlauert, aber es war den Reitern noch in der gleichen Nacht gelungen, in langem Ritt ein tüchtiges Stück von der Sprengstelle fortzukommen. Am folgenden Tage mußten die Ulanen infolge der zu allen Seiten auftauchenden feindlichen Marschkolonnen in einem Walde ein Versteck auffuchen, jedoch konnten sie in der Nacht zum 9. September ihre Pferde so flott ausgreifen lassen, daß sie noch vor Morgengrauen bei La Ferté Gaucher den Platz erreichten, wo sie sich drei Tage zuvor von ihrem Regiment getrennt hatten. Aufatmend begrüßten die Ulanen die aus dem Nachtdunkel herausleuchtenden Bivakfeuer. „Endlich haben wir unsere Linien wieder erreicht“, sagte Lt. v. Wedemeyer. — „Fähnrich v. Plessen, reiten Sie bis zur nächsten Postierung vor und stellen Sie den Truppenteil fest!“ — Schon nach wenigen Minuten kam der Fähnrich zurückgesprengt: „S e r r L e u t n a n t, d a s s i n d f r a n z o s e n!“ —

Sier erst begannen die Ulanen zu begreifen, daß sich in den drei Tagen ihrer Abwesenheit große, unfassbare Ereignisse abgespielt haben mußten. Jetzt blieb nichts weiter übrig, als sich bis zur französischen Front vorzupirschen und dort — alles auf eine Karte setzend — den Durchbruch zu erzwingen. Es waren sieben harte Tage und Nächte, die jetzt folgten. Durch ein Gebiet, das von französischen Marschkolonnen besät war, in dem es von Kavalleriepatrouillen, Feldwachen und Postierungen wimmelte, arbeitete sich die Ulanenpatrouille — nur nachts marschierend — nach Norden vor. An eine Beitreibung von Lebensmitteln war in diesen sieben Tagen nicht zu denken. Pferdeerüben, Waldbeeren und Pilze mußten den nagenden Hunger stillen.

In der Nacht vom 15. zum 16. September erreichten die Ulanen die Marne. Mit äußerster Vorsicht näherte sich die

Patrouille einer Brücke. Ein vorgeschickter Erkunder stellte fest, daß sie durch Doppelposten gesichert war. „Durch!“ befahl Lt. v. Wedemeyer. — An die Brückenpfeiler gelehnt dösen die französischen Etappenposten vor sich hin. Plötzlich tauchen vor ihnen aus dem Dunkel die Schattenriffe mehrerer Reiter auf. Aber noch ehe sie ihr „Qui vive?“ herausgebracht haben, jagen die Ulanen wie eine Windsbraut heran, reiten die Posten, die gar keine Zeit mehr haben, bei Seite zu springen, über den Haufen und erreichen das Nordufer. Hier springen einige schattenhafte Gestalten hastig zur Seite, ihr Anruf verhallt im Sämmern der Pferdehufe, ein ... zwei Schüsse flammen auf, und schon hat die Finsternis den nächtlichen Spuk aufgesogen.

Tief aufatmend sammelt Lt. v. Wedemeyer seine Getreuen. Keiner fehlt. Ein schweres Stück Arbeit lag hinter den Ulanen, ein schwereres stand noch bevor: der Durchbruch durch die französische Front. Dort wo die Ulanen über die Marne hinübergekommen waren, dehnen sich in nördlicher Richtung dichte Wälder aus, deren Kernstück der „Reimser Bergwald“ bildet. Bis hierher war die Ulanenpatrouille geschlossen gelangt. Fast 300 km hatte sie inmitten der feindlichen Heerhaufen Kreuz und quer marschierend, unzähligen Fallgruben und lauernden Gefahren geschickt ausweichend, hinter sich gebracht. Eine Meisterleistung in der Geschichte der deutschen Kavallerie.

Es war ein schwerer Augenblick, als die sechs Gardeulanen sich hier im Wald von Reims von ihren Pferden trennen mußten. Aber es hatte sich als unmöglich erwiesen, durch die ganze Tiefe der französischen Front beritten durchzustossen. Die Nacht vom 16. zum 17. September und der folgende Tag wurden zur sorgfältigsten Erkundung ausgenutzt. Von einer Baumbeobachtung aus konnten die Ulanen an der Lage der französischen Granateinschläge frohlockend die auf dem nördlichen Höhenrand sich hinstretchenden deutschen Kampflinien entdecken. Am Abend des 17. war alles zum Durchbruch fertig. Vorsichtig nach allen Seiten sichernd, verließ die Patrouille ihr schützendes Waldversteck. Zum Glück gab es in diesen ersten acht Tagen des Stellungskrieges noch keine durchlaufende Front. Durch die Artilleriestellungen der Franzosen waren die Ulanen bereits hindurch, schon näherten sie sich der vordersten französischen Infan-



terielinie, als sie ganz unvermutet mit einer feindlichen Abtheilung zusammenprallten. Französischer Anruf, Feuer, Tumult — innerhalb von Sekunden ist die Patrouille zersprengt. Ein Ulan ist bei den ersten Schüssen schwer verwundet zusammengebrochen, ein zweiter ist gestürzt — das waren die letzten Eindrücke, die bei dem Patrouillenführer haften blieben. Dann sah sich Lt. v. Wedemeyer allein. Wenige Augenblicke später tauchte ein Schatten bei ihm auf, ein leiser deutscher Anruf — nur herausgezischt — es war der Fähnrich v. Plessen.

Der Zusammenstoß und die Flucht haben die beiden Ulanen vollständig aus der Richtung gebracht. Erst die Flugbahn französischer Granaten gibt den beiden einsamen Männern einen Fingerzeig. Schritt für Schritt arbeiten sich Lt. v. Wedemeyer und sein Begleiter vor. Vor ihnen taucht ein flacher Graben auf, deutlich heben sich die Käppis der französischen Posten ab. Die Postenstände werden umschlichen, der Graben wird vorsichtig durchquert und dann zwischen den Löchern französischer Storchposten mit angehaltenem Atem im hohen Riedgras Deckung genommen. Zoll für Zoll vorkriechend gelingt es den beiden Ulanen auch die Storchpostenkette hinter sich zu bringen und dann — es ist ein unvergeßlicher Augenblick — schallt ihnen aus dem Dunkel ein scharfes „Salut! Wer da?“ entgegen. Es war jener vertraute, seit Tagen heiß ersehnte Anruf, in dessen hartem forderndem Ton die ganze Seligkeit der wiederer kämpften Freiheit steckte. Die beiden letzten der 45 Reiter Lt. v. Wedemeyer und Fähnrich v. Plessen — hatten die deutsche Front, die Kampflinien des Garde-Grenadier-Regiments „Elisabeth“ erreicht.

## Deutsche Pioniere vor Le Havre

Bei der Vielseitigkeit der „schwarzen Waffe“ hatten tatenfrohe Pioniere im Bewegungskrieg oft Gelegenheit, auf Sprengpatrouillen mit der Kavallerie in edlen Wettstreit um die beste soldatische Leistung zu treten. Vor besonders schwierige Aufgaben dieser Art sah sich das Samländische Pionier-Regiment Nr. 18 gestellt, als nach dem

Marnerückzug 1914 der Wettlauf zum Meere begann.

Bei den zahlreichen Tunnelsprengungen und Gleiszerstörungen im deutschen Operationsgebiet lag die Gefahr nahe, daß der Franzose mit Hilfe seines dichten Bahnnetzes diesen Wettlauf gewinnen und in Nordfrankreich oder in Flandern Schulter an Schulter mit dem britischen Expeditionskorps zur Umfassung des rechten deutschen Heeresflügels ausholen würde. Die Folgen dieser Überflügelung wären nicht abzusehen gewesen.

Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte diese drohenden Gefahren in der offenen Flanke keinen Augenblick aus dem Auge gelassen. Bereits in den Tagen, als der Marnerückzug noch in vollem Fluß war, reiften die Pläne, die von Paris über Amiens und Arras nach Flandern führenden Bahnen nachhaltig zu zerstören, zur Tat. So erhielt das Pionier-Regiment 18 schon am 11. September 1914 den Auftrag, eine Anzahl Sprengkolonnen in Kraftwagen zur Unterbrechung der von Paris nach der Küste führenden Hauptbahnlinien zu entsenden.

Weite Ziele wurden für diese Unternehmungen gesteckt. Die einzelnen Kolonnen erhielten als Sprengobjekte die Bahnlinien, Kreuzungen und Eisenbahnbrücken bei Douai, Lens, Arras und Doullens, ja sogar bis Rouen, Le Havre und Nantes an der Küste des Atlantischen Ozeans zugeteilt. Das waren beträchtliche Entfernungen, die hinter der französischen Front einem Aktionsradius von Berlin bis Marienburg entsprachen. Nur äußerste Kühnheit und heißes Wollen, gepaart mit kalter Überlegung und Vorsicht der Führer, konnten mit einem guten Schuß Soldatenglück einen Erfolg bei diesen gefährlichen Unternehmen gewährleisten.

Um die Größe dieses Wagnisses zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Kraftwagen-Sprengkolonnen ihre Aufgaben unter erheblich ungünstigeren Verhältnissen durchzuführen hatten, als die leicht beweglichen Kavallerie-Patrouillen. Die Kraftfahrzeuge von 1914 waren im Vergleich mit den heutigen Wagen schwerfällige Ungetüme. Von Geländegängigkeit konnte noch keine Rede sein. Bei überraschenden Zusammenstößen mit dem Feind war ein rasches Ausbiegen seitlich der Wege so gut wie unmöglich.



Gegen feindliche M.G.-Autos, die 1914 erstmalig als behelfsmäßige Panzerkraftwagen auftauchten, waren die Sprengkolonnen bei der leichten Verwundbarkeit ihrer Fahrzeuge vollständig wehelos. Da nur des Nachts und dazu noch ohne Licht gefahren werden durfte, waren auf schlechten Wegen schwerwiegende Pannen unausbleiblich. So war es ein höchst empfindliches Instrument, dem sich die Pioniere zum Durchbruch durch das von feindlichen Kavalleriegeschwadern und Territorialtruppen wimmelnde Gelände anzuvertrauen hatten. Erst wenn man all diese Tatsachen berücksichtigt, lassen sich die trotz aller Schwierigkeiten und Zermürungen erzielten Erfolge der Pioniere richtig werten.

Am 11. September 1914 waren unter der Führung der Hauptleute Bonatz und Gennrich zwei Sprengkolonnen gegen Amiens vorgeschickt worden. Die Sprengunternehmungen hatten vollen Erfolg. Vor allem gelang der Kolonne Bonatz bei dem Eisenbahnknotenpunkt Amiens ein großer Schlag. An einem Punkte, wo die französische Westbahn bei Amiens über die Nordbahnstrecke hinwegführt, riß die Sprengung die starke Brücke der Westbahn vollständig ein, deren Trümmer sodann auf die Geleise der Nordbahn herunterstürzten und somit auch diese Strecke für den Verkehr sperreten. So war diese Unternehmung in selten glücklicher Weise gelungen. Keinen Augenblick zu früh waren die kühnen Pioniere zu dieser Unternehmung aufgebrochen. Einen Tag später bereits wurde Amiens und Umgebung von französischen Truppen aller Waffengattungen besetzt.

Nach der glänzenden Durchführung dieser beiden ersten Sprengaufträge setzte das Pion.Regt. 18 am 14. September schlagartig sieben Sprengkolonnen auf Kraftwagen zu Zerstörungsarbeiten im Raum Arras—Doullens—Le Havre an. Vier von diesen Kolonnen war es nicht möglich gewesen, bis zu ihren Sprengobjekten vorzudringen. Von ihnen kehrten zwei Trupps unverrichteter Sache zurück, zwei andere Trupps, denen die dichte französische Bewachungslinie alle Übergänge über die Somme gesperret hatte, nahmen sich andere, näher gelegene Ziele vor. Die fünfte Kolonne kehrte mit einem Teilerfolg heim. Sie hatte ihr Ziel erreicht, jedoch konnten die Brücken mit dem vorhandenen Vorrat an Sprengstoffen nicht so gründlich zerstört

werden, wie es geplant war. Es kennzeichnet den zähen Willen des Führers, Sptm. Vorwerk, daß er nur zur Auffüllung seiner Benzinvorräte und zum Fassen neuer Sprengmunition zurückkehrte, um die gefährliche Fahrt unverzüglich von neuem anzutreten.

Einen vollen Erfolg konnte wieder der erprobte Sptm. Bonatz mit seinem Sprengtrupp erzielen. Er hatte im Umkreis von Arras die dortigen Bahnstrecken gründlich zerstören können. Kennzeichnend für die Schnelligkeit und Sicherheit, mit der die Pioniere im feindlichen Hinterland zu arbeiten verstanden, ist die Meldung des Sptm. Bonatz, in der es auf die Frage: „Zeit zur Ausführung?“ lakonisch heißt: „Keine... die Zündung erfolgte 1.30 Uhr nachts. Die Brücke ist nachhaltig zerstört.“ —

Die Sprengung hatte die ganze Gegend rebellisch gemacht, und französische Kavallerie, die sich auf die Spur der Sprengkolonne gesetzt hatte, versuchte sie einzukreisen und abzufangen. Bei mehrfachen Zusammenstößen mit französischen Reiterabteilungen gab es schmerzliche Verluste, aber geschickt entschlüpfte die Sprengkolonne immer wieder den gestellten Schlingen. Es war ein Meisterstück des Sptm. Bonatz, mit den an die Straße gebundenen Wagen den Durchbruch durch die französischen Sperrlinien zu erzwingen. Unter Zurücklassen eines schwerbeschädigten Wagens und eines Teiles der Reservemunition konnte die Kolonne, wie es in der Meldung des Hauptmanns kurz aber eindringlich heißt, „mit vier Schüssen im Führerauto, zertrümmerten Scheiben, einer gebrochenen Feder, einem eingedrückten Benzintank und mit dem letzten Tropfen Benzin“ Valenciennes erreichen.

Sechs Sprengkolonnen waren von der großen Aktion zurückgekehrt. Die siebente Kolonne unter der Führung des Sptm. Tiling, der als Offizier zur besonderen Verwendung dem Regimentsstab zugeteilt gewesen war, blieb verschollen. Erst am achten Tage nach ihrem Abmarsch erfuhr die deutsche Heeresleitung durch eine Reutermeldung, daß die Sprengkolonne Tiling tatsächlich bis in die Gegend von Rouen und Le Havre hatte vordringen können, hier aber entdeckt worden war und nun unter größter Aufregung der Bevölkerung die Meute der Verfolger auf den Fersen hatte. Diese Pariser Reutermeldung lautete: „... Verfloffenen Mittwoch erhielt der Präfect des Departements



Eure eine glaubwürdige Nachricht von der Anwesenheit einer Anzahl Deutscher im Walde von Lyon an der Grenze der Departements Eure und Seine Inférieure. Durch diesen Wald läuft die Hauptstrecke Paris—Le Havre. Gendarmen machten sich sofort in einem Automobil zur Verfolgung auf."

Die Erregung, die der kühne Vorstoß der Kolonne Tiling im feindlichen Lager ausgelöst hatte, spiegelte sich am deutlichsten darin, daß das englische Telegraphenbüro Reuter die Unternehmung dieser dreißig Mann starken deutschen Pionierabteilung für gefährlich und wichtig genug hielt, um sie in alle Welt hinauszufunkten. Großbritannien sah durch Aktionen dieser Art die lebenswichtigen Verbindungen zwischen den Kanalhäfen und seiner Armee gefährdet.

Die gegen die Bahnlinie Paris—Le Havre angesetzte Sprengpatrouille des Sptm. Tiling kann als eine der kühnsten und abenteuerlichsten Patrouillen aller Zeiten bezeichnet werden. Mit vier Kraftwagen war Sptm. Tiling am 13. September von Noyon nach Westen aufgebrochen. Schon gleich zu Beginn der Fahrt geriet die Kolonne in die Sichtweite französischer Truppen, deren Feuer die Kolonne zwang, scharf nach Norden auszubiegen. Aber auch hier in der Gegend von Roye waren fast alle Straßen von Marschsäulen französischer Truppen angefüllt, die sich auf dem Vormarsch nach Osten befanden.

In dem Dorfe Margny unweit Roye hatte die Sprengpatrouille ein dramatisches Erlebnis. In der Dorfstraße stieß die dicht aufgeschlossen fahrende Kraftwagenkolonne auf entgegenkommende französische Reiterregimenter, die mit ihren Bagagen die enge Dorfstraße vollständig verstopften. Nur im Schritt konnten die vier deutschen Autos gegen den Strom der französischen Marschkolonnen vorwärts kommen. Es war ein unheimliches Gefühl für die deutschen Pioniere, wenige Schritte rechts und links von sich das Klappern der zahllosen Pferdehufe zu hören, im Dunkel — greifbar nahe — die Schattenrisse der französischen Reiter mit ihren wehenden Rosschweifen zu sehen und die neugierigen Blicke der Kavalleristen auf sich gerichtet zu fühlen. Zum Glück hatte jeder Mann Helm und Mütze mit der Autokappe vertauscht, so daß das Äußere der Deutschen bei der herrschenden Dunkelheit und oberflächlicher Beobachtung nicht verdächtig erschien. Außerdem tat Sptm. Tiling im Führerauto

alles übrige, um den Feind zu täuschen. Englische Zurufe an die französischen Reiteroffiziere und drastische französische Flüche, die auf das unschuldige Haupt einiger schwerfälliger Bagagefahrer niederprasselten, mußten die Kavalleristen überzeugen, daß sie es hier mit englischen Bundesgenossen zu tun hatten.

Schon begann sich die Verstopfung auf der Straße zu lockern, schon konnten die Deutschen hoffen, in wenigen Augenblicken aus ihrer unangenehmen Lage heraus zu sein, als ein mißtrauischer französischer Sergeant auf das Tritt Brett des Führerwagens sprang, um einen Blick hineinzuwerfen. So oder so verloren — in diesem Augenblick konnte nur rücksichtsloses Handeln die Sprengpatrouille retten. Dem neugierigen französischen Sergeanten fuhr blitzschnell die Faust des Feldwebels Schulze zwischen die Augen, so daß er halb betäubt zurücktaumelte, und — die Straße war jetzt frei — in raschem Tempo jagten die vier Kraftwagen aus der Dorfstraße heraus. Sie blieben unverfolgt. Offenbar war der Vorfall mit dem Sergeanten in der Dunkelheit von den Franzosen gar nicht bemerkt worden. — Unglücklicherweise war nach diesem Zwischenfall der zweite Wagen auf der dunklen Landstraße in den ersten hineingefahren und hatte ihn schwer beschädigt. Der Wagen mußte ausgeladen und im Stich gelassen werden. Seine Insassen verteilten sich auf die drei anderen Fahrzeuge.

Bis Montdidier verlief die Fahrt glatt. In der Stadt aber hatte die Sprengkolonne Tiling ein zweites gefährliches Abenteuer zu bestehen. Bei der Einfahrt in die Hauptstraße stellte sich ein französischer Doppelposten — die Parole fordernd — mit gefälltem Gewehr den Kraftwagen entgegen. Hier blieb nun gar nichts anderes übrig, als Vollgas zu geben und die Posten über den Haufen zu fahren. —

Als der Morgen graute, hatte die Kolonne bereits ein tüchtiges Stück ihres weiten Anmarschweges hinter sich gebracht. Sie suchte sich jetzt in einem der zahlreichen Waldstücke ein sicheres Versteck aus, rastete und wartete den Einbruch der Dunkelheit ab. In der folgenden Nacht erlitt ein zweiter Wagen eine Panne, die nicht mehr zu beheben war. So mußte die Fahrt mit zwei Wagen fortgesetzt werden. Um das Unternehmen nicht zu gefährden, entschloß sich



Sptm. Tiling, die Hälfte seiner Mannschaft in einem Versteck zurückzulassen und nur mit zwei Gruppen die Fahrt bis zu den Sprengobjekten fortzusetzen. Am 17. September hatte die Patrouille, die jetzt nicht mehr weit von Rouen entfernt war, bei Tagesanbruch, wie üblich, einen Unterschlupf aufgesucht, als das Ereignis eintreten sollte, das Reuters Nachrichtenendienst wenige Tage später in die Welt hinausfunkte.

Ob die französischen Behörden durch vorzeitige Entdeckung des zurückgelassenen Trupps oder durch Meldungen mißtrauischer Landeseinwohner zuerst auf die kleine deutsche Abteilung aufmerksam wurden, ist nicht festzustellen. Jedenfalls hatte der Präfekt des Departements Eure auf die ersten Meldungen von dem Auftauchen deutscher Soldaten in seinem Regierungsbezirk alle militärischen Stellen und sämtliche Polizeiwachen in Stadt und Land telephonisch benachrichtigt und selbst sofort eine Gendarmeriestreife auf die Spur der angeblichen Deutschen gesetzt. Aber der französische Präfekt mußte eine falsche Vorstellung von deutschen Soldaten haben, sonst wäre er nicht so leichtfertig gewesen, nur eine schwache Patrouille von vier Mann auszuschicken. Es gelang den französischen Gendarmen tatsächlich, die Deutschen in ihrem Waldversteck aufzustöbern, aber damit war ihr Schicksal auch schon besiegelt. Rechtzeitig war die Sprengpatrouille durch ihre Posten von dem Gerannahen der Gendarmen unterrichtet worden. Sptm. Tiling hatte jeden Waffengebrauch ohne Befehl schärfstens untersagt. Er wollte — nicht mehr weit vom Ziel entfernt — die Gendarmen gefangennehmen oder sie bei einem Kampf so nahe haben, daß kein einziger von ihnen entkommen konnte. —

In atemloser Spannung lagen die Pioniere mit angeschlagenem Karabiner, Sptm. Tiling und Fw. Schulze mit entschlossener Pistole im Gebüsch. Keine zehn Schritte mehr waren die Franzosen entfernt, als einer anscheinend Gefahr witterte und mit einem Warnungsruf zur Seite sprang. Aber es war zu spät ... In dem Feuer der Pioniere brechen drei Gendarmen sofort tot zusammen, einer löst noch im Fallen einen Schuß, der einen Pionier tödlich trifft. Der vierte Gendarm wird angeschossen, er rennt um sein Leben und kann in dem dichten Gebüsch trotz wilder Verfolgungsjagd entkommen. — Das war bitter, denn damit war die

Patrouille verraten. Obwohl es noch heller, lichter Tag war, befahl daher Sptm. Tiling nach einer letzten vergeblichen Suche hinter dem verwundeten Gendarm sofortigen Aufbruch, um die Spuren der Patrouille zu verwischen. Dem bei dem Zusammenstoß gefallenem Pionier K r a m p i t z wurde hier fern von den Kameraden ein einsames Soldatengrab geschaufelt, dann ging es weiter dem Ziele entgegen...

Noch hatte Sptm. Tiling die Hoffnung, seine Sprengstellen zu erreichen, bevor das ganze Departement mobil gemacht war. Bei einer vorübergehenden Panne in der Nähe von Ecuise — nur noch wenige Kilometer von der Bahnlinie Paris—Le Havre entfernt — konnte der Führer befriedigt feststellen, daß die Bevölkerung noch keinen Verdacht geschöpft hatte und sie für Engländer hielt. So gestellte sich ihnen ein alter Herr zu, der ihnen bereitwilligst Auskunft gab und ihnen zum Abschied unter kräftigen Verwünschungen gegen die Deutschen alles Gute für ihre weiteren Kriegsfahrten wünschte.

Es ist erstaunlich, welche Lücken bisweilen im Kriege der Nachrichtendienst aufzuweisen hat. So fuhren in dem Dorf Tourville — unmittelbar vor der Bahnstrecke — die beiden Wagen der Pioniere nachts an einer französischen Infanterie-Abteilung vorüber, ohne daß der befehlsführende Offizier die Wagen anhielt. Zweifellos hatte die Warnung des Präfekten die auf dem Marsch befindliche Truppe noch nicht erreicht.

Kurze Zeit darauf erreichte die Sprengpatrouille in unmittelbarer Nähe von Rouen nach einem Anmarsch von vier Nächten die Bahnlinien und die Brücken, die als Sprengobjekte ausersehen waren. Hier aber befand sich bereits alles in erhöhtem Alarmzustand. Starkes Feuer schlug den Pionieren aus der Umgebung des Bahndammes entgegen, das glücklicherweise ohne Wirkung blieb, da die Autos sofort auf eine Seitenstraße abbiegen und im Dunkel entweichen konnten. Es war für Sptm. Tiling selbstverständlich, die Annäherung von einer anderen Seite her noch einmal zu versuchen. Jetzt aber war es in der ganzen Umgebung lebendig geworden. Rechts und links vom Wege tauchten Streifen auf, Lichtsignale erhellten das Dunkel und wanderten — ein unheimliches nächtliches Bild — mit den



Wagen mit. Kein Zweifel, die Sprengpatrouille wurde eingekesselt.

Das Verhängnis ließ auch nicht lange auf sich warten. Als sich die beiden Wagen in waldigem Gelände bei völliger Dunkelheit Schritt für Schritt vorwärts tasteten, erscholl plötzlich ein französischer Anruf, dem unmittelbar darauf auch schon auf nächste Entfernung eine Salve folgte. Kaum einer dieser Nahschüsse verfehlte sein Ziel. Der Führerwagen wurde regelrecht zersiebt. Sptm. Tiling sank von drei Schüssen in Oberschenkel und Arm schwer verletzt in seinem Sitz zusammen. Zahlreiche Glasplitter hatten ihn außerdem im Gesicht verwundet. Neben ihm wurden der schlagkräftige Fw. Schulze und Res. Lange tödlich getroffen, in beiden Wagen dazu eine Anzahl Pioniere verwundet. Dies alles hatte sich innerhalb weniger Augenblicke abgespielt. Dann waren die beiden bewegungsunfähigen Wagen auch schon von französischen Infanteristen umzingelt.

Welch ein unerschütterlicher Kampfwille aber in diesen Pionieren steckte, das geht aus der französischen Meldung von dem Überfall auf die Sprengpatrouille hervor, in der es heißt: „... Die nicht verwundeten Deutschen entkamen in die Waldungen, die Pont de l'Arche umgeben. Ein Unteroffizier wurde noch ergriffen. Die anderen sind bisher nicht gefunden.“ — Das Schicksal dieser Letzten der Sprengpatrouille Tiling erfüllte sich einen Tag später. Die Namen dieser tapferen Männer sind nicht erhalten geblieben. Um so höher steht die Tat dieser unbekannten Soldaten des Weltkrieges, die trotz des Verlustes ihrer Führer und fast aller ihrer Kameraden noch einen letzten verzweifelten Versuch unternahmen, um sich dem feindlichen Zugriff zu entziehen. Nur mit Männern solchen Schlages konnten die Führer dieser Sprengpatrouillen Taten vollbringen, die von jedem einzelnen Mann Kaltblütigkeit, Entschlossenheit und — wenn es darauf ankam — rücksichtsloses Zupacken erforderten. Wenn es den deutschen Armeen bei dem „Wettlauf zum Meere“ gelang, nach tollen Gewaltmärschen stets noch im letzten Augenblick die britisch-französischen Umfassungsmanöver zu vereiteln, so haben an diesen operativen Erfolgen des Herbstfeldzuges 1914 in Nordfrankreich die Sprengpatrouillen der 18. Pioniere einen wesentlichen Anteil.

## Stoßtrupps . . .

Patrouillen im Bewegungskrieg haben dem Kampf auszuweichen und ihn möglichst erst dann aufzunehmen, wenn er unvermeidlich geworden ist. Die Aufgabe des Stoßtrupps aber ist der Kampf in seiner härtesten Form: der Nahkampf. Was Patrouillen im Bewegungskriege durch geschicktes Anspirschen, waches Auge und Umsicht zu erreichen haben, das muß der Stoßtrupp, wie schon sein Name sagt, mit Gewalt erzwingen.

Der Stoßtrupp ist im Kriege geboren worden. Er ist ein Kind des Stellungskrieges. Sieht man von den Sturm-Bataillonen ab, die hinter der Front zu Sonderaufgaben geschult und neben ihrer reinen Ausbildungstätigkeit nur zu Großunternehmungen eingesetzt wurden, so waren die Stoßtrupps aus der Fronttruppe selbst entstanden. Der Stellungskrieg hatte es mit sich gebracht, daß sich nach und nach ganz von allein die tatenfrohesten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zu Patrouillen ins Niemandsland und kleinen Sandstreichen gegen feindliche Postierungen, Sappen und markante Stellungspunkte zusammenfanden. Aus diesen ersten Patrouillen entstanden später die Stoßtrupps, die sich durchweg aus Freiwilligen zusammensetzten.

Sie bildeten eine verschworene Gemeinschaft bester Frontkämpfer. Draufgängertum, Standfestigkeit, Kampfgemeinschaft zwischen Offizier und Mann und engste Kameradschaft hatten im ganzen deutschen Heer ihre Heimstätte, aber bei den Stoßtrupps fanden diese kriegerischen Tugenden noch ihren ganz eigenen, schärferen Ausdruck. „Stoßtruppsgeist“ wurde im Heere ein geflügeltes Wort für die Haltung einer Truppe, die sich hervorragend geschlagen hatte. Die Kampfstätigkeit der Stoßtrupps war vielseitig. Sie beschränkte sich nicht darauf, Gefangene einzubringen und der höheren Führung damit wertvolle Anhaltspunkte über die Kräfte und den Zustand des Gegners zu verschaffen, sondern das feindliche Grabensystem mußte unter fortgesetzter Bewachung gehalten und die Herrschaft im Vorfeld — dem Niemandsland — von vornherein gesichert werden.

Was sich hier in der rauhen Praxis des Patrouillenganges, bei überraschenden Zusammenstößen im nachtschwarzen Nie-



mandsland, im blitzartigen Zupacken oder Verschwinden an eigener Kampftaktik entwickelte, wie hier zu allererst der selbständig handelnde *E i n z e l k ä m p f e r* entstand und sich bei den Stoßtrupps hüben und drüben — wie bei den Fliegern und den U-Boot-Besatzungen — ausgesprochene Soldatennaturen zusammenfanden, das bildet eines der fesselndsten Kapitel des Weltkrieges.

Was von einem guten Patrouillengänger und Stoßtruppler im Stellungskrieg gefordert und geleistet wurde, läßt sich schwer in Worte fassen. Schon die zahllosen Schleich- und Lauerpatrouillen, die zumeist nur die Vorarbeit zu einem Gewaltunternehmen bildeten, setzten eine starke Leidenschaft für den Patrouillengang voraus; denn bei herbstlicher oder winterlicher Witterung ging das Vorkriechen durch das verschlammte Trichterfeld, das „Geranrobben“ an die feindlichen Hindernisse und das oft stundenlange Liegen vor den Verhaufen bei Frost und strömendem Regen hart auf die Knochen.

Dabei konnten die aus der Truppe hervorgegangenen Stoßtrupps — das unterscheidet sie von den nur zu besonderen Zwecken eingesetzten und sonst hinter der Front untergebrachten „Sturm-Bataillonen“ — nur in Ausnahmefällen von dem anstrengenden Stellungsdienst ihrer Kompanien befreit werden. Zumeist mußten Offizier und Mann nach kurzer Ruhe im Unterstand wieder frostklappernd in ihre durchnästen Sachen hinein, um ihren Wacht-, Graben- oder Arbeitsdienst anzutreten.

Nur wer sich diese Tatsachen vergegenwärtigt, bekommt einen richtigen Begriff von der hohen Kampfmoral der in den Stoßtrupps zusammengeschlossenen Männer, die oft Nacht für Nacht freiwillig auf Patrouille zogen und aus ihrer ausgesprochenen Jagdleidenschaft heraus alle diese Strapazen und vielfachen nächtlichen Scharmützel neben den üblichen harten Anforderungen des Stellungskrieges schweigend auf sich nahmen.

Es ist nicht Kritiksucht, wenn hier festgestellt wird, daß die Leistung der Stoßtrupps nicht die Anerkennung fanden, die sie verdient hatten. Jeder Flieger — Stoßtruppler der Luft — kam nach einer bestimmten Anzahl von Abschüssen in den Heeresbericht, jeder U-Boot-Kommandant — die Stoßtruppler des Meeres — erschienen nach einer Bravourtat

oder einer bestimmten Anzahl versenkter Schiffstonnage im Bericht des Admiralstabes, und ihre Namen wiederholten sich bei jeder weiteren Waffentat. Das war gut so und entsprach den Leistungen dieser Männer, deren Namen sich damit auch tief in das Bewußtsein des Volkes eingruben. Wenn aber auch äußere Ehrungen niemals das beglückende Gefühl erfüllter Pflicht ersetzen können, so muß es doch jeden Infanteristen und Stoßtruppkämpfer des Weltkrieges schmerzen, daß auch für den Besten der Besten nicht ein einziges Mal im deutschen Seeresbericht Raum war: für den Stoßtruppführer Leutnant Markmann vom hessischen Inf. Regt. 186. Sein Name ist nahezu in Vergessenheit geraten, soweit er überhaupt über den engeren Kreis seiner Kameraden hinausgedrungen ist. Die Erinnerung an diesen seltenen Soldaten wieder wachzurufen, ist eine kameradschaftliche Pflicht.

## Der Richthofen der deutschen Infanterie

Am 1. August 1914 stand mit Hunderten von begeisterten Kriegsfreiwilligen auch der 17jährige Oberprimaner Hans Markmann vor den Kasernen des Füsilier-Regts. 36 in Halle. Viele mußten wegen Überfüllung zurückgestellt werden, Hans Markmann aber hatte das Glück, sofort in das Heer eingereiht zu werden. Nach kurzem Felddienst wurde er zu Weihnachten 1914 zum erstenmal verwundet und mußte in die Heimat zurück. Kaum genesen, eilt er wieder ins Feld, wo ihn aber in den triefenden Unterständen ein schweres rheumatisches Leiden packte. Mit der militärischen Laufbahn des Kriegsfreiwilligen Markmann schien es endgültig aus zu sein. Die Ärzte schüttelten den Kopf. „In diesem Zustand an die Front? — Ausgeschlossen! Kaum garisondienstfähig!“ —

Aber Markmann will ins Feld. Mit eiserner Energie arbeitet er an seinem Körper, um das tückische Leiden aus den Knochen herauszubringen, und endlich erreicht er, daß er wieder felddienstfähig wird. Ihn hat die Leidenschaft zum soldatischen Beruf gepackt. Er meldet sich als Fahnenjunker und rückt im August 1915 als Fähnrich zu dem neu aufge-



stellten Kriegsregiment 186 ins Feld. Er ist draußen kaum warm geworden, als das Regiment an der schwersten Front des Jahres 1915, in der Herbstschlacht in der Champagne, eingesetzt wird. So hat Markmann, als er im Januar 1916 Leutnant wird, bereits die hohe Schule der Westfront durchlaufen.

Der junge Zugführer der 7./186 hat bald darauf bei zwei Großunternehmungen, die dem Inf. Regt. 186 mehrere hundert Gefangene einbringen, Gelegenheit zu zeigen, daß er mit seinem scharfen und doch gezügelten Draufgängertum, seinen wachen Sinnen und seiner schnellen Entschlußkraft alle Vorbedingungen eines tüchtigen Stoßtruppführers erfüllt. Aber bevor Lt. Markmann noch sein Können auf diesem Gebiet in eigenen Unternehmungen beweisen konnte, rief die grollende Sommefront die 186er zweimal, im Sommer und im Herbst 1916, zum Einsatz. Beide Male kam Lt. Markmann durch den Großkampf gut durch. Jetzt erst konnte er sich auf seine ureigenste Aufgabe als Stoßtruppführer vorbereiten. Der Regiments-Kommandeur beauftragte den jungen Offizier mit der Zusammenstellung und Ausbildung eines Stoßtrupps, an die sich Lt. Markmann mit Feuereifer heranmachte. Aber mehrfacher Stellungswechsel des Regiments ließ das Jahr 1916 vergehen, ohne daß die Stoßtrupps der 186er zeigen konnten, was sie gelernt hatten.

Erst im Januar 1917 kamen sie in der Stellung zwischen Reims und Berry au Bac zum Losschlagen. Am 14. Januar brachen die Lts. Markmann und Ettling mit einigen Gruppen in die französische Stellung ein, fanden aber die erste wie auch die zweite Grabenlinie unbesezt. Eintretende Zelligkeit zwang zur Umkehr. Dieses Unternehmen war das erste und letzte, von dem Lt. Markmann ohne Gefangenen zurückkehrte. Der Vorstoß war gewissermaßen eine Generalprobe für das in Aussicht genommene Gewaltunternehmen „Isolani“, das bereits 10 Tage später durchgeführt wurde. Der Auftrag für die Stoßtrupps lautete: Feststellung des Gegners durch Einbringen von lebenden Gefangenen oder Toten. Zerstörung von Verteidigungsanlagen und Klärung feindlicher Angriffsabsichten. Der Einbruch sollte bis zur dritten feindlichen Linie durchgeführt werden.

Wegen der tiefen französischen Drahthindernisse ging dem Unternehmen eine längere Artillerievorbereitung voraus.

Wie so häufig bei überraschenden Vorstößen, bewährte sie sich auch hier nicht. Der Feind wurde nur vorzeitig alarmiert. Kaum waren daher die Stoßtrupps aus dem vordersten deutschen Graben hochgeschneilt, als bei den Franzosen rote Notsignale hochgingen. Der erste französische Graben war stark besetzt. Die abwehrbereite Besatzung empfing die 186er mit heftigem Feuer.

Trotzdem überwinden die einzelnen Trupps das Niemandsland und zwingen sich durch die Gassen der französischen Verhaue, die teils in der Nacht zuvor Pioniere geschnitten, teils Granatvolltreffer gerissen hatten. Der Einbruch gelingt, aber die französische Besatzung setzt sich entschlossen zur Wehr. Ihre Abwehr erhält durch Maschinengewehre, die, in Schulterwehren eingebaut, die Längsrichtung der Gräben bestreichen können, besondere Kraft. Erst nach hartem Nahkampf, in dem der draufgängerische Uffz. Wachtmann schwer verwundet wird, gelingt es, eines dieser lästigen M.G. zu stürmen und seine Besatzung niederzumachen. Während Lt. Markmann und Lt. Ettling mit ihren Trupps gegen die 2. Linie vorstoßen, rollt Lt. Lassen mit seinem Stoßtrupp die 1. Linie auf.

Es kommt zu wogenden Grabenkämpfen. Der Franzose wehrt sich zähe und erbittert. In das Versten der Sandgranaten, die scharfen Knalle der Pistolen- und Karabinerschüsse mischen sich die erregten Rufe der Kämpfenden und die grimmigen Aufschreie der Getroffenen. Die Uffz. Petermann und Caspari haben zwei Unterstände, deren Besatzung nicht mehr rechtzeitig herausgekommen ist, blockiert. Da sich die Franzosen auf Aufforderung nicht ergeben wollen, werden beide Stollen mit Sandgranaten ausgeräuchert. Wie eine Wand steht auf den Stollentreppen der weiße Qualm der Explosionsgase. Wild sieht es in der Stellung aus. Dreißig bis vierzig tote und schwerverwundete Franzosen decken die Grabensohle. Von Markmanns Stoßtrupps sind zwei Mann gefallen, acht verwundet. Zwischen den Feldgrauen steht — noch den ausgestandenen Schrecken im Gesicht — eine Gruppe von 12 Gefangenen. An der Einmündung zur dritten Linie sind Uffz. Petermann und Gefr. Joost mit einer zum Gegenstoß ansetzenden französischen Abteilung zusammengeprallt. Der Gefreite, ein prachtvoller Soldat, fängt den ersten Anprall auf. Seine scharf gezielten Würfe halten die



Franzosen in Schach. Inzwischen ist Utffz. Petermann in die zweite Linie zu Lt. Markmann zurückgeeilt, der noch dabei ist, hier den letzten Widerstand zu brechen.

Der Führer bricht auf Petermanns alarmierende Meldung hin den Kampf sofort ab. Von den eigenen Verwundeten müssen sechs schwer Blessierte zurückgetragen werden, auch die Gefangenen brauchen Bedeckung. Da bleiben nicht mehr viele Kämpfer übrig. Außerdem ist der Auftrag erfüllt. Lt. Markmanns Trillerpfeife ertönt: Zurück! — Voran die Träger mit den verwundeten Kameraden, dann die Gefangenen, von Leichtverwundeten bewacht, und schließlich der Rest des Stoßtrupps. Die beiden Offiziere, Utffz. Petermann und der Gefr. Joost bewaffnen sich mit erbeuteten französischen Sandgranaten und legen hinter den abziehenden Stoßtrupp ein regelrechtes Sperrfeuer. Alles geht gut. In der ersten französischen Linie trifft die Abteilung auf den verwundeten Lt. Lassen und seinen Trupp, der gleichfalls 10 Gefangene erbeutet hat. — Das Unternehmen „Isolani“ war ein voller Erfolg. 22 Gefangene und zwei M.G. bildeten die Beute. Im Vergleich zu den schweren blutigen Verlusten der Franzosen hielt sich der Ausfall bei den Stoßtrupps mit zwei Gefallenen und zehn Verwundeten in erträglichen Grenzen.

Zwei Monate später, am 24. März 1917, unternahm Lt. Markmann mit seinem inzwischen wieder bei der Truppe eingetroffenen Kameraden Lt. Lassen ein neues Gewaltunternehmen. Das Regiment 186 lag jetzt an der Chemin-des-Dames-Front bei Soupir. „Klarheit“ hieß der Deckname dieses Unternehmens, und Klarheit über die Absichten des Gegners war für die höhere deutsche Führung noch niemals so wichtig wie jetzt. Die Westfront befand sich schon seit Wochen in Hochspannung. Die britisch-französische Frühjahrsoffensive stand vor der Tür. Noch aber war es ungewiß, wo der Schlag die deutsche Front treffen würde. In solcher Zeit waren Gefangene Goldes wert. So erhielt Lt. Markmann den kategorischen Befehl: „Es müssen Gefangene eingebracht werden.“ —

Mit größter Spannung sahen die höheren Stäbe dem Ausgang dieses Unternehmens entgegen. Der Brigade-Kommandeur, General Scholz, war auf dem Bataillons-Gefechtsstand eingetroffen, um Augenzeuge dieses Vorstoßes

zu sein, der einen glänzenden Verlauf nehmen sollte. Es gelang, den Feind vollkommen zu überraschen. Zwar wurde Lt. Lassen, der Führer eines Stoßtrupps, hier wiederum verwundet und noch im französischen Drahtverhau durch einen schweren Brustschuß außer Gefecht gesetzt, aber zum Glück war sogleich Uffz. Petermann zur Stelle, der die Führung des verwaisten Trupps übernahm.

Lt. Markmann drang — Donner und Blitz vor sich herschleudernd — mit 60 Mann bis zur 3. Linie vor, brach jeden Widerstand, räumte die Unterstände aus und kehrte mit 39 Gefangenen und vier erbeuteten M.G. im Triumph zurück. Der Eindruck dieser Waffentat war bei der höheren Führung gewaltig. In einem Tagesbefehl sprach der Armee-Oberbefehlshaber, Generaloberst v. Boehn, den Stoßtrupps seine wärmste Anerkennung aus. Als besondere Auszeichnung wurde der Stoßtrupp dem Kronprinzen vorgestellt.

Nur knapp drei Wochen vergingen, da wurde Lt. Markmann wieder auf den Plan gerufen. Was diesmal von den Stoßtrupps gefordert wurde, gehörte zweifellos zu dem schwersten, was einer Angriffstruppe überhaupt zugemutet werden konnte. Die 186er lagen jetzt unweit ihrer ehemaligen Stellung in und um Chavonne. Schon in den ersten Apriltagen war die über der deutschen Chemin-des-Dames-Front lagernde Wetterwolke zur Entladung gekommen. Nach einem ständig sich steigenden Beschuß war am 6. April die Artillerieschlacht mit voller Wucht entbrannt. Die 186er lagen bei Chavonne mitten im Chaos des Trommelfeuers. Vom 10. April ab begann die Stellung und mit ihr auch die stärksten Deckungen zu zerbröckeln. Der 10./12. April waren schwarze Tage für das Regiment. In Chavonne fielen die letzten Unterstände mit der Besatzung dem Trommelfeuer zum Opfer. Die Fledermaushöhle wurde von Eisenbahngeschützen unter Feuer genommen und von den 32-cm-Kalibern zertrümmert. Die 2. Kompanie wurde unter herabstürzenden Felsmassen begraben. Erst nach unendlicher Mühe gelang es, 26 Schwerverletzte zu bergen.

Die beiden vordersten Linien bildeten nur noch ein Gewirr von Granattrichtern. Der letzte Rest einer durchlaufenden Linie war verlorengegangen. Neue Stöpsel-



schaften: die Krügerhöhle mit dem Bataillons-Gefechtsstand war eingeschossen. Der Stoßtrupp der 12. Kompanie wurde verschüttet. Auch die Decke der Prinz-Heinrich-Höhle, in der sich Lt. Markmann mit seiner Sturmabteilung befand, wurde von Volltreffern mehrmals durchschlagen. Sofortige Räumung mußte befohlen werden.

In dieser Lage traf Lt. Markmann der Befehl zu dem Gewaltunternehmen. In dem irrsinnigen Feuer und bei der aufs höchste gesteigerten Wachsamkeit der zum Angriff bereitstehenden Franzosen kam dieser Befehl einem Todesurteil gleich. Aber es half alles nichts. Höheres als das Leben von 30 ausgesuchten Stoßtrupplern stand auf dem Spiel. Die Führung mußte Klarheit darüber gewinnen, was der Feind beabsichtigte. Gefangene bei einer anderen Division hatten ausgesagt, daß auf 40 km Breite der französische Generalangriff am 14. April einsetzen würde. Heute war der 14. April, und nichts ließ bei dem anhaltenden Trommelfeuer auf einen unmittelbar bevorstehenden Infanterieangriff schließen. Was also hatte der Feind vor? Nur Gefangenenausagen konnten etwas Licht in dieses Dunkel bringen, und so wurde trotz der Erkenntnis der ungeheuren Schwierigkeiten der Stoßtrupp Markmann eingesetzt. „Ein Gefangener genügt“, lautete die Weisung an den Führer.

Und es war, als ob bei der Größe dieses Wagnisses das Schicksal selbst seine schützende Hand über dem Stoßtrupp hielt. Zum Glück ging der auf die Einbruchsstelle zusammengefaßte Beschuß mehrerer deutscher Batterien im französischen Trommelfeuer unter, und kein Mann der französischen Besatzung kam auf den Gedanken, daß etwa ein deutscher Stoßtrupp so tollkühn sein könnte, unter diesen drangvollen Verhältnissen einen Einbruch in die französische Stellung zu wagen. So sprang im Morgengrauen des 15. April, am neunten Tage des französischen Trommelfeuers und 24 Stunden vor dem Losbrechen der Nivelle-Offensive, Lt. Markmann mit seiner Mannschaft aus den rauchenden Trichtern der vordersten deutschen Linie über das Niemandsland vor. Mehrere Posten eines Jägerbataillons, die sofort Alarm schlugen und sich nicht ergeben wollten, wurden niedergemacht, dann rollte der Stoßtrupp blitzschnell trotz erbitterten Widerstandes der hier bereits eingesetzten französischen Sturmtruppen ein Stück des ersten Grabens auf,

fegte einen Stollen von der Besatzung und sämtlichen vorhandenen Brieffschaften und Papieren leer und kehrte im Marsch-Marsch durch das von Qualm und Explosionsgasen überdunstete Niemandsland zu den eigenen Linien zurück. So spuckhaft, so Zug um Zug war dieses tollkühne Unternehmen vor sich gegangen, daß die ersten französischen Sperrfeuerzeichen erst hochstiegen, als Markmann mit seinem Stoßtrupp bereits die vorderste deutsche Trichterlinie wieder hinter sich gebracht hatte. Elf Gefangene vom Inf.Regt. 355 und vom 25. Jäger-Batl. waren seine Beute. Die Gefangenen waren so verdutzt, daß sie erst im deutschen Divisions-Stabsquartier ihre Sprache wiederfanden. Ihre Aussagen waren wichtig. Der allgemeine Sturmangriff der Franzosen war am 14. April in letzter Stunde verschoben worden, um die zermalmende Wirkung des Trommelfeuers sich vollständig auswirken zu lassen. Die deutsche Armeeführung sah jetzt klar. Es konnte sich nur noch um kurze Zeit handeln, daß der Generalangriff begann.

Einen Tag später bereits stand die ganze deutsche Front am Chemin des Dames und mit ihr die 186er in wildwogender Abwehrschlacht, in der das junge hessische Regiment neun Tage lang mit einer Bravour focht, daß hohe und höchste Stellen die Haltung der 186er als „vorbildlich“ für die Armee“ hinstellten.

Auch in dieser Abwehrschlacht stand Lt. Markmann in der ersten Reihe der bewährten Kämpen des Regiments. So heißt es in einem Tagesbefehl der Armeegruppe: „... ferner zeichnete sich wieder der bewährte Führer der Sturmabteilung ... Lt. Markmann vom Inf.Regt. 186 mit seinen Leuten am 16. 4. 17 dadurch besonders aus, daß er ein Franzosennest, das sich zwischen dem I. und II./186 gebildet hatte, säuberte. Ihm ist die Abwehr des starken, dreimaligen Angriffs der Franzosen auf die Grinonhöhle am 17. 4. zu verdanken.“ —

Nach aufreibenden Kämpfen an der britischen Front und anschließender Ruhezeit als Geeresreserve führte das Schicksal des Krieges die 186er nach Verdun, wo nach der Abwehrschlacht im August 1917 das Gewitter des Großkampfes noch heftig nachgrollte. Hier wurde Lt. Markmann durch einen Granatsplitter verwundet. Es war seine zweite Verwundung, die ihn aber auch nicht lange in der Heimat festhalten konnte. Ende November 1917 traf er bereits wieder bei seinem Regi-



ment ein, um sofort in der ehemals so berühmten Kampfstellung vor Avocourt, unweit der Höhe „Toter Mann“, ein großes Unternehmen vorzubereiten.

Mit diesem Gewaltunternehmen vom 3. 12. 1917, das wegen der triefenden Witterung und der unbeschreiblichen Verschlammung des Trichterfeldes den bezeichnenden Decknamen „Venedig“ erhielt, leitete Lt. Markmann eine neue glänzende Reihe von Stoßtruppsiegen ein. Der Vorstoß war an einer Stelle angesetzt, an der wenige Wochen zuvor ein Stoßtrupp des Regiments abgeschlagen worden war. Es mußte also mit starker französischer Gegenwehr gerechnet werden. Um seine besten Leute nicht bei jeder Gelegenheit zu beanspruchen, hatte Lt. Markmann diesmal die inzwischen wegen Tapferkeit vor dem Feinde beförderten *Vfw. Petermann, Caspari und Utffz. Stammer* nicht mitgenommen. Als der Stoßtrupp in seine Sturmausgangsstellung rückte, waren alle drei zur Stelle. „Wir gehen freiwillig mit! Wir können Herrn Leutnant bei diesem ersten Gang nach der Verwundung nicht allein lassen!“ — Da war nun unter alten Stoßtrupplern gar nichts zu machen. Da konnte es nur einen festen Händedruck geben.

Es war diesmal ein mühseliges Vorarbeiten durch den zähen Schlamm des Trichterfeldes. Dazu herrschte schon völlige Dunkelheit, als die Sturmabteilung kurz vor 6.00 Uhr abends ohne Zwischenfall in die erste französische Linie einbrach. Der französische Graben war völlig verfallen und ohne Besatzung. „Weiter!“ — Auch das Hindernis der zweiten französischen Linie wurde schnell durchschritten, aber auch in dieser Stellung herrschte Grabesstille. Die Linie war gleichfalls geräumt. Etwa 200 m vor den Stoßtrupps flammte jetzt — aus dem Dunkel heraus ein gewaltiger Anblick — die feurige Wand des deutschen Sperrfeuers auf, das die 3. französische Linie von den beiden ersten Kampfgräben abriegelte.

Was tun? Aus der 2. Linie hatte sich der Franzose rechtzeitig zurückgezogen, auf dem Graben der 3. Linie tobte das deutsche Sperrfeuer. Ohne Gefangenen zurück? — Ausgeschlossen! — Kurz entschlossen gibt Lt. Markmann den Befehl: „Vorwärts! Auf die 3. französische Linie.“ — Einen Augenblick schaut jeder von den Stoßtrupplern mit zusammengekniffenen Augen in die lodernde Wand vor sich. Das

ist hier mehr als ein Aufbleiben hinter der Feuerwalze, diesmal heißt es nicht heran an die eigenen Einschlüge, sondern mitten hinein ins deutsche Artilleriefeuer. Schon aber steigt Mann hinter Mann über die Böschung des französischen Grabens, und soweit es der flebrige Lehm erlaubt, geht es im Lauffschritt auf die 3. französische Linie zu. Ein starkes Hindernis, in dem die deutschen Granaten herumwühlen, taucht vor ihnen auf. Mit Todesverachtung machen sich die Mannschaften daran, Gassen durch das tiefe Verhau zu schneiden. Erregte Zurufe aus dem französischen Graben, Leuchtraketen — krachende deutsche Granateinschlüge — ein letzter Anlauf — noch ein Sprung und hinein in die französische Hauptwiderstandslinie.

Wüst sieht es hier aus. Zertrümmerte Unterstände und eine Anzahl gefallener Franzosen umrahmen diese wilde nächtliche Szene. Und jetzt bekommen die verwegenen Stoßtrupps am eigenen Leibe zu spüren, wie gut die deutschen Richtkanoniere ihr Handwerk verstehen. „Nur mit viel Glück entgingen wir Volltreffern der 15-cm-Gaubitzen, die Schuß für Schuß in den 3. französischen Graben setzten. Hierbei wurde Pfw. Caspari verwundet, ein französischer Gefangener vollständig zerrissen“, so schilderte Lt. Markmann in seiner beherrschten Sprache diese erregenden Augenblicke. Auch der Führer des zweiten Stoßtrupps Lt. Haase, wurde durch eine eigene Granate verwundet. Desgleichen mehrere gefangene Franzosen, die kaum aus dem deckenden Unterstand herausgeholt, schon im Flammenschein einer schweren Gaubitzgranate zusammenbrachen. Einige andere Gefangene waren in diesem Feuer einfach nicht zu halten. Auch auf die Gefahr hin, einen Pistolenschuß in den Rücken zu bekommen, rissen sie sich los und flohen — wie von Furien gepeitscht — ins Dunkel hinein. Mehrere entkamen.

Es war schon eine höllische Sache hier in der französischen Hauptwiderstandslinie, die die Erinnerung an die 24er vor dem Fort Douaumont wachrief. Hier wie dort tollführnes Sineinspringen in die Feuerwand der eigenen schweren Granaten, und wenn es sich auch hier bei den 186ern nur um ein kleines örtliches Unternehmen handelte, so steht die Tat des Stoßtrupps Markmann doch auf der gleichen Stufe wie der Sturm der 24er auf die Panzerfeste, die 5ptm. Haupt mit dem Rufe „Vorwärts! Was fällt, fällt!“



zum Siege vorriß. — Etwa zwanzig Minuten nach Beginn des Unternehmens gab Lt. Markmann das Signal zum Rückzug. Nur ein einziger unverwundeter Gefangener war in diesem Chaos in der Hand der Stoßtrupps geblieben, aber er genügte. Er wurde dem Vfw. Petermann anvertraut, der von seiner kostbaren Beute kein Auge ließ. Der Gefangene war vom 18. Jäger-Batl. und bestätigte die in diesem Abschnitt bisher schon festgestellte französische Division.

Auch der Beginn des Jahres 1918 sah das Regiment 186 noch in der gleichen Stellung bei Avocourt. Schon in den ersten Tagen des neuen Jahres rüstete Lt. Markmann zu neuen Taten. An Gefolgschaft fehlte es ihm nicht. Stets drängten sich mehr Freiwillige zu seinen Stoßtrupp-Unternehmungen als er gebrauchen konnte. Diesen jungen Offizier umwehte jetzt bereits der Mythos der Unbesiegbarkeit. In den Unterständen der 186er lauschten die jungen Rekruten den Berichten über diesen Leutnant, hörten von den alten Kriegern, wie er jede Deckung verschmähte, ausschließlich mit stehend freihändigem Anschlag feuerte und nicht einmal bei Nahwürfen von Handgranaten auf die Erde zu bekommen war. Die Mannschaft schwor, daß er kugelfest sei. An dieser Überzeugung konnten auch seine beiden Verwundungen nicht rütteln. Diese hatte er bei „anderen Sachen“ erhalten, im Stoßtruppkampf war, das blieb ein Glaubenssatz der 186er, für Lt. Markmann keine Kugel gegossen.

Es war nicht allein das Vorbild des kühnen Führers, nicht das einfache natürliche und kameradschaftliche Wesen des Leutnants, dem alles „Gemachte“ verhaßt war, sondern es war vor allem das *V e r t r a u e n*, das die Truppe diesem Führer blindlings folgen ließ. Niemals hatten die großen Erfolge Lt. Markmann übermütig oder bei der Härte dieses Kampfes etwa gleichgültig gegen Menschenleben gemacht. Vor jedem Unternehmen ging er die lange Reihe der Freiwilligen ab, fragte jeden einzelnen nach seiner soldatischen Vergangenheit, nach Alter und Familie, stellte dann den Neulingen kleine Aufgaben, um ihre Eignung für den Stoßtrupp zu prüfen und sonderte dann die Älteren und Verheirateten sowie die allzu jungen und kriegsunerfahrenen Soldaten wieder aus. *V e r a n t w o r t u n g s b e w u ß t s e i n* war die Richtschnur aller seiner Maßnahmen.

Auch das neue Unternehmen „Waffenruhe“, das in größerem

Umfang aufgezogen war, wurde in mühsamer Kleinarbeit auf das gründlichste vorbereitet. Bis auf die Sekunde war der Einsatz der Stoßtrupps, der Batterien und Minenwerfer geregelt, bis auf den Meter genau die Einbruchsstellen erkundet und abgezirkelt. Unermüdlich schulte Lt. Markmann an dem von ihm erbauten Übungswerk seine Mannschaft.

Das Gewaltunternehmen „Waffenruhe“ fand in der Morgendämmerung des 5. Januar 1918 statt. Als zweiter Offizier beteiligte sich Lt. G a s t r e i c h, der auch schon manchen harten Strauß hinter sich hatte, an dem Angriff. Trotz des gewaltigen Einsatzes an Geschützen und Minenwerfern schien aber über diesem Unternehmen von Anfang an ein unglücklicher Stern zu stehen. Im Angriffsstreifen des Stoßtrupps Gastreich war es zwar Pionieren gelungen, durch Sprengladungen Gassen in das feindliche Hindernis zu treiben, aber im Augenblick des Durchschreitens wurde die Abteilung von französischen Batterien und dem Abwehrfeuer der wachsamens Besatzung gefaßt und zersprengt. Nur Lt. Gastreich und einigen alterprobten Unterführern, wie Vfw. S c h i e d, den Uffz. D e c k e r t, K i r c h b a u m und dem Gefr. E l s t e gelang es, vorübergehend in den französischen Graben einzudringen. Sie mußten ihn jedoch nach erbittertem Sandgranatenkampf wieder räumen.

Auch die linke Sturmsäule Markmann geriet in eine bittere Lage. Sie hatte sich bis unmittelbar an die eigenen Einschlüge herangearbeitet, um die Franzosen noch in ihren Deckungen überraschen zu können. Aber die Truppe, die hier den 186ern gegenüberlag, mußte ein Eliteregiment sein. Trotz des schweren deutschen Wirkungsfeuers hielt sie scharfe Wacht, so daß den vorstürzenden Stoßtrupp Markmann sofort flankierendes M.G.-Feuer zu fassen bekam. Saarscharf gingen die Geschossgarben über die Köpfe der Stürmer hinweg. Zwei, drei Mann sanken getroffen in die Stacheln des Drahtverhaus. Ein Teil des Stoßtrupps warf sich zu Boden. In diesem kritischen Augenblick, der den Mißerfolg des ganzen Unternehmens besiegeln konnte, war es wieder die bezwingende Persönlichkeit des Lts. Markmann, die alles mit sich riß. Mit dem Ruf: „S i e i n!“, überwand er die verhängnisvolle Stockung vor dem letzten Anspruch und brach, seiner Mannschaft voran, sich mit Gewalt durch das unzer-



störte Hindernis Bahn. Wenn auch die Stacheln der verrosteten Eisendrähte Hose, Waffenrock und Stiefel zerlegten, die Hände sich bei dem brutalen Hindurchzwängen durch das Gewirr der Drähte blutig rissen, der Stoßtrupp war durch.

Lt. Markmann behielt auch im heftigsten Getümmel für alles, was um ihn herum geschah, einen klaren Blick. So sah er, wie der Musk. Acker, ein Mann, der in die 2. Klasse des Soldatenstandes versetzt war, sich aber hier beim Stoßtrupp seine Ehre wiederholen wollte, von einem Franzosen auf wenige Meter Entfernung angeschossen wurde. Ohne mit der Wimper zu zucken, streckte der Verwundete seinen Gegner durch einen Kopfschuß nieder, worauf drei andere Franzosen die Hände hoben. „Acker! Sie haben heute Ihre zweite Kokarde wieder!“, rief Markmann dem Verwundeten zu, der sogleich seine Gefangenen über das Niemandsland zurückbrachte.

Rund um die Einbruchsstelle war der Sandgranatenkampf in vollem Gange. Aber sehr schnell bekam Markmanns Haupttrupp den Rücken frei. Wie auf dem Übungswerk stießen Dfm. Dehn, Utffz. Eich und Scon mit ihren Trupps seitlich vor und riegelten die Gräben ab. Dabei arbeiteten sich Utffz. Eich und Utffz. Mattes prachtvoll in die Hände. An einer Grabenkreuzung keilten sie mit ihren beiden Trupps eine feindliche Abtheilung derart ein, daß sich nach kurzer Gegenwehr 11 Franzosen ergaben. Inzwischen rollte Lt. Markmann mit dem Stoßtrupp des Utffz. Worret den Kampsgraben auf, fand in stürmischem Vorgehen zunächst wenig Widerstand, gelangte in die 2. Linie, sperrte einige Unterstände, für deren Besatzungen einige Sandgranaten in den Stollenhals genügten, um sie zur Übergabe zu zwingen, bis er fast Brust an Brust mit einem französischen Stoßtrupp zusammenprallte. Jeder sah das Weiße im Auge des Gegners. Utffz. Worret hat als erster den Karabiner an die Backe gerissen, feuert und wirft mit seinem Schuß den französischen Offizier an der Spitze der Abtheilung tödlich verwundet nieder. Aber auch der Gegner hat sich schnell gefaßt. Über die Schultern des zusammenbrechenden Offiziers fliegt eine französische Sandgranate zwischen Lt. Markmann und Worret. Beide versuchen auszuweichen. Markmann gelingt es noch gerade, mit einem Satz zurück-

zuspringen, aber Worret bleibt im Blitz und Qualm der Detonation schwer verwundet liegen. Sandgranaten flogen hin und zurück. Nur schemenhaft heben sich die Gestalten der Kämpfenden in dem Dunst, Rauch und Brodem, der an den engen Grabenwänden emporsteigt, ab. „Wir müssen Worret heraushauen!“, Markmann ruft es. Hinter dem Leutnant stehen die beiden Gefreiten Reichelt und Spon, zwei berühmte Weitwerfer. Einige treffsichere Salven treiben die ihres Führers beraubte französische Abteilung zurück, der schwerverwundete Unteroffizier ist gedeckt, und schon sind zwei Mann bei ihm, ziehen ihre Zeltbahn von der Schulter, packen den Schwerverwunden hinein und schaffen ihn zurück. Zwanzig Gefangene bringt Markmann zur 1. Linie zurück. Die Gesamtbeute beträgt 35 Gefangene und mehrere M.G.

Hier in der 1. französischen Linie gerät der Stoßtrupp jetzt aber in das mächtig aufplammende französische Sperrfeuer. Ein tragischer Zwischenfall: in einen Haufen französischer Gefangener, die gerade von dem Gefr. Krumberg für den Rückmarsch durch das Drahtverhau geordnet werden, schlägt der Volltreffer eines schweren Kalibers. Der ganze Menschenhaufen ist auseinander gewirbelt, tot oder schwer verwundet. Unter den Gefallenen ist auch der Gefr. Krumberg. Mit 20 Gefangenen kehren die Stoßtrupps, deren Siegesfreude auch dieser letzte blutige Zwischenfall nicht trüben konnte, zurück.

Bei allen hohen Kommandostellen fand diese neue Stoßtrupptat ein lebhaftes Echo. Der Befehlshaber der Armee-gruppe auf dem westlichen Maasufer, General d. Inf. von François, erließ einen Tagesbefehl, in dem es hieß: „Unter Führung des Lts. Markmann haben Angehörige des Inf.Regts. 186 unter Teilnahme von Pionieren am Morgen des 5. Januar in frischem Draufgehen dem Feind schwere Verluste zugefügt und 35 Franzosen eingebracht. Ich spreche allen Beteiligten für ihre Angriffsfreudigkeit meine volle Anerkennung aus. — Ganz besonderes Lob verdient die oft bewährte schneidige Führung des Lts. Markmann. Sein leuchtendes Beispiel riß in einem Augenblick des Stockens die Mannschaften mit fort und zeitigte so den vorzüglichen Erfolg. Lt. Markmann hat damit sein achttes Stoßtruppunternehmen an der Westfront mit Auszeichnung durchgeführt. Die von ihm lebend eingebrachten Gefan-



genen erreichen dadurch die Zahl 102. — Meinen besonderen Glückwunsch dem verdienten Offizier!"

Lt. Markmann konnte auf eine beispiellose Siegesfolge als Stoßtruppführer zurückblicken. Er hatte sich bei den Großunternehmungen des Regiments im Frühjahr 1916 das E. K. II geholt. Nach dem Unternehmen „Isolani" erhielt er im Januar 1917 das E. K. I. — Nach den beiden Glanzstücken im März und April 1917 und für seine hervorragende Abwehr in der Schlacht am Chemin des Dames wurde er gleichzeitig mit dem Regiments-Kommandeur im Mai 1917 mit dem Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens ausgezeichnet. Nach dieser letzten Bravourleistung erhielt er jetzt am 19. Februar 1918 die höchste Kriegsauszeichnung, den *Pour le mérite*. Lt. Markmann war der erste und blieb der einzige Offizier, dem als Stoßtruppführer diese höchste Auszeichnung verliehen wurde.

Auf Wunsch seines Kommandeurs sollte Markmann einen längeren Heimatsurlaub antreten. Er lehnte dieses Angebot mit den Worten ab, die dieses Soldaten würdig waren: „Zuerst will ich meinen *Pour le mérite* gegen den Feind tragen und dann erst in die Heimat."

Bereits acht Tage nach der Verleihung dieser höchsten Auszeichnung stand Lt. Markmann wieder sprungbereit. Von diesem Sturmunternehmen, das mit einer Gefangeneneute von 14 Mann wieder ein voller Erfolg wurde, kehrte der Stoßtrupp ohne seinen Führer zurück. Nach glücklichem Abschluß der Gewaltpatrouille fiel er — als letzter den Abzug seiner Mannschaft deckend — im Drahtverhau durch eine französische Granate.

Erschütternd war der Abschied des toten Stoßtruppführers von seinem Regiment. Ein Bataillon erwies ihm vor der Fahrt in die Heimat die letzte Ehre. Stabsoffiziere der Armee und der Seeresgruppe wohnten dieser feierlichen Zeremonie bei. Als das Bataillon unter präsentiertem Gewehr stand, rückte der Stoßtrupp Markmann an. Einen solchen Vorbeimarsch hatte noch kein Führer erlebt! So wie er mit seinem Leutnant in mancher Sturmnacht gegen die feindlichen Verhaue angelaufen war, marschierte der Stoßtrupp heran: Stahlhelm — Sturmanzug — Handgranaten und Pistole am Koppel — Karabiner quer über der Schulter.

Und als dieser Zug der härtesten Soldaten, der wildesten Draufgänger des Regiments unter den leisen Klängen des Liedes vom guten Kameraden an ihrem Führer vorüberzog, als die scharf geschnittenen Gesichter mit „Achtung! Augen rechts!“ zu ihrem toten Leutnant hinslogen, ging es wie ein einziges schweres Aufstöhnen durch die Reihen der Stabsoffiziere und des Bataillons. Jeder fühlte: Hier wurde der Beste des Regiments und der Division, der beste Stoßtruppführer des deutschen Heeres zu Grabe getragen.

## Mann gegen Mann

Jeder Stoßtruppler muß damit rechnen, daß der letzte Anlauf vom feindlichen Drahtverhau bis zum Graben und hier der „Sprung ins Dunkle“ seinen Kameraden nicht gelingt und es für den Erfolg der ganzen Aktion auf ihn allein ankommt. Hier gibt es kein Rechnen mit „Entlastung durch den Nachbarn“, kein Warten auf Umfassung, sondern nur ein rücksichtsloses „Vorwärts“, ein einziges Ziel: Lebende Gefangene! Ein prachtvolles Beispiel von unverzagtem Draufgängertum und zähester Zielsetzung lieferten bei einem tragisch mißglückten Vorstoß des Inf. Regts. 451 drei Mann, denen von 50 allein der Einbruch in die französische Stellung gelungen war.

Dieses Unternehmen, das in der Gegend von St. Quentin im Juni 1917 stattfand, nahm von Anfang an einen unglücklichen Verlauf. Schon beim Heranarbeiten an das Gitternetz wurden die einzelnen Stoßtrupps von dem wachsamem Gegner entdeckt, der sofort seine Gräben auffüllte und das Vorgelände unter heftiges Infanteriefire nahm. Ratternd mischten mehrere Maschinengewehre ihre Stimme in den lärmenden Chor. Als die deutsche Artilleriespreparation einsetzte und die ersten Granaten heraufsauchten, wurde die ganze französische Front lebendig. Rote Fallschirm-Leuchtraketen, die das Niemandsland in ein magisches Licht tauchten, lösten Sperrfeuer der französischen Batterien aus, das die Angreifer zunächst in den Trichtern festnagelte.



Als die Stoßtrupps nach Abebben der ersten Sperrfeuerwelle vorstürmten, trafen sie an den Einbruchsstellen auf eine bis ins kleinste vorbereitete Abwehr. Von den drei Trupps, die Lt. Langner vorführte, stieß der erste Trupp unter Uffz. Schulz direkt mit der Nase auf ein feindliches Maschinengewehr, dessen peitschendes Feuer jedes Vorwärtskommen vereitelte. Ein besonders tragisches Geschick erlitt der zweite Trupp unter Führung des Gefr. Mytka. Ihm war es gelungen, sich durch das bis hart an den feindlichen Graben heranreichende Drahtgewirr hindurchzuarbeiten und bis auf wenige Meter an die Franzosen heranzukommen. In dem sich nun entspinrenden wilden Nahkampf wurde dieser Trupp nahezu vernichtet. Bis zum letzten Augenblick kämpfend fiel der tapfere Gefr. Mytka, ein hervorragender Soldat, der schon 1914 mit den Leibgrenadieren ins Feld gerückt war. Auch der dritte Trupp, den Lt. Langner persönlich führte, wurde zurückgeschlagen. Mehrere Leute waren bereits im Sperrfeuer ausgefallen, und jetzt wurde dicht vor dem französischen Graben erst Lt. Langner schwer verwundet und gleich darauf Uffz. Neischke hart an der Grabenböschung durch einen Nahschuß niedergeworfen. Mit Mühe und Not konnten die vier Überlebenden die Verwundeten bergen.

Bei der zweiten Sturmabteilung unter Lt. v. Krüdberg kam es zu dramatischen Zusammenstößen. Auch hier waren zwei Trupps teils im Artillerief Feuer, teils beim Durchschreiten der französischen Verhaue unter erheblichen Verlusten zersprengt worden. Nur dem Sergeanten Kockegi, einem wilden Draufgänger, war mit den beiden Musketieren Bressel und Kuchula der Einbruch gelungen. Unbekümmert darum, ob die anderen Kameraden folgten, gingen die drei Stoßtruppler sofort ans Werk, die französische Stellung auszuräumen, um wenigstens einige Gefangene in die Hand zu bekommen. Sie stießen auf mehrere besetzte Unterstände, deren Besatzung sich jedoch tapfer zur Wehr setzte und durch Sandgranaten erledigt werden mußte. Tiefer und tiefer drangen die drei in das französische Stellungssystem hinein, wobei sie plötzlich mit einem ihnen entgegenkommenden französischen Stoßtrupp zusammenprallten.

Hier ging es hart auf hart. Serg. Kockegi stürzte sich auf den ersten Franzosen, packte ihn mit seinen Bären-

kräften, riß ihn hoch und schleuderte ihn in die nachdrängenden Gegner hinein. In dem gleichen Augenblick aber traf ihn schon ein Schuß. Auch Musk. Bressel wurde unmittelbar darauf verwundet. Trotzdem dachte keiner von diesen drei Männern an Ergebung. Mit ihren letzten Sandgranaten hielten sie die revanchelüsternen und scharf nachdrängenden Franzosen in achtungsgebietender Entfernung und schlugen sich auf abenteuerlichem Wege nach schon eingetretener Helligkeit zu den eigenen Linien durch. Sie wurden hier wie vom Tode Auferstandene begrüßt. — Diese kernige Tat trug viel dazu bei, die nach dem Verlust von 33 Stoßtrupplern sehr gedrückte Stimmung der 451er wieder zu beleben und die Märker zu neuen Unternehmungen anzu-spornen, in denen sie sich für diese unverdient erlittene Schlappe doppelt und dreifach schadlos halten konnten.

## Infanterie im Kampf

### Blanke Waffe

Es gibt erinnerungsschwere Stätten des Weltkrieges, die völlig in Vergessenheit geraten sind. Zu ihnen gehört die kleine polnische Stadt Prasznysz unweit der ostpreussischen Grenze, die im Februar und März 1915 den Schauplatz verzweifelten Ringens deutscher Grenzsicherungstruppen gegen die vielfach überlegene russische Armee Plehwe abgab. Trotz aufopferndster Abwehr erlitten hier deutsche Truppen eine der wenigen ernststen Schlappen, die in den drei Jahren des russischen Feldzuges zu verzeichnen waren.

Zur Stützung einer Anzahl aufgeriebener Landwehr-Regimenter mußte eilends die 2. ostpreussische Division, die gerade die strapazenreiche Winterschlacht in Masuren hinter sich hatte, eingesetzt werden. Die erste und dringendste Aufgabe der Ostpreußen war zunächst, die klaffenden Lücken in der deutschen Front zu stopfen, Notstellungen auszuheben und unter allen Umständen den Vormarsch der russischen Seeresäulen bis zum Eingreifen weiterer Verstärkungen noch vor der ostpreussischen Grenze aufzuhalten.



So wurde auch das Kastenburger Grenadier-Regiment Nr. 4, Preußens ältestes Regiment, unmittelbar von der Bahnrampe dem russischen Vormarsch entgegengeworfen. In primitiven Gräben und weit auseinandergezogenen Linien, denen vielfach die Flankendeckung fehlte, erwarteten die Grenadiere den Feind.

Die von Lt. Lous geführte 6. Kompanie, die nach den Verlusten in der Winterschlacht nur noch etwa 80 Gewehre zählte, hing mit ihrem linken Flügel völlig in der Luft. Er war an einem breiten Sumpf angelehnt, der nur von einzelnen Landwehrpostierungen gesichert war. Hinter der Kompaniestellung zog sich ein dichter Forst entlang. Die Nacht vom 14./15. März war nach recht bewegten Kampftagen ruhig verlaufen. Die Feldküche war herangekommen und hatte Liebesgaben und zur allgemeinen freudigen Überraschung, die seit Wochen schmerzlich entbehrte Post mitgebracht. Für viele brave Grenadiere sollten es die letzten Grüße aus der Heimat gewesen sein ...

Langsam graute der Morgen. Nebelschwaden stiegen aus den Sümpfen hoch und verdichteten sich so, daß die Sichtweite kaum bis zu den notdürftigen Astverhauen reichte, die die Grenadiere an Stelle eines Drahthindernisses errichtet hatten. Lt. Lous hatte wegen des Nebels höchste Alarmbereitschaft befohlen, aber alles blieb ruhig. Nur in dem Sumpf in der linken Flanke knallten einige verlorene Schüsse, dann wurde es auch hier wieder still.

Langsam hob sich der Nebel, die Sicht wurde besser, und der Kompanieführer war gerade im Begriff, die Scharposten einzuziehen und die Alarmbereitschaft aufzuheben, als plötzlich im Rücken der Kompanie aus dem nahen Walde ein brausendes „Urrä“ ertönte. Verblüfft wandten sich die Grenadiere um. Da quollen hinter den Bäumen die hohen Gestalten sibirischer Schützen in dichten Haufen vor. Schon waren die ersten, durch eine Senke gedeckt, bis dicht an den Graben gekommen.

Es war kein Augenblick zu verlieren! Blitzschnell war Lt. Lous aus dem Graben geklettert. Mit einem „Vorwärts! Mir nach!“ warf er sich den vordersten Sibiriern entgegen, die ihn nach kurzem Handgemenge mit dem Bajonett niederstießen. In Sekundenschnelle hatte sich dieser Vorgang abgespielt. Sofort übernahm Off. Stellv. Eisenblätter in diesem

kritischen Augenblick die führerlose Kompanie. Sie war bei diesem alten aktiven Unteroffizier in besten Händen. Ergeben? — Ausgeschlossen! Dieses Wort kannten die Kastenburger Grenadiere nicht. Hier gab es nur eins: Durchbruch mit blanker Waffe!

Weithin hallte Eisenblätters Befehl: „6. Kompanie! Kehrt! Durch die Russen durch! Marsch-Marsch!“ — Wie die Katzen waren die Grenadiere aus dem Graben heraus und stürmten den mit tosendem Schlachtruf nahenden Sibiriern mit gefälltem Gewehr entgegen. Der Zusammenprall war hart und erbittert. Du oder ich. Tod oder Durchbruch. — Klirrend kreuzt sich der blankte Stahl der Bajonette, Kolben frachen knirschend. Kampfrufe — grimmige Aufschreie ...

Die dramatischen Augenblicke dieses Bajonettkampfes hat Off.Stellv. Eisenblätter in dem folgenden Bericht festgehalten:

„Als ich aus dem Graben herausgesprungen war, wollte ich meine Pistole herausnehmen, aber ich bekam die Schnalle schlecht auf. Kurz entschlossen zog ich den Säbel ... So gleich hatte ich einen riesenhaften Russen vor mir. Er setzte mir das Bajonett auf die Brust. In demselben Augenblick aber hatte ich mit der linken Hand sein Gewehr ergriffen und hochgerissen. Er versuchte es mir aus der Hand zu winden, aber ein Hieb mit meinem scharfen Säbel in seinen Hals machte diesen Bemühungen ein Ende. Wie ein toter Bär fiel er mir vor die Füße. In dieser Weise bin ich noch mit drei Russen fertig geworden ... Was neben mir geschah, konnte ich in dem Gedränge nicht beobachten. Ich hatte mir schon etwas freie Bahn geschlagen, da bemerkte ich, wie halb rechts von mir — etwa vier bis fünf Schritte entfernt — ein Russe sein Gewehr auf mich anschlägt. — Ich drehe mich um, um gegen diesen Feind anzulaufen, in demselben Augenblick kracht ein Schuß, ich bekomme einen Schlag gegen den Kopf, fasse mit der linken Hand nach dem linken Auge und falle um wie ein gefällter Baum. — Die Sinne schwanden mir. Nach kurzer Zeit wake ich auf, kann aber nichts mehr sehen. Ich liege noch in derselben Stellung, durch meine Finger rieselt das warme Blut, die rechte Hand umkrampft den Säbel Mit aller Kraft reiße ich



das rechte Auge auf, es wimmelt voller Russen, die über die gefallen Kameraden steigen. Geschrei, Lachen und Treiben in unserer Stellung. Sie plündern unsere Tornister. Ich stelle mich tot ..."

Plötzlich vernimmt Off.Stello. Eisenblätter ein Signal, bei dessen Klang es ihn heiß durchrieselt: Das Sturmsignal der deutschen Infanterie. — Scharfe deutsche Kommandorufe, dazwischen abgerissene russische Befehle, peitschende Gewehrschüsse, die in brausendem Gurra untergehen ... Geschrei ... Sandgemenge ... das Getrappel flüchtender Sibirier: Das alles zieht an dem Schwerverwundeten wie ein lärmender unheimlicher Spuk vorbei.

Da hört er neben sich einen freudigen und zugleich erschreckten Ruf: „Herr Feldwebel! — Gott sei Dank, da liegt er ...“ Es war Eisenblätters getreue Gefechtsordonnanz, Grenadier Brinkmeier, ein Ziegeleiarbeiter, der sich wegen Tapferkeit vor dem Feinde im Verlauf des Krieges beide Eiserne Kreuze verdienen und es bis zum Vizefeldwebel bringen sollte. Brinkmeier, seit dem Ausmarsch ins Feld Puzer und Gefechtsordonnanz bei Eisenblätter, war von diesem unzertrennlich. Hier in dem wogenden Nahkampf war er zum erstenmal im Gefecht von der Seite seines Zugführers abgedrängt worden. Es war ihm mit mehreren Kameraden gelungen, sich durchzuschlagen, und dann war er — so schnell ihn seine Beine tragen konnten — nach hinten geeilt und hatte die Kampfesreserven alarmiert, deren Gegenstoß die Sibirier soeben so überraschend getroffen hatte. Jetzt setzte er seinem Zugführer erst einmal die gefüllte Feldflasche an die Lippen, dann lud er ihn sich auf den Rücken und schleppte ihn zum Verbandplatz.

Hier suchte der Regimentskommandeur den verwundeten Feldwebel auf, der sich in schwerster Stunde als ein so vorbildlicher Kompanieführer erwiesen hatte. „Ich danke Ihnen, Eisenblätter“, sagte er. „Das vergesse ich Ihnen nicht.“ — Kurze Zeit darauf wurde Off.Stello. Eisenblätter als erster aktiver Unteroffizier im Regiment zum Leutnant befördert. Diese seltene Beförderung war der Lohn für seine rücksichtslose Entschlossenheit, mit der er seine Kompanie zum Durchbruch mit blanker Waffe vorgerissen hatte. 33 Grenadiere — fast jeder zweite Mann — waren unter russischen Bajonetten verblutet, aber der Rest hatte sich, mit

ehrenvollen Wunden bedeckt, Bahn gebrochen, und dieser Durchbruch der 6. Kompanie bleibt ein Ruhmesblatt in der 260jährigen Geschichte des Kastenburger Grenadier-Regiments.



Ein früher Herbst tauchte bereits die Buchenwälder in bunte Farben, als das Wiener Deutschmeister-Regiment nach hartnäckigen Kämpfen in der Sommeroffensive 1915 die Landesgrenze in Ostgalizien zum zweitenmal im Kriege überschritt. In Gewaltmärschen ging der Vormarsch nach Wolhynien hinein, in das Land der eintönigen Unendlichkeit und Wegelosigkeit, dem verödete Gutshöfe, rauchgeschwärzte Dorfruinen, tückische Sümpfe und Moore sowie Wälder von urwaldartigem Charakter das Gepräge gaben.

Hier wurden die Deutschmeister am Styr von der vollen Wucht der russischen Gegenoffensive getroffen. Es war am 3. September 1915, als das III. Bataillon des Deutschmeister-Regiments am Rande eines dichten Waldes zur Ruhe übergegangen war. Die Nähe des Feindes, die ringsum am Horizont flammenden Brände und die feuchtkalte Herbstnacht ließen die Truppen nur wenig Ruhe finden. Mit Freuden wurden daher in den ersten Morgenstunden die Feldküchen begrüßt, und die Kompanien schickten sich gerade zur Kaffeeausgabe an, als plötzlich bei den Vorposten heftiges Gewehrfeuer aufflackerte und gleich darauf auch schon vorgeschobene Postierungen im Laufschrift mit der Alarmpemeldung zurückkamen, daß starke feindliche Kräfte, zum Angriff entwickelt, im Anmarsch seien.

Kaum sind die Kompanien an die Gewehre geeilt und haben sich in Schützenlinie entwickelt, da tauchen aus den Nebelschwaden bereits die ersten russischen Schwarmlinien auf. In sofort einsetzendem Abwehrfeuer bleiben sie liegen, aber Welle auf Welle flutet nach. Während vor der Mitte der Bataillonsfront das Vorgehen der Russen völlig ins Stocken gerät, kommt die 10. Kompanie am rechten Flügel sehr bald arg ins Gedränge. Sie muß zum Schutz ihrer offenen Flanke ihren Flügel scharf zurückbiegen.

Schon brandet hier der umfassende Angriff der Russen bis in den Wald hinein, schon hallt eintönig und hohl im Rücken des Bataillons das russische „Urrä“. Zwischen der 10. Kom-



panie, die ihr letztes Gewehr an ihre eingestoßene rechte Flanke geworfen hat, und der links anschließenden 11. Kompanie bricht der von nachflutenden Wellen mit Wucht geführte Stoß jetzt auch frontal durch. Ein wilder Waldkampf entbrennt. Hinter Busch und Baum sprüht dem Gegner das Mündungsfeuer auf nächste Entfernung entgegen. Zwischen wildwucherndem Gestrüpp und Ranken ringt Mann gegen Mann. Aber die Lage der beiden Kompanien am rechten Flügel des Bataillons ist unhaltbar geworden. Sie müssen — sollen sie nicht gänzlich aufgerieben werden — das Waldgefecht abbrechen und aus dem Dickicht und Gestrüpp heraus. Nur so können die Führer die durcheinandergewürfelte Truppe wieder fest in die Hand bekommen.

Es ist ein schwerer Entschluß für den Kommandeur, in dieser Lage den Rückzug zu befehlen, denn einzelne Gruppen und Jüge sind so eng mit dem Feinde verstrickt, daß ein Loslösen kaum mehr möglich erscheint. Zugleich muß auch unter allen Umständen verhütet werden, daß der Rückzug bei scharfem Nachdrängen der Russen etwa in Flucht ausartet.

Der herbstliche Buchenwald hallt vom wilden Kampflärm wider. Hier halten schrittweise zurückgehende Abteilungen sich die Russen mit Salven vom Leibe, dort haben einige führerlose Gruppen den Halt verloren und laufen planlos zurück; hier versuchen entschlossene Kämpfer sich durch die im Rücken auftauchenden Russen mit gefälltem Bajonett ihren Weg zu bahnen; dort humpeln und kriechen Verwundete zurück, um sich irgendwo im Dickicht in Sicherheit zu bringen.

Fast sieht es so aus, als ob das Schicksal der von allen Seiten angefallenen Kompanien besiegelt sei; da wirft sich opferbereit ein Offizier in die Bresche. Es ist Lt. v. Cammersloher von der 11. Kompanie, einer von den wenigen Leutnants, die sich seit dem Ausmarsch ins Feld noch unverwundet bei der Truppe befinden. Oft hatte Lt. v. Cammersloher seinen Mannschaften klargelegt, daß der Fahneeid und die Gefechtsvorschrift jedem Soldat ein Zurückweichen vor dem Feinde von selbst verbieten. Jetzt war für diesen Offizier, dessen Brust bereits die beiden silbernen Tapferkeitsmedaillen zierten, der Augenblick gekommen, um zu beweisen, wie er zu seinen Worten stand. In der Erkenntnis, daß der Rückzug des Bataillons nur mög-

lich war, wenn die frontal nachstoßende Masse der Verfolger aufgehalten wurde, stürzte sich Lt. v. Cammersloher mit der Repetierpistole in der Faust auf den Feind. Die Mannschaft seines Zuges folgte ihm blindlings und warf sich den Russen mit gefälltem Gewehr entgegen.

Der Ausgang dieses Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Dreißig stehen gegen Dreihundert ... Aber vor der Wucht dieses Angriffs prallen die vordersten Linien der Russen zurück. Auf einer breiten Waldblichtung kommt es zum Bajonettkampf. Der Feind hat sich schnell gefaßt und fällt die kleine Schar erbittert an. Schuß auf Schuß jagt Lt. v. Cammersloh auf nächste Entfernung in die anstürmenden Russen. Sein Magazin ist leer. Ein Russe läuft gegen ihn an. Er springt zur Seite und läßt die Pistole als Schlagwaffe auf den Schädel seines Gegners niedersausen. Schon aber sind in dem Getümmel mehrere andere Russen über ihn hergefallen. Der Gefr. G a s s l e r kann den auf seinen Leutnant gerichteten Stoß des einen Gegners noch parieren, dann aber sinkt Lt. v. Cammersloh von zwei feindlichen Bajonetten durchbohrt zu Boden. Als einer der letzten seines Zuges starb er für die Rettung seines Bataillons.

Lt. v. Cammersloher's Opfer, das dem Regiment erst durch die Meldungen der wenigen Überlebenden seines Zuges bekannt wurde, war nicht vergeblich gewesen. Das hart mitgenommene III. Bataillon hatte durch die von ihm erstrittene Frist die Möglichkeit gefunden, sich auf freiem Felde neu zu ordnen, und als die Verfolger aus dem Walde vorbrachen, erlitten sie in dem zusammengefaßten Feuer eine blutige Abfuhr. Die Lage war g e r e t t e t.

## Der Angriff

Der überfallartige Angriff birgt in fast allen Fällen den Erfolg in sich. Seine Wirkung auf den Feind kann auch bei nur örtlichen Kampfhandlungen oft von weittragendster taktischer und moralischer Bedeutung sein. Es sind hier im folgenden zwei Fälle behandelt, die viele gleichartige Züge aufweisen. Der erste Fall spielte sich auf dem Vormarsch



gegen Paris im September 1914, der zweite Fall im März 1918 bei der Verfolgung auf Amiens ab. Diese Gleichartigkeit zeigt in erfrischender Weise, daß auch vier Jahre Feldzug und die damit verbundene Mischung und die vielfache Erneuerung der Truppe den berühmten Angriffsschneid deutscher Infanterie nicht verkümmern ließen. —

Um die Marnebrücken bei St. Père offenzuhalten, war die Radfahrerkompanie des Gardeschützen-Bataillons als Vorhut der 5. Kavallerie-Division dem Gros weit vorausgeeilt. Als die Spitze sich der Marne näherte, stellte sie auf dem diesseitigen Ufer ein größeres feindliches Bivak fest. Der Franzose fühlte sich hier vollkommen sicher. Sorglos standen die Rothosen schwatzend und Kaffeetrinkend herum, auf offenen Feuern brodelte das Essen.

Der Führer der Radfahrerkompanie, Sptm. Graf Stosch, war sofort zum Überfall entschlossen. Er ließ die Räder in Deckung zurück, erteilte seinen Zug- und Gruppenführern schärfste Instruktion, daß niemand ohne Befehl das Feuer eröffnete, und dann pirschten sich die Gardeschützen durch dichtes Unterholz vor, so wie sie es oftmals in dem Buschwerk und den Kiefernsonnungen des Grunewalds geübt hatten.

Der vorausgeeilte Kompanieführer ließ inzwischen mit seinem Entfernungsschätzer den Feind nicht aus dem Auge. Die Kompanie kommt gut in Stellung. Das Schussfeld ist tadellos. Noch müssen die ersten Schützen einige Minuten warten, bis die ganze Truppe eingeschwärmt ist, es ist eine harte Geduldsprobe, denn die Grünröcke hat die Jagdleidenenschaft gepackt, aber die eiserne Disziplin siegt. Niemand wagt dem Abzugsbügel der entscherten Gewehre zu nahe zu kommen, aber jeder Mann hat sein Ziel fest im Auge.

Da — ein scharfer Pfiff des Hauptmanns, der Feuerbefehl, und aus 110 Läufen spritzt das ruhig gezielte Schützenfeuer mitten unter die Rothosen. Die Überrumpelung ist vollkommen. Eine wilde Panik bricht aus. Zwischen Toten und Verwundeten rennen die hochgeschreckten Franzosen haltlos durcheinander, nur einige Abteilungen ermannen sich unter Führung ihrer Offiziere und nehmen das Feuer auf. Dabei zeigt sich, daß es sich hier nicht um ein vereinzelttes Bivak, sondern um stärkere feindliche Kräfte handelte — etwa ein

Bataillon Infanterie und mehrere Schwadronen Kavallerie —, die hier noch auf dem diesseitigen Ufer zurückgeblieben waren.

Es wäre den Franzosen bei ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit ein Leichtes gewesen, die nur wenig über 100 Gewehre zählende Radfahrerkompanie abzuschütteln oder ihr so zuzusetzen, daß die Hauptkräfte der Überfallenen unangefochten die Marne hätten überschreiten können. Aber das treffsichere ruhige Feuer der Jäger, von denen jeder einzelne Mann ein Scharfschütze war, ließ derartige Gedanken erst gar nicht aufkommen. Infanterie und Kavallerie bunt durcheinander, wälzten sich regellose Haufen in wilder Flucht über die Marnebrücke. Hier hielt das Verfolgungsfeuer der Gardeschützen auf günstigste Schußentfernung blutige Ernte. Über Gefallene und Verwundete hinweg drängte die Masse in panikartigem Schrecken zum rettenden jenseitigen Ufer.

Jetzt aber ereignete sich etwas Grauenhaftes, was selbst die an manches wilde kriegerische Bild gewohnten Gardeschützen tief erschütterte: In der Befürchtung, ein allgemeiner deutscher Angriff über die Marne hinaus stände bevor, hatten französische Pioniere in völliger Kopfslosigkeit die unter der Brücke angebrachte Sprengladung entzündet, und in einer mächtigen Stichflamme brach die Brücke in dem Augenblick auseinander, als die Masse Fußvolk und Reiter sich hinüberwälzte. Es war ein chaotischer Anblick ...

Sptm. Graf Stosch gab sofort den Befehl zur Verfolgung. In scharfem Nachstoßen erreichten die Gardeschützen wenige Augenblicke nach der Katastrophe das Marneufer und nahmen hier widerstandslos die auf dem diesseitigen Ufer zurückgebliebenen und völlig erschütterten Reste des französischen Bataillons — etwa 100 Mann — gefangen. So war durch den gelungenen Überfall ein kriegsstarke feindliches Bataillon mit mehreren Schwadronen — eine Kampfkraft von mindestens 1000 Mann — in kürzester Frist ohne eigene Verluste vollständig aufgerieben worden. — Die schnelle Entschlußkraft des Kompaniechefs, die vorbildliche Geländeausnutzung und vor allem die für die Schlagartigkeit des Überfalls ausschlaggebende Feuersdisziplin der Truppe — ein wesentlicher Bestandteil des „kämpferischen Mutes“ — hatten dieses echte Jägerstückchen in vollem Umfange gelingen lassen. —



Die gleichen kämpferischen Vorbedingungen bei Führer und Truppe verhalfen im Frühjahr 1918 in der „Großen Schlacht von Frankreich“ auch einer Kompanie des Spandauer Garde-Grenadier-Regts. Nr. 5 zu einem ungeahnten Erfolg. Am dritten Tage der Offensive war nach den schweren Durchbruchskämpfen der vorangegangenen Tage bei der 4. Garde-Division die Verfolgung in Fluß gekommen. Schon am Vormittag war es gelungen, englische Infanterie im Sommetal zu zersprengen und mehrere feuernde Langrohrgeschütze im Sturm zu nehmen. Eingedenk der alten Vorschrift aus der Felddienstordnung: „Jeder Führer ist dafür verantwortlich, daß die Fühlung mit dem Feinde bei Tag und bei Nacht nicht verloren geht“, war Lt. Skowronnek an der Spitze seiner 8. Kompanie dem aus dem Blickfeld verschwundenen Gegner ungestüm nachgestoßen. Der rücksichtslose Vorwärtsschub sollte in seltener Weise belohnt werden. Als vorführende Patrouillen den Rand eines Hügelkammes erreichten, bot sich ihnen ein verblüffendes Bild, wie es auch die ältesten Krieger noch nicht gesehen hatten: Unterhalb des Hügelkammes zog sich eine breite und tiefe Mulde entlang, in der es von Batterien, Munitionskolonnen und Troßfahrzeugen aller Art wimmelte. Der Brite war gerade dabei, dieses starke Artillerienest zu räumen. Die Batterien waren mit dem Ausproben beschäftigt, einige Munitionskolonnen hatten sich bereits in Bewegung gesetzt und strebten einem engen Zohlweg zu.

Es war der gegebene Augenblick für einen Überfall. Jetzt war die Stunde der Vergeltung gekommen. Jetzt hatten die Garde-Grenadiere endlich den Todfeind vor der Klinge, die britische Artillerie, die 1916 in der Sommeschlacht ihr schönes Regiment zerschlagen, im Frühjahr 1917 auf der Gieslerhöhe vor Arras ein Bataillon vernichtet und ihnen in Flandern die Hölle heiß gemacht hatte. Mustergültig hat die Kompanie noch in Deckung Stellung genommen. Gruppenweise robben sich die Mannschaften bis an den Höhenrand vor. Mit blanken Augen sieht der Kompanieführer, wie jeder Mann mit Leib und Seele bei der Sache ist, wie die Feuerstellung reibungslos und unauffällig bezogen wird.

Jetzt ist alles heran, die Ziele sind zugewise verteilt, ein leichtes M.G. hat sich auf den Zohlweg, dem die vordersten

Gespanne zustreben, eingerichtet — dann, nach einigen Augenblicken größter Spannung, ein scharfes Feuerkommando, und aus drei Maschinengewehren und 80 Gewehrläufen prasselt schlagartig das Feuer der Garde-Grenadiere in die Mulde.

Die Wirkung dieses Feuerüberfalls ist vernichtend. Wild bäumen sich die Gespanne auf, durchgehende, um sich teilende Pferde, ineinanderschlagende Geschütze, umgeworfene Prozen, stürzende Kanoniere, wie irrsinnig auf die Pferde peitschende Fahrer zaubern in wenigen Augenblicken eines der wildbewegtesten Bilder, die der Krieg kennt, hervor. Britische Kavallerie versucht durch den Hohlweg neue Besspannungen heranzubringen. Auch sie wälzen sich bald in unförmigen Knäueln am Boden. Es ist ein völliger Zusammenbruch ...

Am folgenden Tage führt der Vormarsch des Schwesterregiments der Garde-Grenadiere an dieser Mulde vorüber. Ein Bericht in der Feldzugsgeschichte des 5. Garde-Regiments zu Fuß kennzeichnet den Eindruck, den dieser Kampfplatz bot. Es heißt hier:

„Bei diesem Marsch hatten wir einen schaurigen Anblick. Ein englisches Artillerie-Regiment ... hatte in einer Sandfuhle und einem daran vorüberführenden Hohlweg gerade aufgeprozt, als es in deutsches Infanteriefeuer geriet, das buchstäblich nicht einen Mann verschonte. In langen Reihen standen etwa 40 Geschütze, je 6 Pferde lagen vor jedem Geschütz noch in den Sielen, und die toten Fahrer hingen teilweise noch in den Bügeln. Zwischen den Kanonen lagen die toten Bedienungsmannschaften ...“

Es war der Geist von Brzeziny, der Wille zu unaufhaltbarer Verfolgung, der hier der tapferen Kompanie Skowronnek und ihrem schneidigen Führer einen einzigartigen Erfolg beschert hatte. Eine schwache Kompanie hatte durch blitzschnelles, entschlossenes Zussammenfassen die artilleristische Kampfkraft einer ganzen Division vernichtet.



Auch der überfallartige Angriff von Einzelkämpfern hat bei Zusammenstößen mit feindlicher Artillerie oft die überraschendsten Wirkungen und weitgehendsten Erfolge gehabt. Auf dem Vormarsch gegen Paris war das II. pom-



mersche Korps in der Sommegegend mit der zum Schutz der Hauptstadt neu aufgestellten französischen Armee Maunoury zusammengestoßen. Das Stettiner Gren.-Regt. 2 war bei Moislains unvermutet in einen feindlichen Feuerüberfall geraten, hatte den Gegner aber sofort angegriffen und geworfen. Die 5. Kompanie, deren Führung nach der Verwundung ihres Chefs Lt. J o r d a n übernommen hatte, sah sich beim Überschreiten einer Höhe plötzlich vor einer französischen Batterie-Stellung. Die feindliche Feldbatterie, die ihr letztes Stündlein gekommen sah, setzte sich erbittert zur Wehr und überschüttete die Linien der Grenadiere mit einem Kartätschagel, der tiefe Lücken riß.

Mehrere Gruppen wurden regelrecht niedergemäht. Der Angriff stockte. Aber Liegenbleiben bedeutete sicheren Untergang. „Vorwärts auf die Batterie!“, rief Lt. Jordan seiner Mannschaft zu, die sich eng in die Ackerfurchen gepreßt hatte. In dem Höllenlärm gingen jedoch alle Kommandos unter.

Hier konnte nur das eigene Beispiel wirken. Den Fahnen-träger und zwei Grenadiere an seiner Seite, stürzte der Leutnant vorwärts. Im Laufen brüllte ihm sein Entfernungsschätzer, Gefr. Timm, der auch in diesen tollen Minuten scharf beobachtete, ins Ohr: „Herr Leutnant! Dort ein Offizier!“, und er wies dabei auf das rechte feindliche Flügelschütz, hinter dem der französische Batterieführer aufrecht stehend das Feuer kaltblütig leitete.

Mit gezogener Pistole sprang Lt. Jordan von der Seite her auf das im Schnellfeuer liegende Geschütz in langen Sätzen zu, so daß auch seine beiden Begleiter mit dem schweren Tornister kaum zu folgen vermochten. Der Leutnant versuchte, das Geschütz zu erklettern, da schleuderte ihn der Luftdruck eines Abschusses wieder herunter. Aber sofort raffte er sich wieder auf, schwang sich auf den Rücksitz, sah hinter dem Schutzschild, das wie eine Trennwand wirkte, die Bedienung stumm und verbissen arbeiten und gab Feuer. Der erste Schuß warf den feindlichen Batterieführer zu Boden, mit den nächsten fünf Schuß erledigte er die Bedienung. Das erste Geschütz war zum Schweigen gebracht. —

Im Augenblick ist die Pistole neu geladen. Sofort geht Lt. Jordan auf die gleiche erprobte Weise zum Angriff auf das in einiger Entfernung stehende zweite Geschütz vor und

streckt auch hier über das Schutzschild hinwegfeuernd die Bedienung nieder. Damit war für die auf den Boden gebannte Kompanie Bresche geschlagen. Im Sturm wurden die übrigen vier Geschütze genommen. „Es war kein Kunststück“, sagte der Leutnant sachlich in seinem Gefechtsbericht, „die Bedienungsmannschaften waren durch ihren Todeskampf derart in Anspruch genommen, daß sie die Vorgänge zu ihrer Rechten anscheinend nicht beobachten konnten und leicht ein Opfer meiner aus nächster Nähe abgegebenen Schüsse wurden.“ — Das ist eine echte soldatische Meldung, die jedoch den rücksichtslosen Schneid, der zu einer solchen Tat erforderlich war, nicht zu verringern vermochte. —

Der tollkühne Angriff des Lts. Jordan von den 2. Grenadiere zeigt den Feldgrauen der ersten Kriegswochen, den Soldaten von 1914, dessen bedingungsloses „Drauf und Durch“ keine Widerstände kannte. Ganz anders spielte sich der Zusammenstoß ab, den ein anderer Einzelkämpfer, der Gefreite *Lehner* vom brandenburgischen Jägerbataillon Nr. 3, in den ersten Tagen des Sturmes auf Verdun mit einer französischen Batterie hatte.

Underthhalb Jahre Krieg waren damals bereits ins Land gegangen. Zahllose Schlachten, Vormärsche und Gefechte hatten das Antlitz des deutschen Heeres verändert. Aus den tollkühnen Stürmern von 1914 waren kriegsgehartete, kampferfahrene Soldaten geworden, die — damals auf der Höhe ihres Könnens stehend — vor allem erst ihre Waffen zu voller Wirkung brachten, ohne daß kühnes Zupacken dabei zu kurz kam.

Nach den schweren würgenden Waldgefechten der ersten Tage der Verdunoffensive war der 24. Februar für das III. brandenburgische Armeekorps ein Tag rot in rot. Der 6. Division, in deren Reihen die Lübbener Jäger fochten, war der Chaumewald als Sturmziel gesetzt. Schulter an Schulter mit den Neuruppiner 24ern und den Prenzlauer 64ern überrannten die Grünröcke die französischen Linien im ersten Anlauf.

In einem Zuge wurde der Wald durchquert. Am Südrand, dem festgelegten Sturmziel angelangt, entdeckten die deutschen Schützen feuernde feindliche Batterien. Was galt in diesem Augenblick das begrenzte Angriffsziel! Dort stand der Feind, dort winkte der Sieg und Geschütz-



beute. „Französische Artillerie! Die müssen wir haben!“, riefen die Jäger. „Das sind die Jungs, die immer an der Strippe ziehen!“, riefen die kecken Berliner in den Reihen der 24 und 64er. Es gab kein Halten! Zug- und gruppenweise, einzelne Draufgänger vorprellend, stürmten die brandenburgischen Jäger und Musketiere gegen die im Buschwerk stehenden französischen Geschütze vor.

Seinen Kameraden weit voraus, war der Gefr. Lehnert von der 4. Kompanie der Lübbener Jäger in die Flanke einer französischen Batterie gelangt. Bis auf 50 m war er unentdeckt herangekommen. Ohne sich zu besinnen, nahm der Gefreite im Baumanschlag die Bedienungsmannschaften aufs Korn. Jeder Schuß des erprobten Scharfschützen war ein Treffer. —

Nichts wirkt nach alter Erfahrung so zermürbend auf Artillerie wie langsames, gezieltes Einzelfeuer. So auch hier. Die durch das Auftauchen einzelner deutscher Sturmhaufen schon in Hochspannung befindlichen Bedienungsmannschaften wurden unruhig, als ein Kanonier nach dem andern von unsichtbarer Hand zu Boden gestreckt über die Lafette sank. Mit der Ruhe des alten Kriegers und der Sicherheit des Soldaten, der seine Waffe beherrscht, gab der Gefr. Lehnert einen Schuß nach dem anderen aus seiner auf diese Entfernung unfehlbaren Büchse ab. Dieses unheimlich treffsichere Einzelfeuer gab der Batteriebedienung den Rest. Moralisch völlig erschüttert, flüchtete sie unter Preisgabe der Geschütze panikartig in Richtung Douaumont. — — —

Scharfes und doch durch Kampferfahrung gezügeltes Draufgehen, mustergültige Geländeausnutzung und kaltblütige Beherrschung seiner Waffe hatten einen auf sich allein gestellten Scharfschützen befähigt, eine feindliche Batterie niederzukämpfen. Es war die schönste Waffentat dieses siegreichen Sturmtages vor Verdun, der allein den Lübbener Jägern eine Beute von 25 Geschützen einbrachte. Gefreiter Lehnert wurde wegen hervorragender Tapferkeit vor dem Feinde zum Oberjäger befördert und im weiteren Verlauf des Feldzuges mit dem Goldenen Militärverdienstkreuz, dem „Pour le mérite des Mannes“ ausgezeichnet.



Wenn der deutsche Seeresbericht vom 1. Dezember 1914 den Durchbruch der Armeeabteilung Scheffer-Boyadel auf Brzeziny „eine der schönsten Waffentaten des Weltkrieges“ nannte, so wird die befreiende Tat des Lts. Selmutz von Wismann während des Russenüberfalls auf die mit Verwundeten überfüllte Stadt als eine der denkwürdigsten Einzelleistungen gelten können.

Lt. Selmutz v. Wismann war Batl.-Adjutant im 5. Garde-Regiment zu Fuß, das sich im Verbande der 3. Garde-Inf.-Division in den Tagen vom 18. bis 21. November 1914 den Weg in den Rücken der russischen Armee vor Lodz bahnte.

Der 20. November wurde ein besonders heißer Tag für die Spandauer Garde-Regimenter, deren Vordringen der Russe bei Kolino durch erbitterte Gegenangriffe zum Stehen zu bringen suchte. Während des Gefechtes erhielt Lt. v. Wismann von seinem Kommandeur den Auftrag, einen mündlichen Befehl an die Artillerie zu überbringen. Auf dem Ritt zu den Batterien durchschlug ein Querschläger Mantel und Rockfragen des Offiziers und blieb als Steckschuß im Salse sitzen. Trotz seiner Verwundung führte Lt. v. Wismann zunächst seinen Auftrag aus, galoppierte zu seinem Kommandeur, Major Reinhard, zurück, erstattete Meldung und ließ sich dann erst verbinden. Trotz dringender Vorstellungen des Majors Reinhard blieb er auch jetzt noch bei der Truppe, und erst als die Schmerzen beim Schlucken und Sprechen immer ärger wurden, begab er sich nach Beendigung des Gefechts nach Brzeziny ins Feldlazarett der Division. —

Während die Armeeabteilung Scheffer-Boyadel in ununterbrochenem Vormarsch geblieben war und sich anschickte, den Ring um die Russen zu schließen, waren von Osten her starke feindliche Kräfte in den Rücken des deutschen Umfassungsfüglers vorgestoßen und drohten alle rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Ihr erstes Ziel war die Wegnahme des wichtigen Etappen zentrums Brzeziny. Diese Stadt war von deutschen Truppen so gut wie vollständig entblößt. Außer zahlreichem Troß und dem mit etwa 700 Verwundeten angefüllten Feldlazarett befand sich nur eine einzige Kompanie Garde-Infanterie als Besatzung in der Stadt. Die Tücke des Zufalls wollte es, daß der erste Kosakenüberfall auf Brzeziny in dem Augenblick stattfand, als gerade eine



lange Kolonne von Troßfahrzeugen durch die Stadt zog. Um die lebenswichtige Gefechtsbagage vor dem Zugriff der Russen zu schützen, brach die als Besatzung in der Stadt zurückgelassene Garde-Kompanie nach Süden durch, nahm den Troß unter ihren Schutz und suchte mit ihm Anschluß an die fechtende Truppe zu gewinnen, was auch gelang. Damit war allerdings die Stadt und die Masse der dort liegenden Verwundeten ohne den geringsten Schutz geblieben.

In dieser gefährlichen Lage zeigte sich Lt. v. Wißmann als ein echter soldatischer Führer. Obwohl ihm erst kurz zuvor die Kugel entfernt und er von der Operation noch geschwächt war, sammelte er sofort eine Sandvoll Leichtverwundeter um sich und vertrieb mit wenigen Schüssen die noch in der Stadt herumstreifenden Kosaken. Sodann eilte er an den gefährdeten Südausgang, von wo ihm der Anmarsch stärkerer feindlicher Kräfte gemeldet war, und eröffnete mit einer kleinen Abtheilung von 10 bis 20 Mann Schützenfeuer auf eine anmarschierende russische Kolonne mit dem Erfolg, daß der Feind liegenblieb und zum Spaten griff.

Es war etwa  $\frac{1}{2}$  5 Uhr nachmittags, und schon war der frühe Novemberabend hereingebrochen, als Lt. v. Wißmann hinter sich in der Stadt laute „Urräh“-Rufe der Russen hörte. Ohne auf Widerstand zu stoßen, waren von Norden her sibirische Truppen in die Stadt eingedrungen, hatten den Marktplatz überschwemmt, das Lazarett überfallen und Verwundete, Ärzte und Sanitäter gefangengenommen.

Wüste Szenen spielten sich hier in den Räumen des Lazaretts ab. Sämtliche Ärzte, Sanitäter und Pfleger wurden trotz ihres Protestes von den Verwundeten getrennt und auf dem Hof zusammengetrieben, um sofort abgeführt zu werden. Dann hatten die Sibirier die Wein- und Kognakvorräte sowie die übrigen Stärkungsmittel für die Verwundeten entdeckt und waren sofort darüber hergefallen. Ein wildes Zechgelage setzte ein. — Währenddessen wälzten sich andere Russenhaufen singend, schreiend und plündernd durch die Stadt. Lt. v. Wißmann war bei dem auflebenden Kampflärm von seinem Außenposten am Stadtrand zurückgeeilt, hatte 20 bis 30 noch kampffähige Leichtverwundete um sich geschart und spornte diese kleine Schar zu äußerstem Widerstand an. —

Keine Phantasie könnte ein so dramatisches Bild hervor-

zaubern, wie es hier die Wirklichkeit des Krieges in dem vom Eishauch des Winters überzogenen Brzeziny gestaltete. Da lagen Reihe an Reihe in den düsteren kalten Räumen des Lazarett's die deutschen Verwundeten, die feldgrauen Uniformen schmutzüberkrustet, die Verbände durchblutet, und um sie herum hockten im flackernden Lichtschein der Kien-späne und Talgkerzen die vom Alkoholgenuß erhitzten Kosaken und Sibirier lärmend, zechend und ihre wilden Heimatlieder singend. Ins Groteske verzerrt warf der Widerschein der flackernden Lichte ihre riesigen Gestalten mit den hohen Pelzmützen an die Wand. Und inmitten dieser wildbewegten Szene erhebt sich ein Schwerverwundeter auf seinem Schmerzenslager. Es ist der Kommandeur des Lehr-Inf.-Regiments, Oberst v. Sumboldt. Mit klarer, durch Räume und Flure hallender Stimme ruft er den stöhnenden, hochgeschreckten und ihrer Ärzte und Pfleger beraubten Verwundeten zu: „Mut, Kameraden! Hilfe wird kommen. Wir sind noch nicht verloren!“ —

Es ist, als ob der Oberst von seinem Wundbett aus hätte sehen können, was sich in diesem Augenblick in den nachtdunklen Gassen der Stadt abspielte. Da hat Lt. v. Wismann seine kleine Abtheilung — d u r c h w e g V e r w u n d e t e — quer über die Straße aufgebaut. Mit angeschlagenem Gewehr erwarten die feldgrauen die sich ihnen im Siegestaumel entgegenwälzenden Russenhäufen.

Der Feind ahnt nichts. Er fühlt sich hier völlig Herr der Lage. Bis auf fünfzehn Schritt läßt Lt. v. Wismann die Sibirier heran, bis ihre baumlangen Gestalten fast greifbar nahe aus dem Dunkel auftauchen. Dann schneidet die scharfe Kommandostimme des Leutnants durch das Dunkel: „Feuer!“ — Eine Salve peitscht den Sibiriern ins Gesicht. Sie hat vernichtende Wirkung. Wie vom Blitz getroffen, sind die ersten Reihen der Sibirier niedergestürzt, und in das Aufschreien der Getroffenen, das Fallen, Stolpern und Drängen schneidet noch einmal das scharfe Kommando: „Feuer!“. Und ein drittes Mal.

Dann stürmt diese kleine Abtheilung Verwundeter, deren weiße Verbände um Hals, Schultern, Arme und Beine durch das Dunkel schimmern, mit gefälltem Bajonett über die Haufen von Toten und auf dem Straßenpflaster sich windenden Verwundeten hinweg auf die zur Gegenwehr fast



unsfähigen Sibirier, die in panikartiger Flucht im nächtlichen Dunkel verschwinden. Zwei Offiziere und 82 Mann ergeben sich der Abteilung Wismann widerstandslos. —

Aber noch gibt es kein Ausruhen auf den Lorbeeren. „Vorwärts! Zum Lazarett!“, ertönt das Kommando des Leutnants, und im Lauffschritt geht es zum Feldlazarett, wo die Ärzte, Sanitäter und das Krankenpflegepersonal auf der Straße gerade abgeführt werden. Im Sandumdrehen sind die Begleitmannschaften über den Haufen gerannt, niedergemacht oder gefangengenommen. — Ohne sich auch nur einen Augenblick aufzuhalten, stürmt Lt. v. Wismann mit seiner Mannschaft das Treppenhaus hoch und steht hier plötzlich wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt vor den im Alkoholrausch hockenden und herumliegenden Russen. Ein unbekannter Gardefüsiliier hat diesen Augenblick in seinem Tagebuch festgehalten: „...Wieder erklang Kampflärm auf der Straße — die Zecher hörten nichts. Immer näher drang der Lärm, jetzt krachten Schüsse auf den Fluren, die Türen wurden mit Kolben aufgeschlagen, Bajonette blitzten, und herein stürzten Gardefüsiliere... Wir waren gerettet!“

Noch in der gleichen Nacht wurden alle noch in Brzeziny befindlichen Bagagen und vor allem das Feldlazarett mit seiner wunden Last in einer endlosen Wagenschlange nach Süden zur Front abtransportiert, wo die fechtende Truppe den Fahrzeugpark unter ihren Schutz nahm. — So waren durch die entschlossene Tat eines verwundeten Leutnants, der so gehandelt hatte, wie Friedrich der Große 160 Jahre zuvor seine Grenadiere gelehrt hatte: „Angriff! Heran an den Feind! Auf zwanzig Schritt ihm eine starke Salve in die Nase geben und ihm dann mit dem Bajonett in den Rippen sitzen“, 700 verwundete Feldgraue befreit und vor dem grausamen Schicksal einer sechsjährigen Gefangenschaft in Sibirien bewahrt worden!

## Der Sturm auf den Madlessena

Drei Tage nach dem denkwürdigen Durchbruch durch die italienische Hochgebirgsfront bei Flitsch-Tolmein am

24. Oktober 1917 näherten sich die Spitzen der deutschen Armee von Below in unaufhaltsamem Vorwärtsdringen bereits den Randbergen der Julischen Alpen. Sinter diesen lag das Ziel: die venetianische Ebene.

Glieder hatten festgestellt, daß bei Cividale, dem Etappenzentrum der geschlagenen italienischen Armee, noch kein stärkerer, frontwärts gerichteter Bahn- oder Kraftwagenverkehr eingesetzt hatte. Der Gegner hatte somit nach dem Zusammenbruch seiner Front noch nicht Zeit gefunden, Reserven heranzuführen. Das Armeeoberkommando befahl daher den einzelnen Gruppenkommandos, diese seltene Gunst der Lage auszunutzen und vorzudringen, „was die Beine leisten konnten“, um die Randberge zu gewinnen, bevor noch der Gegner zur Besinnung kam. Der General der Artillerie erhielt den Befehl, eine Kampfgruppe schwerer Artillerie heranzuführen, die gegen den stark besetzten Monte Madlessena zu wirken hatte, falls sich bei der Überwindung dieses Hindernisses Schwierigkeiten ergeben sollten. Aber noch bevor die ersten Haubitzen heran waren, war durch einen jener verwegenen Sandstrieche, an denen diese Durchbruchschlacht so reich war, bereits alles entschieden.

In der Nacht vom 26./27. Oktober gegen 3 Uhr morgens hatte der stellvertretende Regimentsführer des Bayerischen Infanterie-Leibregiments, Major Graf Bothmer, von der Brigade den Befehl bekommen: „Die Gruppe Bothmer hat mit Sandstreich Cividale wegzunehmen!“ — Graf Bothmer befahl sofort seine Bataillons-Kommandeure zur Besprechung. In kurzen knappen Strichen umriß er die Lage: „Das Vorgehen auf Cividale ist auf zwei Wegen möglich, entweder durch Erstürmung des anscheinend noch stark besetzten Accida und Vorgehen im Tal gegen die Stadt oder durch Überschreiten des Natisone bei San Pietro, Gewinnung der jenseitigen Höhen und Vorstoß von diesen Höhen nach Süden auf Cividale... Die Angriffsverhältnisse für diesen letzteren Weg sind gänzlich ungeklärt; Tiefe, Breite und Übergangsmöglichkeit des Natisone sind unbekannt, ebenso wenig wissen wir ob die Höhen... besetzt und die auf der Karte eingezeichneten permanenten Befestigungen... auf Monte Madlessena armiert sind. Trotzdem wähle ich den letzteren Weg, der immer noch



ausichtsreicher erscheint, als das Vorgehen im offenen Tal an dem sicherlich stark besetzten Monte Purgessino vorbei.“

Jeder Soldat, der diese nächtliche Kommandeurbesprechung auf sich wirken läßt, wird ermessen können, welche Anforderungen in einer solchen Stunde an die Verantwortungsfreudigkeit und Entschlußkraft eines Truppensführers gestellt wurden und welches Maß von Selbstvertrauen und entschlossenem Kampfwillen die fechtende Truppe besitzen mußte, um — ohne die geringste Möglichkeit zur Erkundung — diesen Sprung ins Dunkle zu wagen, ein Sprung, der sie auf Forts, verdrahtete Felsenstützpunkte und starke feindliche Kräfte ausprallen lassen konnte.

Im ersten Dämmern des Morgenlichtes ist unten im dunstverhangenen Natisonetal nichts von einer feindlichen Besatzung, und auf der sich schwarz heraushebenden Masse des Madlessena nichts von Befestigungen zu erkennen. Aber der anbrechende Morgen duldet keinen Aufschub. Die Zeit drängt. Soll der Übergang über den Natisone gelingen, so muß das noch herrschende Halbdunkel ausgenutzt werden. Während sich die Bataillone bereitstellen (der Gruppe Bothmer waren zugeteilt I./Leib. Res.-Jäger-Batl. 10 und Res.-Jäger-Batl. 14), soll eine Kompanie so schnell wie möglich das jenseitige Ufer des Natisone gewinnen, um dem Gros der Kampfgruppe den Übergang freizuhalten.

Major Graf Bothmer hat für diese ehrenvolle Aufgabe einen Kompanieführer bestimmt, dessen bisherige soldatischen Leistungen auch die Ausführung der schwierigsten Aufträge gewährleisteten: Lt. Karl Salt, den Führer der 3. Kompanie. — Als Kriegsfreiwilliger im Oktober 1914 ins Feld gerückt, ein Jahr später zum Offizier befördert, schon im Sommer 1915 an der Tiroler Front als Führer des Sochtouristentrupps bei zahlreichen gefährvollen Patrouillen erprobt, in der Hölle von Verdun dreimal verwundet und im rumänischen Feldzug wegen seiner vorbildlichen Führung von dem Regts.-Kommandeur, Obstl. Ritter von Epp, wiederholt durch persönliche Anerkennung ausgezeichnet, stellte der ehemalige deutsche Zehnkampfmeister Karl Salt einen im Kriege herangewachsenen Frontoffizier besten Schlages dar. Seine Mannschaft ging für ihn durchs Feuer.

Der Regimentsführer befiehlt Lt. Salt zu sich. „Eilen Sie

so rasch Sie können diesen Berg hinunter und versuchen Sie noch in der Dämmerung den Natisone zu überqueren! Der Fluß ist nicht erkundet. Ich kann Ihnen weiter keinen Anhaltspunkt geben. Die Sache ist außerordentlich eilig, höchste Geschwindigkeit ist erforderlich. Wenn der Übergang glückt, nehmen Sie im Walde jenseits der Natisone Deckung und warten auf weitere Befehle." —

Wenige Minuten später ist Lt. Galt mit seiner Kompanie in dem dunklen Schlund einer nach San Pietro abfallenden Schlucht verschwunden. Das Glück ist ihm hold. Er entdeckt eine schmale Gängebrücke, auf der die Kompanie den Fluß überschreitet. Ohne einen Schuß zu erhalten, erreicht die Kompanie den Steilhang jenseits des Natisone und geht hier am Fuß des Madlessena befehlsgemäß in Deckung. Einige weiße Leuchtkugeln steigen auf und melden dem aufatmenden Regts.-Stab: „Wir sind hinüber!“

Inzwischen ist es hell geworden. Das Gros der Kampfgruppe hat gerade mit dem Abstieg zum Natisoneufer begonnen, als es auf dem Madlessena lebendig wird. Heftiges M.G.- und Infanteriefeuer knattert von den Gängen ins Tal. Es ist jetzt klar: Der Madlessena ist stark besetzt. Auch Artilleriefeuer faßt die nachrückenden Bataillone.

Lt. Galt, der von den Italienern immer noch unentdeckt mit seiner Truppe in Deckung am Fuß des Madlessena liegt, faßt angesichts der starken feindlichen Gegenwirkung aus eigenem Antrieb — ohne weitere Befehle abzuwarten — den kühnen Entschluß, aus seiner im toten Winkel gelegenen Deckung heraus die feindliche Besatzung auf dem Berg anzugreifen und somit den nachfolgenden Bataillonen den Übergang über den Fluß frei zu machen.

Wie eine mächtige Felsenfestung erhebt sich über ihm im steilen Abfall der Madlessena. Der Feind ist nach der Heftigkeit des Feuers zu urteilen, weit überlegen. Die eigene Truppe ist zahlenmäßig äußerst schwach. Die Kompanie zählt nur 50 Gewehre und vier leichte M.G.-Gruppen, alles in allem 70 Mann. Aber jeder von diesen 70 „Leibern“ ist ein erprobter Feldsoldat, ein erfahrener Hochgebirgskämpfer. Und Lt. Galt weiß, was er von seiner Mannschaft erwarten kann, er weiß auch, wie in den letzten Tagen überraschendes Zupacken zu den verblüffendsten Erfolgen gegen den moralisch schwer erschütterten Gegner geführt hat. So wagt er den



Gang, der mit einem glänzenden Sieg, aber auch mit der Vernichtung der Kompanie enden kann. —

Der steile Aufstieg durch den dichten Wald am Abhang des Berges gelingt ohne Zusammenstoß mit dem Feind. Nach und nach lichtet sich der Wald, und jetzt erkennen die „Leiber“ die in verdrahteten Felskankeln verschanzte und heftig ins Tal feuernde Besatzung. Lt. Salt läßt Seitengewehre aufpflanzen, setzt die Kompanie truppweise auf die verschiedenen Ziele an — ein kurzer rasender Feuerüberfall — und wie ein Ungewitter bricht der Angriff der Leiberkompanie über die völlig überraschte italienische Besatzung herein. Trotz tapferen Widerstandes werden die Italiener nach kurzem Kampf überwältigt. Einige ausgesuchte Stoßtrupps umgehen geschickt die nicht angegriffenen Teile der feindlichen Stellung und fallen sie im Sandgranatenangriff vom Rücken her an. Auch hier wird jeder Widerstand schnell gebrochen.

Jetzt aber merkt die tapfere Kompanie, daß sie in ein Wespenneß gefaßt hat. Der ganze Berg ist lebendig geworden. Stockwerkartig erheben sich über der genommenen italienischen Bergstellung weitere Linien bis zur höchsten Kuppe des Madlessena, aus denen den „Leibern“ heftiges Feuer entgegenschlägt.

Aber die bayrischen Hochgebirgler bleiben nicht auf halbem Weg stehen. Ohne einen Augenblick auf Unterstützung rechnen zu können, setzt Lt. Salt seine Kompanie nach kurzer Ordnung der Verbände zum entscheidenden Angriff auf die Gipfelstellungen an. Äußerst geschickt verteilt und dadurch die eigene zahlenmäßige Schwäche verschleiern, geht die in einzelne Sturmtrupps aufgelöste Kompanie dem Feind frontal und umfassend zu Leibe. Das Austauchen der unter vorzüglicher Geländeausnutzung sich heranarbeitenden Umfassungsgruppen bringt an allen Stellen die Entscheidung. Der erschütterte Gegner streckt die Waffen. Schon sind Hunderte von Gefangenen zu Tal geschickt worden und werden dort von den nachfolgenden Kompanien in Empfang genommen.

Einen kritischen Augenblick gibt es noch unmittelbar vor dem Höhenkamm, als von drei Seiten gleichzeitig heftiges Feuer einer entschlossenen Besatzung in die Reihen der „Leiber“ schlägt. Aber in rücksichtslosem Ansturm wird auch dieser letzte Widerstand gebrochen. Uffz. Engelbert Schmid,

der immer dabei ist, wo es am wildesten zugeht, hat mit seinem Maschinengewehr als erster den obersten Grat erreicht und bekommt hier eine im Abfahren befindliche italienische Batterie zu fassen, die er — von feindlichen Geschossen umschwirrt — mit Bespannung und Bedienung zusammenschießt.

Das Unfaßliche war geschehen. Eine schwache Kompanie von 70 Mann hatte im überfallartigen Angriff ein stark befestigtes Bergmassiv erstürmt und eine vielfach überlegene Besatzung in schwierigstem Angriffsgelände niedergekämpft. 1000 Gefangene waren die Beute, dazu eine Anzahl M.G. und eine Batterie. So unaufhaltsam war dieser überfallartige Sturmangriff vor sich gegangen, daß der Bataillonsstab mit den vordersten nachdrängenden Kompanien der „Leiber“ Lt. Galt und seine Truppe erst auf dem Gipfel erreichte. — Von der Kuppe des Madlessena bot sich ein unbeschreiblicher schöner Blick in die venetianische Ebene, die jetzt zu Füßen des Alpenkorps lag. Im nahen Cividale, das in den ersten Nachmittagsstunden besetzt wird, flammen brennende Magazine und Munitionsdepots als gigantische Siegesfackeln für diese schöne Waffentat auf, die der ehemalige Kommandeur des Alpenkorps, General Kraft von Dellmensingen „eine hervorragende Kraft- und Kampfleistung“ genannt hat. — Lt. Galt erhielt für diese Tat den bayrischen Militär-Max-Joseph-Orden, durch dessen Verleihung er in den Schwertadel erhoben wurde. Als Sportpionier und einer der führenden Organisatoren der olympischen Spiele in Deutschland 1936 ist der verdiente Frontsoldat Karl Ritter von Galt der sportbegeisterten Jugend Deutschlands und der Welt auch im friedlichen Kampf der Nationen ein Begriff geworden.

## Die Abwehr

### 1. Der Angriff aus der Verteidigung

„Der Angriffsgeist der Truppe bedarf besonderer Pflege. Der Angriff schreibt dem Gegner das Gesetz vor und bleibt die stärkste Kampfform, selbst in der Verteidigung.“ — Wie



die Kampftruppe diese in den Leitsätzen der U.V.S.\*) niedergelegten Forderungen der Obersten Seeresleitung aus sich heraus erfüllte und sich selbst in den schwersten Materialschlachten ihren Angriffsgeist zu erhalten wußte, davon legt der Abwehrkampf der „Viktoria“-Füsilier in der Flandernschlacht 1917 eindrucksvolles Zeugnis ab. —

Nach fast acht Wochen vergeblicher Anstürme und schwerster Mißerfolge hatte der britische Oberbefehlshaber, Marschall Haig, die Hoffnung aufgeben müssen, die deutsche Flandernfront in einem gewaltigen Stoß einzurammen und den Vormarsch auf die lebenswichtige deutsche U-Boot-Basis in Ostende-Zeebrügge anzutreten. So war der Brite wieder zur Methode der Zermürbung zurückgekehrt und versuchte, mit der zusammengefaßten Feuerkraft von 6000 Rohren und eng massierten infanteristischen Stoßmassen die deutsche Front Stück für Stück zu zertrümmern. Die feindliche Seeresleitung war überzeugt, mit dieser langsam aber um so sicherer wirkenden Methode noch vor Eintritt der herbsthlichen Regenperiode zum Ziel zu gelangen.

Den Höhepunkt dieser Zertrümmerungsversuche brachte der britische Großangriff am 26. September 1917. Sein Ziel war der Höhenrücken von Paschendaale. Das Dorf Zonnebeke war diesem Höhenrücken vorgelagert und lag somit in der Hauptstoßrichtung des britischen Angriffs.

Die deutsche Trichterstellung vor Zonnebeke war von dem Füsilier-Regt. 34, Stettin, besetzt, das mit seinen drei Bataillonen tief gestaffelt auf 1100 m Frontbreite dem Sturmangriff einer geschlossenen britischen Division von 16 Bataillonen zu trotzen hatte.

Nach einem Trommelfeuer gewaltiger Stärke, das noch dreißig Kilometer hinter der Front die Fensterscheiben erflirren ließ und den zur Front hastenden Reserven einen Vorgeschmack von „Flandern 1917“ gab, brach der Brite zum Angriff vor. Den ersten Stoß im Abschnitt der Stettiner Füsilier hatte das III./34 als Kampfataillon auszuhalten. Es wehrte sich mit seinen 450 Gewehren zwei Stunden lang gegen die erdrückende englische Übermacht bis zur Vernichtung. Von sämtlichen Offizieren der vier Infanterie-Kompanien überstanden nur drei den mit maßloser Er-

---

\*) Ausbildungsvorschrift Fußtruppen 1918.

bitterung durchgefochtenen Trichterkampf, und diese drei Offiziere fielen schwer verwundet in Feindeshand.

Zwei bewährte alte Frontsoldaten von 1914, die Lts. und Komp.-führer Bösel und Gerhardt, hatten sich mit einer Anzahl Getreuer in einem Betonkloz verschanzt und schlugen mit Sandgranate, Gewehr und Pistole einen Angriff nach dem anderen ab, bis der Brite Flammenwerfer heranholte und diese heroischen Verteidiger auslöschte.

Und wie die Offiziere so die Mannschaft. Der Gefr. Lühr liegt mit eiserner Ruhe hinter seinem schweren M.G. auf dem Dach eines Betonklozes und streckt — selbst unter heftigstem Beschuß liegend — mehrere Reihen Engländer mit seinen Geschossgarben in die Trichter. Utffz. Gippe als letzter hinter seinem I. M.G. liegend, feuert solange, bis ihn Kolbenhiebe von rückwärts zur Seite werfen. Utffz. Krüger gibt sein heißes Gewehr erst aus der Hand, als eine dritte Verwundung ihn vollständig kampfunfähig macht.

Mit 9 Offizieren und 450 Gewehren waren die vier Infanterie-Kompanien des III./34, das die beim ersten Einsatz in der Flandernschlacht gerissenen Lücken noch nicht hatte auffüllen können, bei Zonnebêke in Stellung gerückt. 9 Offiziere und 405 Mann ließ es dort in diesem düsteren Trichterfeld, und unter den 90 Mann, die der Brite lebend in die Hand bekam, war nicht ein Dutzend Unverwundeter. Tapferer als diese Flandernkämpfer von 1917 hatten auch die Väter der pommerischen Füsilier in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine im Januar 1871 nicht gefochten, denen eine königliche Kabinettsorder das Zeugnis ausstellte: „Ihre heldenmütige dreitägige Verteidigung, eine belagerte Festung (Belfort) im Rücken, ist eine der größten Waffentaten aller Zeiten.“

Während der Regimentskommandeur des Füsilier-Regiments 34 nach den ersten Meldungen von der Zertrümmerung des Kampfбатаillons sofort die Bereitschaftskompanien und das Reserve-Bataillon des Regiments zum Gegenstoß ansetzt und es südlich der Hauptbahnlinie zwischen den Trümmern von Zonnebêke zum stehenden Gefecht kommt, während hier noch in den späten Nachmittagsstunden das brandenburgische Inf.-Regt. 452 eingreift, das sich mit eiserner Willenskraft durch die feurige Wand des Sperrfeuers Bahn gebrochen hat, vollbrachte an der Einbruchsstelle nördlich der Bahnlinie Lt. Friedrich v. d. Seydt in offensiver



Verteidigung eine Kampfleistung, die auch in der an Einzel-  
taten so reichen Flandernschlacht nicht ihresgleichen findet.

Lt. v. d. Seydt lag mit seiner 8./34 als Eingreifreserve  
für das Kampfbataillon etwa 1000 m hinter der vordersten  
Linie. Zusammen mit der 1./34, die sich unter schweren Ver-  
lusten durch das Sperrfeuer nach vorn durchgearbeitet und  
hierbei mit zahlreichen Unteroffizieren und Mannschaften  
auch ihren Kompanieführer eingebüßt hatte, trat Lt.  
v. d. Seydt sofort zum Gegenstoß an. Nach Unterlaufen des  
Feuerriegels, den die britische Artillerie unmittelbar vor  
ihre Sturminfanterie gelegt hatte, trifft die Kampfgruppe  
v. d. Seydt auf die ersten Engländer, die bereits über die  
Trümmer von Klein-Molen hinausgestoßen sind, wirft sie  
zurück und bringt durch ihr energisches Anpacken die ganze  
englische Linie zum Halten. Ein Schuß durch den Helm  
wirft Lt. v. d. Seydt bewusstlos zu Boden, aber schon nach  
kurzer Zeit übernimmt er wieder das Kommando. —

Wie der Krieg junge Kompanieführer zu selbstän-  
digem, schnell entschlossenem Handeln erzog und die viel-  
seitige Kampfpraxis eines fast dreijährigen Fronterlebens  
der beste taktische Lehrmeister war, erwies sich hier an dem  
vorbildlichen Handeln des knapp 21jährigen Lts. v. d. Seydt.  
Es waren sorgenvolle Stunden, die jetzt für die kaum  
100 Gewehre zählende Kampfgruppe folgten. Durch den  
Vorstoß waren beide Flügel ohne Anlehnung geblieben. Je  
ein leichtes M.G. mußte genügen, um die Flanken zu decken.  
Währenddessen sahen die Füsilier, wie der Brite vor ihnen  
fortgesetzt Verstärkungen heranzog, und dichte Wellen von  
hinten nachrückten, die in dem nicht einzusehenden Grunde  
des Zonnebaches verschwanden.

Die Lage war ernst. Jeden Augenblick konnte ein neuer  
englischer Angriff gegen die hauchdünne Linie dieser kleinen  
Kampfgruppe vorprallen. Lt. v. d. Seydt, der beide Kom-  
panien unter seinem Kommando vereinigt hat, hatte bereits  
in den Vormittagsstunden mehrere Melder zum Regiments-  
stab entsandt, aber sie waren dem unheimlich dichten Sperr-  
feuer zum Opfer gefallen. Da entschloß er sich zu einer  
ganzen Maßnahme. Obwohl er nur noch über zwei Offiziere  
verfügte, beauftragte er seinen Zugführer Lt. Liebel,  
eine Meldung zum Bataillons- und Regimentsstab zu über-  
bringen und zugleich dem Kommandeur, Obstlt. K r a e h e ,

einen eingehenden mündlichen Bericht über die Lage in vorderster Linie zu geben. Es war bei der Knappheit an Führern eine außergewöhnliche Maßnahme, einen Offizier als Meldeläufer zu entsenden. Sie hat sich aber bei dem Abreißen aller Verbindungen nach dem Urteil des Kommandeurs „hervorragend bewährt“. Leider wurde Lt. Liebel auf dem Rückweg zur Kompanie in der Sperrfeuerzone verschüttet und durch eine Rückgratquetschung schwer verletzt.

Gegen Mittag trafen völlig erschöpft und mit stark gelichteten Reihen zwei Kompanien des zum Gegenstoß angesetzten Inf. Regts. 458 bei Lt. v. d. Seydt ein. Es waren alles in allem höchstens 50 Mann, die ein Offizier zusammenhielt, aber sie bildeten eine willkommene Reserve für den bevorstehenden Entscheidungskampf.

Daß dieser unmittelbar bevorstand, zeigte die Ansammlung britischer Sturmtruppen in der breiten Zonnebachmulde, und das zähe Heranarbeiten sowie die ständigen Umfassungsversuche des Gegners an beiden Flügeln. Gegen 3 Uhr nachmittags begann sich die feindliche Artillerie einzuschließen. Eine Stunde später setzte auf die Stellung der Kampfgruppe v. d. Seydt Beschuß schwerer Kaliber ein, der sich bis zum Trommelfeuer steigerte. Die Verluste der Trichterbesatzung waren schwer.

Inmitten der berstenden Einschläge sprang Lt. v. d. Seydt, der bei dem zu höchster Gewalt gesteigerten Feuerwirbel den Augenblick des britischen Angriffs gekommen sah, von Trichter zu Trichter, ließ die versandeten und verschmutzten Maschinengewehre noch schnell reinigen, Sandgranaten griffbereit legen und Seitengewehre aufpflanzen. Eine dringende Meldung an den K.T.K. mit der Bitte um rechtzeitiges Eingreifen von Reserven wurde noch in aller Eile aufgesetzt. Aber das vernichtende Sperrfeuer im Rücken dieser Kampfgruppe hatte alle Verbindungen zerrissen. Vier tapfere Melder opferten sich vergebens, um diesen Kiegel zu durchbrechen. Von Gott und der Welt verlassen, auf sich allein angewiesen, mußte die auf 80—100 Mann zusammengesmolzene Kampfgruppe den zweiten zusammengefaßten britischen Angriff dieses Großkampftages annehmen. „Jetzt schaltete jeder Führereinfluß aus“, so heißt es in dem Gefechtsbericht des Lts. v. d. Seydt. „Es war alles auf die Tüchtigkeit des einzelnen Mannes gestellt.



Diese Stunde bleibt mir stets im Gedächtnis als die hehrste des ganzen Krieges, nämlich das Bewußtsein: Du hast Leute, auf die du dich bis in den Tod verlassen kannst. . .“ Kaum waren die dringendsten Vorbereitungen getroffen, als auch schon der Ruf ertönte: „Sie kommen!“ —

Was sich in den nächsten Minuten ereignete, könnte fast wie ein Wunder erscheinen: Aber es war im Grunde nichts Rätselhaftes an diesem sich jetzt abspielenden dramatischen Vorgang, der vielmehr nur wieder die Tatsache erhärtete, daß auch im Toben der Materialschlacht, im Wettstreit technischer Vernichtungsmittel und im Zeitalter der Kriegsmaschinen der von kämpferischem Mut beseelte Mensch den Ausschlag gibt, und keine Truppe verloren ist, die den Glauben an ihren Führer und an sich selbst behält.

Die Stettiner Füsilier empfangen die vorstürmenden Briten mit ruhigem Einzelfeuer — Schnellfeuer verbot die Munitionsknappheit —, auch die über den Abschnitt verteilten vier Maschinengewehre lagen gut im Ziel. Trotzdem brandete der feindliche Angriff bis auf 20 m vor, schon trachten britische Sandgranaten zwischen der Trichterbesatzung, schon drohte der völlig in der Luft hängende rechte Flügel eingerissen zu werden, schon schien sich auch an diesen trotzigen Männern das Schicksal der Kameraden vom III. Bataillon erfüllen zu sollen, da gab Lt. v. d. Heydt seinem Hornisten den Befehl: „Sturmsignal blasen!“ — Und dieses Signal, das die pommerischen Füsilier an der Marne und bei Wytschaete 1914, vor Lodz und in der grimmen Winterschlacht an der Aa zum Sturm vorgerissen hatte, verfehlte auch hier im flandrischen Trichterfeld nicht seine zündende Wirkung.

Mit dem Mut der Verzweiflung sprangen die Feldgrauen aus ihren Trichtern heraus und nahmen den Feind mit gefälltem Gewehr an. Der Brite war völlig verblüfft. Das ingrimmige „Surra“ ging ihm auf die Nerven, und als jetzt Nahschüsse mit unfehlbarer Wirkung in seine Reihen schlugen, als Sandgranaten blutige Lücken rissen, war es um ihn geschehen. Die vordersten Reihen wandten sich zur Flucht.

Und was jetzt geschah, läßt sich nur aus den unheilvollen zersetzenden Kräften, die eine Panik ausströmt, erklären. Die flüchtende erste Linie der Briten stieß auf die nachfolgenden

Wellen, riß diese mit zurück, und jetzt prallte der Strom der Fliehenden auf die in dichten Reihen aufschließenden und aus der Zonnemulde hochsteigenden Reserven, die hemmungslos mit in den Strudel hineingezogen wurden. Das deutsche Sturmsignal und das „Hurra“ der Füsilier im Nacken wälzte sich die ihren Führern gänzlich aus der Hand gekommene Masse den Zonnegrund hinunter, floh haltlos vor einer schwachen Angriffstruppe von etwa 80 Gewehren.

„Wir stürzten hinterher“, so fährt der Gefechtsbericht des Lt. v. d. Heydt fort, „und über die Straße von Klein-Molen hinaus. Ein großartiges Schauspiel bot sich uns hier ... Vor uns wälzte sich eine unübersehbare Menge hastig zum und über den Zonnebach. Unsere Maschinengewehre hatten prächtiges Ziel. Die Minenwerfer spien, was sie konnten, im Flachbahnfeuer, und — man hatte hinten etwas gesehen — deutsche Artillerie griff ein und legte schwerstes Brisanz- und Schrapnellfeuer auf die Zonnemulde. Ich kann nur sagen, daß wir vor Freude schrien und weinten!“ —

Dieser in seiner Kühnheit wie in seiner Auswirkung wohl einzig dastehende Gegenstoß hatte auf breitem Abschnitt nördlich der Bahn Ipern-Roselaere die Kraft des britischen Angriffs gebrochen. Mit 40 Gewehren in vorderster Linie und 30 Mann in Reserve ging Lt. v. d. Heydt, der bei diesem Angriff auch noch seinen letzten Offizier, Lt. Kuß, J./34, durch tödlichen Kopfschuß eingebüßt hatte, zur Verteidigung über. Knapp 400 m hinter der verlorenen vordersten Tichterlinie des vernichteten III. Bataillons bezog er Stellung, die er bis zur Ablösung am Abend des nächsten Tages hielt.

Der aus höchster Not geborene Entschluß zum rücksichtslosen Vorgehen bildet in seinen wahrhaft katastrophalen Folgen für den Feind ein klassisches Beispiel, welche gewaltigen Kräfte die „angriffsweise geführte Verteidigung“ auch bei einer verschwindend kleinen Kampfgruppe auflösen kann, vor allem, wenn Entschluß und Tat so blitzschnell aufeinanderfolgen und den Feind so überfallartig treffen wie an diesem Großkampftag der Flandernschlacht. Dieser Gewaltstoß vom 26. September 1917, an dem auf 15 Kilometer Angriffsfront zwölf britische Divisionen — 192 Bataillone stark — nach dem Siegeslorbeer griffen,



endete für die britischen Waffen wie alle vorangegangenen opfervollen Massenangriffe mit einem blutigen Mißerfolg, der schwer auf der englischen Front lastete.

Bei dieser prachtvollen Haltung der feldgrauen Flandernkämpfer ist zu verstehen, daß sich der Führer der 5. britischen Armee, General Gough, zu der folgenden inhaltschweren Meldung an Marschall Haig gezwungen sah: „Wenn man das Gelände, die Erschlaffung unserer Leute und die tapferen Herzen, die trotz allem noch unter den deutschen Waffenröcken schlagen, berücksichtigt, ist eine Öffnung auf Erfolg nicht gerechtfertigt.“

## Der Ausfall

So wie die pommerschen Füsilier in Flandern befreiten sich auch Tiroler Kaiserjäger durch offensive Abwehr aus einer hoffnungslosen Lage. Das III. Bataillon des 3. Tiroler Jäger-Regts. war im August 1918 auf dem Monte Majo an der Südtiroler Front eingesetzt. Die Jäger hielten die höchste Kuppe des Berges, den „Trigonometer“, besetzt, der von einem mühsam in den Fels gesprengten Stollensystem, dem sogenannten „Koffer“, durchzogen war. Der Italiener lag mit seiner vordersten Linie hart unterhalb der Kuppe, nur 40—80 m entfernt.

Nach dem Fehlschlag der letzten österreichischen Offensive im Juni 1918 war der Monte Majo zu einer bösen Wetterecke geworden. In der zweiten Augusthälfte steigerte sich der anhaltend heftige Beschuß der italienischen Batterien zu planmäßigem Wirkungsschießen. Am 30. August 1918, als die 6. Feldkompanie unter Oblt. Sauerwein in vorderster Linie lag, ging ein kurzer, aber mächtiger Feuererschlag auf den „Trigonometer“ nieder. Die verheerende Sprengwirkung der schweren Mörsergranaten und der Zweizentner-Minen zwang die Besatzung, in den Hohlräumen des „Koffers“ Deckung zu suchen. Die Posten fielen bis auf einige wenige der Beschießung zum Opfer. Noch krachten die Mineneinschläge auf die Felsdecke des „Koffers“, als der Alarmruf eines Postens ertönte: „Die Italiener greifen an!“ —

Die Besatzung drängte aus den Stollenausgängen heraus, aber es war schon zu spät. Noch bevor die ersten aus den Kavernen ans Tageslicht gekommen waren, hatten die italienischen Sturmtruppen, die unmittelbar nach den letzten Granateinschlägen in die Stellung der Jäger eingedrungen waren, die Ausgänge des ganzen Stollensystems blockiert.

Die Gipfelbesatzung befand sich in übler Lage. In die Höhlgänge des „Koffers“ zurückgedrückt, saß sie regelrecht in der Falle. Zwei Entsatzversuche, die der Batls.Kdr., Sptm. Kilian, sofort in die Wege leitete, scheiterten. Der eine Stoßtrupp wurde im Sperrfeuer zersprengt, eine zweite von Lt. Seinzle geführte Entsatzabteilung durchbrach zwar in wildem Lauf die Sperrfeuerwand, konnte sich auch im Sandgranatenkampf bis dicht an den „Koffer“ heranarbeiten, mußte dann jedoch einem von den Italienern zum Einsatz gebrachten Flammenwerfer weichen.

So war die eingeschlossene Besatzung auf sich selbst angewiesen. Trotz der nahezu aussichtslosen Lage waren der Führer wie die Mannschaft zu äußerstem Widerstand entschlossen. Der Komp.-Führer, Oblt. Sauerwein, hatte sofort alle Ausgänge verrammeln und auch im Innern der Höhlgänge Barrikaden errichten lassen. Sehr unangenehm war, daß eine Granate die elektrische Lichtmaschine zerstört hatte, so daß sich die Besatzung in völliger Dunkelheit befand.

Die Italiener, die unter dem jetzt einsetzenden Vergeltungsfeuer der österreichischen Batterien empfindlich zu leiden hatten, setzten alles daran, um in das Innere des „Koffers“ einzudringen und die zähe Besatzung so schnell wie möglich niederzukämpfen. Als weder das gegen die Felsbarrikaden schlagende Dauerfeuer ihrer Maschinengewehre Erfolg hatte, noch Angriffe mit Sandgranaten die Tiroler Jäger zurückzudrücken vermochten, setzte der Feind Flammenwerfer ein, deren Blutstrahlen durch die Kavernenfenster zischten und die Verteidiger zu schleunigster Räumung der vordersten Barrikaden zwangen.

Das Ringen Mann gegen Mann, das sich jetzt im Dunkel der inneren Höhlgänge abspielte, forderte auf beiden Seiten das Äußerste an kämpferischem Mut. Hinter jeder Biegung eines Höhlganges, hinter jedem Felsbrocken lauerte der Tod. Sandgranaten detonierten mit ohrenbetäubendem Krachen in



den engen Stollengängen. Maschinengewehrgarben peitschten die Längsgänge entlang und rissen helle Funken aus dem Gestein. Mehrfach zwangen die heizenden Explosionsgase, die hier keinen Ausweg fanden, zum Aufsetzen der Gasmasken, und wenn dann eine abgeschossene Leuchtrakete auf Augenblicke diesen unterirdischen Felsenkampfsplatz in gespenstisches Licht tauchte, erschienen die Kämpfenden wie eine Schar unheimlicher Berggeister, die sich hier in ihrem dunklen Reich erbittert bekämpften.

Schon begann der Besatzung die Munition knapp zu werden, schon lag von den tapferen Verteidigern jeder zweite Mann in seinem Blut, als der mit Todesverachtung unternommene Ausfall eines Unteroffiziers mit einem kleinen Stoßtrupp die eingeschlossene Kompanie aus ihrer unhaltbaren Lage befreite. Uffz. Fischer aus Landeck wagte mit vier auserlesenen Jägern den Sprung, der Tod oder Freiheit in sich schloß.

Unmittelbar nach der Detonation einer Handgranatensalve stürzte der kleine Trupp durch Qualmwolken gegen eine italienische Felsbarrikade vor, überrannte die Besatzung im ersten Anlauf, setzte durch Handgranaten-Volltreffer zwei den Weg versperrende feindliche M.G. außer Gefecht und erkämpfte sich bei dem Stollen IV den Ausweg ins Freie. Der Ausgang wurde sofort von einem Verstärkungstrupp besetzt und gesichert.

Ohne den überrumpelten Gegner auch nur einen Augenblick zur Besinnung kommen zu lassen, griff Uffz. Fischer sofort die Ausgänge der übrigen Stollen an. Bei der Freilegung des nächsten Ausganges arbeitete ihm die Besatzung im Innern vorzüglich entgegen, allen voran der alte Patrouillengänger Landsturmmann Schneider, der auf den draußen auflebenden Kampflärm hin sofort zum Stoß ansetzte und eine italienische Barrikadenbesatzung dem Trupp Fischer in die Arme trieb. In dem freigelegten Ausgang fielen sich Befreier und Befreite um den Hals...

Zu gleicher Zeit, als hier der Kampf um die Ausgänge des „Koffers“ in Gang gekommen war, warf der Batls.Kdr., Sptm. Kilian, der den Ausfall des Trupps Fischer vom Gefechtsstand aus beobachtet hatte, seine einzige Reserve, eine aus Meldern, Burschen und Telephonisten gebildete Ab-

teilung, in den Kampf. Hier war der Gefr. Brandhofer, ein erprobter Meldegänger, die Seele des Gegenstoßes. Wieder stieß auch diese Abteilung bei ihrem Vordringen auf den italienischen Flammenwerfer, der schon einen Entsatzversuch vereitelt hatte. Ehe jedoch dieses feuer-spuckende Ungeheuer in Tätigkeit treten konnte, hatte es Brandhofer durch einen Sandgranaten-Volltreffer aus der Flanke unschädlich gemacht. Dann erreichte er den Truppfischer und griff mit ihm gemeinsam die letzten Stollenausgänge an. Die im Innern des „Koffers“ noch befindlichen Italiener wurden gemeinsam mit der ans Tageslicht drängenden Besatzung niedergekämpft. Hierbei wurde der Draufgänger Brandhofer verwundet.

So war durch den tollkühnen Ausfallversuch des Uffz. Fischer und seiner vier Jäger die gesamte Besatzung des „Koffer“ befreit und in kurzer Zeit auch der letzte Widerstand der eingedrungenen Italiener in der Stellung gebrochen. Die Kuppe des Monte Majo war wieder im Besitz der Kaiserjäger.

Die Verluste auf beiden Seiten waren ungemein schwer. Bei der überfallenen Kompanie Sauerwein hatte nur jeder dritte Mann den erbitterten Nahkampf unverwundet überstanden. Einschließlich zehn gefangener Jäger betrugen die Gesamtverluste an Toten, Verwundeten und Vermissten 4 Offiziere und 98 Mann. Die Verluste der Italiener, die den Angriff mit großem Schneid durchgeführt hatten, waren noch beträchtlich höher. Allein an Gefallenen wurden 5 Offiziere — darunter ein Bataillonskommandeur — und etwa 80 Mann festgestellt. 48 Gefangene, darunter zahlreiche Verwundete, die aus dem „Koffer“ nicht mehr herausgekommen waren, blieben in der Hand der Tiroler Jäger.

Das Gefecht um den Monte Majo bietet nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Krieg im Hochgebirge. Aber schon dieser gibt einen Begriff von der außerordentlichen Härte, mit der hier zwischen Felsen und Steilhängen, über und unter der Erde der Kampf ausgefochten wurde. Nur eine Truppe, deren inneres Gefüge sich noch nicht gelockert hatte, konnte zu Beginn des fünften Kriegsjahres den Kampf mit einer solchen Standhaftigkeit durchfechten, wie es die Tiroler Jäger vom 3. Regiment am 30. August 1918 taten.



## Einzekämpfer

Auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges ist der Einzelkämpfer zu neuer Größe erstanden. Wir haben ihn bereits im Kampf mit feindlichen Geschützen gesehen, und wir werden ihn in den verschiedensten Gefechtslagen, im Angriff wie in der Abwehr, im Bewegungs- und Stellungskrieg, als Vorkämpfer von Kompanien und als Stoßtruppler, im Zweikampf mit Tanks und Maschinengewehren antreffen und schließlich als Gefangenen finden, der auch dann noch versteht, dem Gegner ein Schnippchen zu schlagen. —

In der „Winterschlacht in Masuren“, die mit der Vernichtung der 10. russischen Armee endete, wurde nach Durchquerung der tief verschneiten Johannismurger Seide das Grenadier-Regiment Nr. 4 „König Friedrich der Große“ am 8. Februar 1915 zum Sturm auf die nach allen Regeln der Kriegskunst befestigte Stadt Johannisburg angesetzt. Ein strahlender, wolkenloser Himmel wölbte sich über der masurischen Winterlandschaft, grelle Sonne lag auf der zwei Kilometer tiefen Ebene über glitzerndem Schnee, als Trommel und Horn die ostpreussischen Grenadiere zum Sturm riefen.

Sinter dem Eisenbahndamm, aus Häusern und Dachluken sprüht den vorspringenden Schützenlinien Schnellfeuer entgegen. Zwischen den Sturmwellen berstende Granaten reißen schwarze Löcher in die Schneedecke. Scharf hebt sich jeder Feldgrau von dem weißfunkelnden Felde ab. Den Artilleriebeobachtern und den hohen Stäben, die am Scherenfernrohr den Angriff verfolgen, läuft es kalt über den Rücken. Fast scheint es ein Wahnsinn, diesen Angriff, bei dem der Verteidiger alle Trümpfe in der Hand hält, durchzuführen.

Aber Johannisburg, dieser Eckpfeiler des linken russischen Flügels, muß zum Einsturz gebracht werden oder die geplante doppelseitige Umfassung und Einkesselung der russischen Armee bleibt schon in ihren Anfängen stecken. Und die Führung weiß, daß die Ostpreußen, die hier für die engere Heimat fechten, auch das unmöglich Scheinende möglich machen werden. Trotz empfindlicher Verluste branden die Schützenlinien, ohne auch nur einen Augenblick zu stutzen, vorwärts. Das ihnen entgegenschlagende, immer heftiger werdende Infanteriefeuer wird unterlaufen. Auf 300 m sind die vor-

dersten Linien heran, das Sturmsignal ertönt über das weite Feld und ruft das Regiment zum letzten entscheidenden Anlauf, da schalten sich vor dem Gefechtsstreifen des I. Bataillons vom Bahndamm her mit hämmerndem Takt mehrere Maschinengewehre ein.

Bei diesem deckungslosen Angriffsgelände und dieser ausgezeichneten Sicht ist das Maschinengewehr eine mörderische Waffe. Keine Batterie kann in einem solchen Fall, auch wenn sie im Schnellfeuer liegt, so verheerend wirken wie ein einziges, gut bedientes Maschinengewehr. Eines dieser russischen M.G. hat die Sturmwellen der 1. Kompanie gefaßt und reißt mit seinen Geschossgarben tiefe Lücken in die Reihen der Grenadiere. Lt. Michalek, Zugführer in dieser Kompanie, ist mit einer hastig zusammengerafften kleinen Abtheilung im wilden Lauf bis zu einer dem Bahndamm vorgelagerten Verladerampe gelangt. Es gibt kein Zögern... *Sin über!* — Da setzt, kaum daß die grauen Helme auf der Rampe aufgetaucht sind, wieder der hämmernde Takt des M.G. ein. Der russische Richtschütze liegt sofort im Ziel. Neben dem Offizier schlagen Pfw. Kosmanek und Tambour Masuch, zwei alte Mitkämpfer von Tannenberg, zu Boden, aber drei, vier Mann sind mit dem Leutnant durch.

Der Bahndamm ist erreicht — aufgerissene Schienen, durcheinandergewürfelte Schwellen und Steine, aber von dem verhängnisvollen Maschinengewehr ist nichts zu entdecken. Da sieht die Gefechtsordonnanz des Leutnants, Gefr. Bolies, plötzlich aus einem Laufen von Balken und Schwellen — nur wenige Zentimeter weit — den Lauf der todbringenden Waffe herausragen. Von der Seite her springt Bolies das M.G. an, es schweigt in diesem Augenblick — Ladehemmung? — Ein kurzer Entschluß, schon stürzt der Grenadier hinzu, packt mit beiden Händen den glutheißen Lauf, zieht und zerrt, die Besatzung hinter der Verschanzung stemmt sich mit aller Gewalt dagegen, ein sekundenlanges wildes Ringen..., da spritzt eine neue Geschossgarbe aus dem Lauf und mehrere schwere Schenkelschüsse schleudern den heldenhaften Grenadier zur Seite.

Aber in diesen wenigen Sekunden hat sich das Schicksal dieses M.G.-Stützpunktes bereits entschieden. Schon ist Lt. Michalek mit zwei Mann um das Balkengewirr herum-



gelaufen, hat den rückwärtigen Eingang des Stützpunktes entdeckt, dringt mit gezogener Pistole ein und nimmt die Bedienung — 1 Offizier und 6 Mann — gefangen.

Das gefährlichste Hindernis, das am Bahnhof den Zugang zur Stadt sperrte, war beiseite geräumt. Der todesverachtende Einsatz eines Mannes hatte im kritischen Augenblick seinen Kameraden Bresche gelegt. Auch für die gelichteten Reihen der 1. Kompanie war jetzt der Weg nach Johannisburg, in das schon Teile der übrigen Kompanien mit brausendem Hurra eingedrungen waren, frei. Die letzten Häuserblocks, in denen sich der Gegner noch entschlossen zur Wehr setzte, wurden mit stürmender Hand genommen. Nur Trümmer der russischen Besatzung konnten nach Osten entweichen. Fast 2500 Gefangene zählte das Grenadier-Regiment Nr. 4 am Abend dieses glorreichen Tages, an dem „des Großen Königs Grenadiere“ sich einen neuen unverwelkbaren Ruhmeskranz geflochten hatten.



Der kämpferische Mut, so heißt es in der dritten soldatischen Pflicht, erfordert „S ä r t e u n d E n t s c h l o s s e n h e i t“. Welche Folgen die schnelle Entschlußkraft einzelner Soldaten haben kann, zeigt ein dramatischer Vorfall, der sich während der Schlacht von St. Quentin Ende August 1914 abspielte.

Es war in der Nacht vom 29./30. August. Das oldenburgische Inf. Regt. 91 hatte sich nach einem heißen Kampftage in den Abendstunden bis an das Bergstädtchen Mont d'Origny herangearbeitet. Die Dunkelheit hatte sich über das Land gesenkt. Totenstille herrschte in den engen, winkligen Gassen des Städtchens. Schritt für Schritt tasteten sich einige Patrouillen der 91er durch das Nachtdunkel vorwärts. Gerade hatte Uffz. Eulen mit einigen Mannschaften der 5./91 die Hauptstraße erreicht, da ertönte plötzlich von der inneren Stadt her das sonore Geräusch eines Motors.

Ein Kraftwagen näherte sich in rascher Fahrt, und schon raste er an den oldenburgischen Musketieren vorüber. Im Bruchteil einer Sekunde hatte Uffz. Eulen die Insassen des

Autos und über scharf geschnittenen Gesichtern Käppis entdeckt. „Das waren ja Franzosen!“, rief er seinen Leuten zu. „Feuer!“ — Schon hat er den Sicherungsflügel herumgerissen, sein Gewehr fliegt an die Backe, er drückt ab. Auch seine Musketiere haben schon den Finger am Abzugsbügel. Krachend hallen die Schüsse in den engen Gassen wider. Das Auto beginnt zu schleudern, verlangsamt sein Tempo, aber es fährt weiter. Laufend und feuernd springen die oldenburgischen Musketiere in langen Sätzen hinterher.

Hinter dem Städtchen auf der großen Straße nach Guise gehen zu dieser Stunde die Uffz. S a n d e r und F e c h t von den 92ern Patrouille. Sie haben die Schüsse gehört, sehen jetzt ein Auto mit abgeblendeten Lichtern in langsamer Fahrt und im Zickzackkurs auf sich zukommen. Im Marsch-Marsch stürzen sie rechts und links seitlich der Straße vorwärts und bringen mit vorgehaltenen Gewehren den Wagen zum Halten.

Uffz. Eulen und seine Mannschaften hatten gut getroffen. Im Wagen lag ein toter französischer Hauptmann, der Fahrer — von zwei Schüssen verwundet — hielt nur noch mit Mühe das Steuerrad. Ein unverwundeter französischer Stabsoffizier hob vor den drohenden Gewehrmündungen der beiden Unteroffiziere widerstandslos die Hände. Die Schrecksekunde hatte ihn so gelähmt, daß er nicht einmal an das nächstliegende gedacht hatte, seine Geheimdokumente zu vernichten oder wenigstens fortzuwerfen. Mit einem Griff hatte einer von den beiden Unteroffizieren die Aktenmappe des Franzosen gepackt und an sich genommen...

Der gefangene Offizier war der französische Major Geismar. Er trug am Arm einen blauen Streifen: „Chef de corps d'armée“, stand darauf zu lesen. Den Generalstabschef eines Armeekorps zu fangen, gelang im Kriege nicht alle Tage. Im Triumph brachten die Oldenburger ihre seltene Beute zurück, mit der sie beträchtliches Aufsehen erregten. Der gefangene Stabschef, der sich in dem trügerischen Glauben befunden hatte, daß die französischen Linien noch weit vor Mont d'Origny lägen, wurde sofort in das Armeegauptquartier des Generaloberst v. Bülow weiterbefördert.

Die erbeuteten Befehle waren von größter Bedeutung. Es ging aus ihnen hervor, daß Bülows Gegenspieler, General



Lanrezac, der hier unfreiwillig seine Geheimbefehle direkt ins deutsche Armeehauptquartier geschickt hatte, gegen den nur vier Divisionen starken linken Flügel der Bülow'schen Armee eine gewaltige, etwa doppelt so starke Stoßgruppe von acht Divisionen zum Angriff angesetzt hatte. — So war es Generaloberst v. Bülow möglich, seine Entschlüsse für die Fortsetzung der Schlacht unter voller Kenntnis der Absichten des Gegners zu fassen.

Die Tat der drei Unteroffiziere hatte dem Oberbefehlshaber der 2. deutschen Armee einen Dienst erwiesen, der an Bedeutung kaum hinter dem aufgefangenen russischen Funkgespräch zurückstand, der zu Beginn der Schlacht von Tannenberg Zindenburg Einblick in die Operationspläne der Armee Samsonow verschaffte. — So kann im Kriege die Wachheit und blitzschnelle Entschlußkraft einzelner Soldaten die weitgehendsten Folgen haben.



Vor allem fällt dem Einzelkämpfer im Grabenkrieg bei der Abwehr feindlicher Stoßtrupp-Unternehmungen eine entscheidende Rolle zu. Der überfallartige Charakter eines jeden größeren oder kleineren Patrouillenvorstoßes bringt es mit sich, daß nur in seltensten Fällen an eine geschlossene Abwehr der Grabenbesatzung zu denken ist. Die Wachsamkeit der Posten, ihre Standfestigkeit und der kämpferische Mut des einzelnen Mannes, der dort, wo er steht, dem Gegner zu Leibe geht, sind hier bei der Abwehr ausschlaggebend.

Vor allem waren für eine Grabenbesatzung die nur mit wenigen auserwählten Leuten durchgeführten Patrouillenvorstöße des Gegners gefährlich, weil es diesen kleinen Streifen am ehesten gelang, durch die Drathhindernisse hindurch — und in den Graben hinein zu gelangen und hier ohne Lärm durch schnelles Zufassen einen Posten zu überwältigen und gefangenzunehmen. — Die mustergültige Abwehr eines solchen Patrouillenvorstoßes durch einzelne Posten soll hier geschildert werden:

Das Breslauer Inf. Regt. 51 lag im Spätherbst 1916 nach seinem zweiten Einsatz an der Somme in ruhiger Stellung vor Noyon. Die Kompanien in vorderster Linie hatten

Gorchposten in das Drahtverhau vorgeschoben, die mit Alarmglocken ausgerüstet waren. In einer finsternen Herbstnacht hört Wehrmann S i e g e von der 9. Kompanie, der als Einzelposten im Graben steht, plötzlich die Alarmglocke des Gorchpostens anschlagen. Er feuert sofort eine Leuchtrakete ab und kann in ihrem grellen Lichtkegel die Situation sofort überblicken. Er sieht den einen Gorchposten die Alarmglocke läuten, den zweiten Mann des Doppelpostens, Gefr. S i e g e r t, mit angeschlagenem Gewehr stehen und erkennt zwischen sich und den Gorchposten eine französische Patrouille, die, durch das schrille Läuten in ihrem Rücken und von der Leuchtrakete geblendet, im Augenblick wie gelähmt ist.

Diese Schrecksekunde, die den Gegner in Bann hält, nutzt der Wehrmann S i e g e sogleich aus. Er springt den ersten Franzosen an, wirft ihn zu Boden und entwaffnet ihn. Im gleichen Augenblick hat sich auch Gefr. Siegert von rückwärts auf einen Gegner gestürzt, hat ihn niedergerissen und gefangengenommen. Schon ist auf den Lärm hin auch der wachhabende Uffz. R y b a mit zwei Mann zur Stelle und macht einen dritten Franzosen dingfest. Der Rest der feindlichen Patrouille konnte im Dunkel entkommen. —

Das Verdienst an diesem glücklichen Fang gebührt in erster Linie dem Doppelposten im Drahtverhau, der die Nerven behielt und die Patrouille ruhig an sich vorbeikriechen ließ, um dann erst Alarm zu schlagen und dem Gegner zugleich den Rückzug abzuschneiden; nicht minder aber dem prachtvollen Draufgängertum des Wehrmannes S i e g e, der den im Augenblick gelähmten Gegner unverzüglich angriff. So war durch das vorbildliche soldatische Verhalten dieser Posten eine feindliche Patrouille aufgerieben, ohne daß auch nur ein Schuß gefallen war, und zugleich waren drei Gefangene gemacht worden, deren Einbringung bei den harten Kampfverhältnissen an der Westfront sonst erst durch ein sorgfältig vorbereitetes und oft verlustreiches Stoßtrupp-Unternehmen möglich war. —

Daß eine schwache Postierung, die sich nicht überraschen läßt und kaltes Blut bewahrt, auch einem vielfach überlegenen feindlichen Stoßtrupp jederzeit die Stirn bieten kann, bewies eine Feldwache des Inf. Regts 452 unter Führung des Gefr. K a w u l a. Im Frühjahr 1917 hatte der



Gefreite vor der Siegfriedfront eine Feldwache in einem Hohlwege unweit der Ferme „Les trois Sauvages“ bezogen, die auf den Engländer eine besondere Anziehungskraft ausübte. Die Besatzung bestand außer dem Führer aus fünf Mann, unter denen sich vier blutjunge Rekruten befanden, die, soeben ins Feld gekommen, hier ihre Feuertaufe erleben sollten. —

In seinen Erinnerungen erzählt der österreichische Feldherr, Conrad v. Sötzendorf, eine köstliche Geschichte, wie er in einer kritischen Situation zufällig Zeuge eines Gesprächs zwischen zwei Generalstabsoffizieren wurde. „Jesse! Was machen wir bloß?“, fragte der eine erregt. Trocken entgegnete der andere: „Alles! Nur nicht in die Hosen!“ — In ähnlicher Weise, nur erheblich drastischer und mit volkstümlichen oberschlesischen Redewendungen gewürzt, brachte Gefr. Kawula seine aufgeregten Rekruten zur Ruhe, als in einer Aprilnacht ein 30 Mann starker englischer Stoßtrupp die Feldwache zu überrumpeln suchte und die dunklen Gestalten der Angreifer nach einer Sandgranatensalve mit dem Schlachtruf: „Hands up!“ (Hände hoch!) vorstürmten. „Pieronje, jetzt zeigt, was Ihr in Altengradow gelernt habt!“, rief der Gefreite seinen Rekruten zu, und schon warf sein erster Schuß einen Briten zu Boden. Die unerschütterliche Ruhe ihres Führers verfehlte nicht ihre Wirkung auf die jungen Soldaten. Die Sicherungsflügel flogen herum, die flackernden Mündungen standen fest. Schuß auf Schuß jagten sie dem Gegner entgegen. Von Sandgranatensplintern durchsiebt, rollte ein Rekrut den Abhang hinunter — tot. Auch den einzigen „alten Krieger“ außer dem Gefreiten, Musketier Wegener, warf ein Sandgranatentreffer zu Boden. Aber die übrigen vier Mann standen fest. Mehrere Aufschreie aus dem Dunkel zeugten von der Treffsicherheit ihres Feuers, und plötzlich verschwand der Feind, so schnell er gekommen war, unter Mitnahme seiner Verwundeten wieder im Nachtdunkel. „Mit Sandgranaten drauf!“, kommandierte Kawula, und schon saß er mit seinen letzten drei Mann den weichen Engländern im Nacken, die unter Preisgabe eines Schwerverwundeten schleunigst hinter ihren Verhauen verschwanden. Der Gefangene wurde zurückgeschafft. Vier Briten hatten den Angriff auf die schwache Feldwache mit

ihrem Leben bezahlt. Die Zahl der Verwundeten, die der Feind hatte mitschleppen können, dürfte kaum geringer gewesen sein. So hatte diese nur sechs Gewehre starke Feldwache dem britischen Stoßtrupp eine blutige Abfuhr erteilt. Ein Tagesbefehl der Division unterstrich die wackere Tat mit den treffenden Worten: „Der Vorfall zeigt, daß sechs Deutsche mit dreißig Engländern fertig werden können.“ — Gefr. Karwula wurde wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Unteroffizier befördert und erhielt als erster in den Reihen der soeben ins Feld gekommenen jungen 234. Division das E. K. I.



Eine Leistung, die sich aus ihrer soldatischen Haltung heraus gut mit der des Lt. Wismann in Brzeziny vergleichen läßt, vollbrachte im Mai 1917 als Verwundeter der Gefr. Karra sch vom braunschweigischen Inf. Regt. 92 im Kampf mit einem französischen Stoßtrupp. Die Franzosen hatten die vorderste Linie der Braunschweiger mit schwerem Wirkungsfeuer belegt. Gefechtsbereit kauerte die Besatzung auf den Treppenstufen ihrer Stollen, als ein bei dem Krachen der Einschläge unverständlicher Zuruf des Signalpostens den Gefr. Karra sch veranlaßte, aus dem Unterstand zu springen und Umschau zu halten.

Ein Blick über die Brustwehr genügte. Schon sah er durch die Qualmwolken der Granateinschläge französische Stahlhelme vor dem Drahtverhau auftauchen. Mit einem Satz war der Gefreite zum Stolleneingang zurückgesprungen: „Kaus! Die Franzosen kommen!“ — Hastig drängt die Stollenbesatzung nach oben, da schlägt eine verspätete schwere Mine unmittelbar vor dem Stollenausgang ein.

Die Wirkung dieses Volltreffers war böse. Sieben Mann hatte dieses Unglücksgechoß tot und verwundet niedergestreckt. Der Rest der Mannschaft war teils von dem Luftdruck in den Stollen zurückgeschleudert worden, teils drängte sie schutzsuchend die Treppenstufen hinunter. Einer jener häufigen unglücklichen Zufälle hatte hier eine Lage geschaffen, die einem schnell zusassenden Stoßtrupp das Ausheben einer Stollenbesatzung leicht macht.



Auch der Gefr. Karrasch war von dem Einschlag zu Boden gerissen und schwer verwundet worden. Aber dieser kriegsgehärtete Soldat dachte nicht an Deckung. Er wußte, daß die ganze Besatzung des Stollens verloren war, wenn der Feind den Ausgang des Grabens blockieren konnte. Dieser mußte daher unter allen Umständen mit Sandgranaten offengehalten werden.

„Deck mir den Rücken!“ ruft Karrasch seinem Kameraden Becker zu, der von dem Einschlag gleichfalls beiseite geschleudert, aber unverwundet, als einziger im Graben geblieben ist. Da tauchen hinter der nächsten Schulterwehr auch schon die ersten Franzosen auf. Karrasch kann sich mit seinen schweren Wunden nicht aufrichten. Den grimmigen Schmerz verbeißend, schleudert er, halb liegend, halb kniend an die Grabenwand gelehnt, den feindlichen Stoßtrupplern Sandgranate auf Sandgranate entgegen. Tapfer unterstützt ihn sein Kamerad Becker, der sich — das Gewehr im Anschlag — jeden auftauchenden Gegner aufs Korn nimmt.

Sechs Sandgranaten verschleudert der tapfere Befreite in schnell aufeinanderfolgenden Würfen. Ihre Explosionen hüllen den engen Graben in einen Vorhang von Qualm, Splintern und aufwirbelnden Staubwolken, die sich wie eine schützende Tarnkappe vor den Stolleneingang legen. Der französische Stoßtrupp stutzt; er erfaßt nicht die Gunst des Augenblicks, sieht nicht, daß sich ihm nur zwei Mann entgegengeworfen haben, sondern macht verblüfft kehrt und wendet sich in den Abschnitt der Nachbarkompanie, wo er weniger harten Widerstand anzutreffen hofft.

Die opferbereite Tat des schwerverwundeten Gefr. Karrasch hatte seine Kameraden vor dem Schicksal einer anderen Stollenbesatzung bewahrt, die aus dem abgeriegelten Ausgang nicht mehr ins Freie gelangen konnte und durch eine Anzahl hineingeschleudeter Sandgranaten vernichtet wurde.



Auch die jüngste Waffe des Weltkrieges, die durch ihre Stoßkraft besonders gefährliche Panzerwaffe, hat die Härte und Entschlossenheit des deutschen Einzelkämpfers vom ersten Tage ihres Auftretens an zu spüren bekommen. Hier an

dieser Stelle soll von einem Unteroffizier berichtet werden, der im tollsten Abwehrkampf — kaltblütig und mit wachen Sinnen — den Augenblick einer Motorpanne ausnutzte, um einem dieser zählebigen Ungeheuer den Garaus zu machen. Es war mitten im Chaos der „Nebelschlacht von Amiens“, jenes berüchtigten Masseneinbruchs von Tankgeschwadern am „schwarzen Tage“ des deutschen Seeres, dem 8. August 1918, als die 3. Kompanie des Inf. Regts. 97 als Reserve irgendwo inmitten des Nebelmeeres an einem Steilhang in Stellung lag. Die Sicht war auf kürzeste Entfernung beschränkt. Von der Kampflage vorn wußte die Kompanie durch Meldung eines Verwundeten nur soviel, daß der Engländer durchgebrochen war, wie weit, welche Abschnitte verloren waren und welche noch gehalten wurden, blieb unbekannt.

Für die weitere Aufklärung über die verzweifelt ernste Lage sorgte sehr bald der Feind. Erst rollte die Feuerwalze heran, ohne allerdings viel Unheil anzurichten, und unmittelbar hinter ihr tauchten im Nebel die Umrisse eines mächtigen Tanks auf. Es war einer der neuen schweren britischen Durchbruchtanks, die durch infanteristische Waffen allein nur schwer verwundbar waren. Aus zwei Geschützrohren und vier M.G.-Läufen nach allen Seiten Feuer sprühend, rollte er langsam heran. — Ein Hagel von Geschossen prasselte ihm entgegen, ohne seinen Panzerschutz durchbrechen zu können. Schon war er dicht am Steilhang, aber die Kompanie behielt die Nerven. Fest an den Rand des Ganges gepreßt, ließen die 97er — im toten Winkel liegend — die Geschossgarben des Tanks über sich hinweggehen. In seinem Gefechtsbericht hat der Komp.-Führer, Lt. I m i g, die nächsten Augenblicke festgehalten. Es heißt hier: „Jetzt war der Tank vollends heran und hielt unmittelbar über den Köpfen unserer Leute. Einen Meter noch vorwärts und er mußte den Gang hinunterkollern. Doch der Führer hatte offenbar die Lage erkannt . . . langsam wälzte sich das Ungetüm rückwärts und verschwand im Rauch und Nebel.“ —

Sofort nach diesem Zwischenfall hatten die Schützen ihre Stellung am oberen Steilhang wieder bezogen, um die britische Infanterie gebührend zu empfangen; aber kein



Tellerhelm ließ sich blicken. Dafür brausten mehrere britische Schlachtfieger heran und griffen mit knatterndem M.G. die Stellung der 97er an. Gleich darauf tauchte wieder ein schwerer Tank auf, der jedoch plötzlich mit ratterndem Motor in etwa 50 m Entfernung hielt. Trotz des tosenden Kampflärms ringsum hatte Ufffz. Anton, Maschinist in einem saarländischen Güttenwerk, mit scharfem Ohr herausgehört, daß der Motor streifte. „Herr Leutnant“, rief er dem Kompanieführer zu, „der kann nicht weiter. Sein Motor versagt!“ —

Das war der gegebene Augenblick, den Panzerriesen niederzukämpfen. Wieder prasselt aus sechzig Gewehrläufen ein Hagel von Geschossen gegen die dem Steilhang zugekehrte Breitseite des Tanks mit dem Erfolg, daß mehrere Geschosse den einen M.G.-Lauf aufrißen und die Waffe zum Schweigen brachten. Schon war Ufffz. Anton mit mehreren zusammengebündelten Handgranaten in der Faust zum Nahkampf vorgesprungen. Der Adjutant, Lt. Jakobi, der sich als einziger Offizier des völlig aufgeriebenen Kampfbataillons bis hierher hat durchschlagen können, ist an seiner Seite. Ein Offizier von einer anderen Kompanie hat zufällig den Anlauf dieser beiden verwegenen Einzelkämpfer beobachtet und diese erregende Szene in seinem Tagebuch festgehalten: „Der Tank hält an ... wahrscheinlich, um uns mit seinen M.G. um so sicherer bestreichen zu können. Ich sehe noch, wie zwei Feldgrau neben dem Panzerumgetüm herlaufen. Da bückt sich der eine Mann, dann springt der andere ... auf seinen Rücken und von da auf den Tank ...“

Über den Rücken des Leutnants hatte sich Ufffz. Anton auf das 2½ m hohe Dach des Panzerwagens hinaufgeschwungen. Durch eine offene Luke sah er in die verzerrten Gesichter der Besatzung. Bevor er aber seine geballte Ladung in das Innere des Tanks schleudern konnte, wurde die Luke zugeschlagen. Anton riß die Zündschnur ab, warf sein Handgranatenbündel auf das Dach und sprang hinunter. Die Zündung versagte. „Handgranaten her!“ — Drei, vier flogen aufs Dach, und eine von ihnen brachte die geballte Ladung zur Explosion. Sie zerriß die Panzerdecke. Steil schoß eine Stichflamme aus dem Innern des Panzers hoch. An der Seite des Tanks wurde hastig eine Luke aufgerissen, mit brennenden Kleidern stürzte die Besatzung ins freie

und wälzte sich mit schweren Brandwunden am Boden. Auch vorn wurde eine Tür aufgerissen, in der — vor Schmerzen brüllend — der Tankführer erschien. Kräftige Fäuste rissen ihn heraus und erstickten die Flammen ... So wurden auch in dieser tragischen Nebelschlacht, in der den britischen Tankgeschwadern ein tiefer Einbruch in die deutsche Front gelang, entschlossene Einzelkämpfer mit diesen gefährlichen Gegnern fertig.



Der Soldat, der sich nicht selbst aufgibt, findet auch aus den schwierigsten Lagen noch einen Ausweg. Dies haben nicht nur umzingelte Truppenteile bewiesen, die aller scheinbaren Aussichtslosigkeit zum Trotz auf ihrem Posten aushielten und schließlich durch den feindlichen Ring hindurchbrachen, sondern auch abgeschnittene Einzelkämpfer haben oft genug verstanden, sich mit eigener Kraft aus einer hoffnungslosen Lage zu befreien.

Es war im Stellungskampf in den Hochvogesen, der 1915 einen sehr erbitterten Charakter angenommen hatte, als die Franzosen nach einem mehrstündigen, äußerst heftigen Zerstörungsfeuer das hannoversche Res. Inf. Regt. 74 angriffen. Im Abschnitt der 1. Kompanie hatten Minen und schwere Mörsergranaten schlimm gehaust. Der größte Teil der Besatzung war unter herabgestürzten Felsblöcken begraben oder durch Steintrümmer und geborstene Baumstämme in ihren Unterständen festgekeilt.

So gelang es hier den angreifenden Alpenjägern zunächst ohne Schwierigkeiten, in den beiden ersten Linien Fuß zu fassen. Aber noch war im Abschnitt dieser zusammengeschoffenen Kompanie nicht jeder Widerstand erloschen. Einen kleinen Abschnitt in vorderster Linie hatten die schweren Kaliber verschont, und hier hielten drei Mann unentwegt auf einsamem Posten aus. Sie bildeten die richtige soldatische Mischung. Der Wehrmann *Bloy*, ein gedienter Mann und seit dem ersten Tage im Felde, war die Seele des Widerstandes. Schulter an Schulter mit ihm focht der blutjunge, aber auch schon fronterfahrene Kriegsfreiwillige *Kiene*, und als Dritter im Bunde der erst kürzlich zum Regiment gestoßene Rekrut *Musk. Abel*.



Rechts und links von den drei Mann und auch bereits in ihrem Rücken haben sich in der Wirrenis von Baumstämmen, Astverhauen und Felstrümmern die französischen Alpenjäger eingenistet. Kleinere Abteilungen, die die oberste Stellung nach Unterständen und Resten der deutschen Besatzung absuchen und dabei auch auf diesen vereinsamten Stützpunkt stoßen, werden durch wenige gut gezielte Schüsse vertrieben. Sodann sorgen die drei Schützen dafür, daß der eingedrungene Gegner in der genommenen Stellung keine Ruhe findet. Wo sich eine schwarze Mütze sehen läßt, sitzt auch schon ein Schuß.

Eine Abteilung Alpenjäger versucht in schnellem Zupacken dieses lästige Widerstandsneest auszuräumen. Aber die drei Niedersachsen lassen sich nicht verblüffen. Mehrere Treffer warfen den seinen Jägern voranspringenden Offizier in die Astverhaue, und dann treiben sie mit ihrem treffsicherem Feuer die französischen Jäger schnell wieder in ihre Deckung zurück. Ihr hartnäckiger Widerstand täuscht dem Feind eine stärkere Besatzung vor, so daß er sogar Minenwerfer gegen den Stützpunkt einsetzt.

Inzwischen haben die drei Mann beschlossen, sich zu den eigenen Linien durchzuschlagen. Durch die herumliegenden Trümmer und Baumstämme gedeckt, erreichen sie kriechend die ehemalige 2. deutsche Linie, die sie jedoch auch schon von Alpenjägern besetzt finden. „Durch!“, raunt der Wehrmann seinen Begleitern zu. Tief holt jeder Atem. — Dann setzen die drei Mann gleichzeitig zum Sprung über den Graben an, legen in rasendem Lauf — verfolgt von einigen aufgeregten Schüssen — eine kurze Strecke zurück und springen eine steile Felswand von reichlich drei Meter Tiefe hinunter. Stark zerschunden, an Knien und Händen blutend, sonst aber unverfehrt und stolz, der Gefangenschaft entronnen zu sein, fanden sich diese drei tapferen Männer bei ihrem Regiment wieder ein.



Durch einen herzerfrischenden Streich gelang es dem Gefr. Ernst Bartels vom braunschweigischen Inf. Regt. 92, sich in der Herbstschlacht in der Champagne 1915 aus der Gefangenschaft zu befreien. In dem wilden, wogenden Ringen,

das die wieder und wieder mit brutaler Gewalt unternommenen Durchbruchversuche der Franzosen begleitete, war Gefr. Bartels mit zwei Mann von seiner Truppe abgesprengt worden. Inmitten der Wirren der zerstörten deutschen Stellungen stößt Bartels mit einer 25 Mann starken feindlichen Abteilung zusammen, unter der sich mehrere Verwundete befinden. Es sind gleichfalls Versprengte, die hier einen Ausweg aus der Trichterwüste suchen. Bartels hat die Unsicherheit der Franzosen sofort erkannt. „Anschlagen!“ ruft er seinen beiden Begleitern zu. Die Überraschung gelingt. Ohne die Schwäche ihres Gegners zu erkennen, heben die überraschten Franzosen die Hände. Nur ein Offizier reißt seine Pistole heraus, aber schon ist der Gefreite mit gefälltem Gewehr auf ihn zugesprungen und zwingt auch ihn mit dem drohenden Ruf „Die Waffen nieder!“ zum Abschnallen.

Kaum aber ist Bartels dieses Überraschungsmanöver gelungen, als ein zweiter, etwa 30 Mann starker französischer Trupp in der Nähe auftaucht, der sofort die drei Feldgrauen umzingelt. An Widerstand ist in dieser Lage nicht zu denken. Der Gefreite und die beiden Musketiere müssen sich ergeben. — Aber Bartels hat bald herausgefunden, daß auch der zweite französische Trupp jede Orientierung verloren hat. Aufmerksam beobachtet er die beiden Offiziere, die sich an Sand einer Karte beraten und ihre Unterhaltung mit erregten Gesten begleiten. Bartels' Plan ist schnell gefaßt. Als die Franzosen ihren Weg fortsetzen und den Gefangenen mit einem „En avant!“ bedeutet wird, anzutreten, bleibt Bartels neben den Offizieren plötzlich stehen. „Dorthin?“, fragt er und zeigt in die Marschrichtung, „dort... Allemands!“ — Die beiden Offiziere stutzen. Sollten sie hier wirklich den Deutschen in die Arme laufen? Ein Mann wird herbeigerufen, der den Gefreiten in gebrochenem Deutsch fragt, wo denn die französische Linie entlangliefe. Bartels weist in die Richtung, in der er sein Bataillon vermutet.

Nach kurzer Beratung entschließen sich die beiden Offiziere, die angegebene Richtung einzuschlagen. Mühsam stolpert der Trupp durch das verwüstete deutsche Stellungssystem vorwärts, als ihm plötzlich aus einem zerhackten Gehölz Schüsse entgegenpeitschen. Schon tauchen auch hinter den Baumstümpfen deutsche Helme auf, Kommandostimmen... an-



geschlagene Gewehre . . . die Franzosen sind auf die Stellung der 92er aufgelaufen. Widerstandslos strecken sie die Waffen. So konnte der Gefr. Bartels, der sich auch als Gefangener seine Geistesgegenwart und seinen Wagemut bewahrt hatte, zwei Offiziere und 55 Franzosen bei seinem Bataillon abliefern. —

Ein unglaublich schneidiges Stückchen, das gleichzeitig von prächtigstem Fronthumor durchtränkt ist, leistete sich der Gefr. Zink von der 12. Kompanie des Res. Inf. Regts. 83 in den Karpatenkämpfen des Frühjahr 1915. Seine mit einer beispiellosen Dreistigkeit durchgeführte Tat erhielt noch dadurch ein besonderes Gepräge, daß sie sich unter den Augen eines österreichischen Divisionskommandeurs und eines deutschen Artilleriestabes abspielte, durch deren Bericht das Regiment erst genaue Kenntnis von diesem verwegenen Musketierstreich erhielt.

Bei den Kämpfen im Laborcza-Tal hatte eine österreichische Division schweren Stand, sich gegen die scharfen Angriffe der Russen zu behaupten. Es mußte trotz des durch die Schneeschmelze hervorgerufenen unergründlichen Zustandes der Wege versucht werden, Artillerie auf eine Bergkuppe zu schaffen, um die Infanterie zu entlasten. Da es sich als unmöglich herausstellte, stärkere artilleristische Kräfte vorzubringen, sollte vom württembergischen Feld- Art. Regt. 13 ein Zug mit zwei Geschützen die steile Höhe hinaufgeschafft werden. Der Kommandeur der österreichischen Division und der Artillerie-Kommandeur des Abschnitts hatten sich mit ihren Stäben auf der Bergkuppe eingefunden, um Zeugen dieses außerordentlich schwierigen Artillerie-Einsatzes zu sein. Unten im Tal, wo der Infanteriekampf in vollem Gange war, wimmelte es von Zielen. Endlich nahte das erste Geschütz. Zehn Pferde vor der Lafette, Kanoniere an den Langtauen ziehend und in die Speichen greifend, brachten die Württemberger die Kanone den abschüssigen, glitschigen Steilhang hinauf. Das zweite Geschütz folgte. Munition wurde mit Tragtieren nachgeschafft.

Schon faucht die erste Granate ins Tal. Mit direktem Schuß bekommen die Geschütze die russischen Schwarmlinien zu fassen, die — vom Schnellfeuer auseinandergesprengt — zurückfluten. Nur eine stärkere Abteilung hat sich in einer

Art Grabenstück festgesetzt und hält Stand. Diesen Gegner nehmen sich jetzt die Kanoniere besonders aufs Korn. Einige Volltreffer setzen die Württemberger in den Graben, mehrere gut sitzende Lagen hämmern die Brustwehren zusammen. Ein wildes Getümmel im Graben, dann flattern bei den Russen weiße Tücher. „Diese Gefangenen hat die Artillerie gemacht!“ rief der österreichische General begeistert aus.

Aber nicht die Kanoniere allein waren es gewesen... Ungläubiges Staunen, Verblüffung malte sich auf allen Gesichtern, als die Russen in Gruppenkolonne geordnet herandrückten, begleitet von einem Feldgrauen mit geschultertem Gewehr. Auf der Höhe angelangt, meldete der Feldgrau stramm: „Gefr. Zink 12./Res.Inf.Regt. 83 mit einem Offizier und 259 gefangenen Russen zur Stelle!“ —

Dann berichtete der Befreite in knappen Worten sein abenteuerliches Erlebnis: Er war auf einem Patrouillengang den Russen in die Arme gelaufen und gefangengenommen worden. Noch bevor er zurückgeschafft wurde, setzte der völlig überraschende Artillerie-Beschuß ein. Schon die ersten Treffer riefen bei den Russen beträchtliche Unruhe hervor. Der Befreite machte sich diese sofort zunutze und erzählte mehreren deutschsprechenden polnischen Soldaten, daß drüben ein ganzes Artillerie-Regiment aufgefahren wäre. Dieses Regiment sei wegen seiner Schießkunst in der ganzen Armee berühmt und würde in kurzer Zeit alles in Fetzen schießen.

Wie ein Lauffeuer ging diese Tatarennachricht durch die Reihen der Kompanie. Schon stießen die ersten Russen ihre Bajonette in die Erde, andere folgten diesem Beispiel, und die jetzt Schlag auf Schlag die Brustwehr zerhämmernden Volltreffer zerbrachen den letzten Rest der Widerstandskraft. Der eine Offizier war machtlos. Die ganze Kompanie warf die Waffen zu Boden und schwenkte weiße Tücher. — Der wackere Befreite hatte sich sofort ein Gewehr gegriffen, ließ durch seine „Dolmetscher“ Gruppenkolonne formieren und führte seine Gefangenen in Marschordnung die Höhe hinauf.

Nichts wäre falscher, als von diesem heiteren Abenteuer des Gefr. Zink allgemeine Schlüsse auf den Kampfgeist des russischen Soldaten zu schließen. Der Russe hat — vor allem in den Karpaten — hart und ausdauernd gekämpft. Tausende



von österreichischen Soldatengräbern und die ungemein schweren Verluste der Garde und vor allem der Ostpreußen am Zwinin zeugen von der Härte des Karpatenfeldzuges. Dieser rasche Zusammenbruch einer stärkeren Kampfgruppe kennzeichnet vielmehr die moralisch zerstörende Wirkung, die der völlig unerwartete Artillerieeinsatz auf die Russen ausübte, die zudem durch das Zurückfluten der eigenen Linien rechts und links bereits ihren inneren Halt verloren hatten und durch eine Anzahl Volltreffer völlig entnervt wurden. In diesem Fall bedurfte es nur noch eines geringen Anstoßes, um diese isolierte russische Kompanie zur Waffenstreckung zu veranlassen. Daß dieser Anstoß von einem deutschen Gefangenen ausging, der inmitten des eigenen Artilleriefeuers nur den Gedanken an Befreiung und Mitnahme der Russen hatte, bringt die innere Überlegenheit und den unverwundlichen Kampfgeist des deutschen Soldaten schlagend zum Ausdruck. Der Gefr. Zink verkörperte den Geist einer Truppe, von der Ende 1914 im Hinblick auf die Kämpfe an der ostpreussischen Grenze der russische Generalstabschef verärgert und gleichzeitig anerkennend dem Kriegsminister Suchomlinow schrieb: „Uns macht die Hartnäckigkeit der ‚Frige‘ bei Suwalki bestürzt. Offenbar sind es nur wenige, aber ihre Zähigkeit und Unverschämtheit ist unglaublich.“ —

## Der Maschinengewehr-Schütze

Der Weltkrieg hat den Richtschützen am Maschinengewehr zum Herrn des Schlachtfeldes gemacht. Vor allem hing in den gewaltigen Abwehrschlachten, in denen vor dem Beginn des Infanteriekampfes ein tagelanges Trommelfeuer die Widerstandskraft der Verteidiger aushöhlte, das Schicksal ganzer Stabsabschnitte oft von dem Einsatz eines einzigen feuerbereiten M.G. ab.

Scharfe Augen unter der Helmschiene und unter dem markanten Rand des Stahlhelms, fest zusammengepreßte schmale Lippen und harte Fäuste: so ist das Bildnis des M.G.-Richtschützen aus dem Großen Krieg der Nachwelt

überliefert worden. Die Gradabzeichen auf den Waffenröcken dieser Richtschützen waren verschieden, aber unter dem feldgrauen Rock schlug das soldatische Herz im gleichen Takt. Altgediente Befreite und Musketiere bildeten den Stamm dieser Richtschützen. Unteroffiziere und Feldwebel, Leutnants und Kompanieführer sprangen ans Gewehr, wenn ihre getreuen Schützen neben ihrer Waffe getroffen niedergesunken waren, wie der Steiermärker Oblt. G r i g k a r vom 47. Regiment, der trotz eines schweren Armschusses als Richtschütze aushielt und den Kampf erst aufgab, als eine Geschossgarbe sein M.G. zertrümmert und mehrere Treffer seine linke Hand in einen Blutklumpen verwandelt hatten. Und wenn die feindlichen Angriffswoogen gegen die letzte Widerstandinsel im Abschnitt, den Gefechtsstand des K.T.K., brandeten, dann konnte man den Adjutanten und den Kommandeur als letzte Richtschützen des Bataillons hinter dem M.G. liegen sehen. Sie alle, vom einfachen Schützen bis zum Kommandeur, kämpften und — wenn es sein mußte — starben an ihrer Waffe nur von dem einen Gedanken beseelt: D u r c h k o m m e n s i e n i c h t ! —

Sechs Tage bereits lag das badische Füsilier-Regiment 40 in der Abwehrschlacht auf der Lorettöhöhe, als am 15. Mai 1915 das mächtig anschwellende feindliche Zerstörungsgewehr einen neuen französischen Durchbruchversuch ankündigte. Die Reihen der Fusiliere, die am rechten Flügel ihrer Division fochten, waren gelichtet, Lücken klappten in ihrer Stellung, vor allem am äußersten rechten Flügel, der Nahtstelle zur Nachbardivision.

Nahtstellen von Divisionen bilden immer empfindliche Punkte einer Stellung, klaffende Lücken an Nahtstellen aber sind stets gefährliche Krisenherde für die Abwehr. Oblt. Küsters, der mit seiner 12. Kompanie hier eingesetzt ist, kann mit seiner auf 50 Gewehre zusammengeschmolzenen Truppe die Lücke nicht stopfen; die gleichfalls schwer mitgenommenen 112er, die Anschlußtruppe der Nachbardivision, sind hierzu auch nicht in der Lage. So muß unter dem Zwang der Verhältnisse ein schweres M.G. allein die Deckung und Verteidigung der Lücke übernehmen.

Während des Trommelfeuers hat der Richtschütze W a c h o w i t z den Posten am Gewehr bezogen. Er ist der rich-



tige Mann am Platz. Eng an die Schulterwehr gepreßt, läßt er den Wirbel des Feuers, der den Graben in eine Wolke von Staub und stinkenden Explosionsgasen einhüllt, der Balken und geborstene Eisenträger in die Luft schleudert, über sich ergehen. Bisweilen taucht schattenhaft hinter ihm eine Gestalt auf — der Offizier oder Unteroffizier vom Grabendienst auf seinem Kontrollgang — dann ist er wieder allein. Scharf behält der Posten die Lücke der Stellung und vor allem das Drahthindernis im Auge, in das schwere Minen breite Gassen gerissen haben.

Als um die Mittagsstunde der Feuerwirbel über die vorderste Linie hinwegspringt, ist der Augenblick des Infanterieangriffs gekommen. Schon sind auch die ersten französischen Sturmwellen im Vorfeld sichtbar. Linker Hand knattert Gewehrfeuer. Die Kompanie Küsters liegt bereits im Kampf. Auch von weit rechts, aus dem Abschnitt der 112er, schallt Gefechtslärm herüber. Nur hier in dem unbefetzten Abschnitt, in der Lücke, bleibt es still ... grabesstill.

Ein starker französischer Sturmhaufen fühlt sich von dem feuerarmen Raum magisch angezogen. Mehrere Offiziere voran, drängt sich eine feindliche Kompanie vor den Gassen des Hindernisses zusammen. Mit zusammengepreßten Lippen beobachtet Wachowitz den nahenden Feind. Sein Gewehrführer und zwei Schützen liegen im eingedrückten Unterstand verschüttet, nur ein Kamerad hat zu ihm gefunden, schleppt Munition herbei, führt den Gurt zu. Der Richtschütze weiß, daß jetzt alles auf ihn allein ankommt. — Auf 50 m sind die Franzosen heran, schon wird der zweite Schütze unruhig, aber noch schweigt das Gewehr. Jetzt dringen die vordersten Franzosen durch die Gassen des Drahthindernisses hindurch, die Masse zwingt sich nach. Auf diesen Augenblick hat der Richtschütze gewartet. Sein Daumen drückt das Druckstück des M.G. herunter. Ein Feuerstoß fährt aus der Mündung. Die Garbe faßt die ersten Gegner im Hindernis, schleudert sie in die Stacheldrähte ... und dann liegt sie mitten in dem zusammengedrängten Sturmhaufen. Gellende Todeschreie, ein wildes verkrampftes Getümmel, stürzende, sich überschlagende Gestalten ... Aus! — Noch einmal an diesem Tage setzen frische Sturmtruppen zum Angriff an. Wieder übt die Lücke als feuerarmer Raum eine u n w i d e r s t e h -

Ihre Anziehungskraft aus, und zum zweitenmal schießt der Richtschütze Wachowitz in den Gassen des Verhaues eine hier eingedrungene Abteilung zusammen. Viele Franzosen ereilte ihr Schicksal noch auf der Flucht im Vorfeld.

Grausige Ernte hatte das flankierende M.G. gehalten. Am Abend zählte der Kompanieführer beim Abgehen der Lücke allein zwischen den Drähten hängend 63 gefallene Franzosen. Sie hätten genügt, um die im Frontalkampf verstrickte schwache Kompanie Küsters von der Flanke her niederzukämpfen. Daß es anders gekommen war, war dem verantwortungsbewußten Ausharren und der beherrschten Kampfweise eines einzigen Richtschützen zu verdanken gewesen.

Zwei Jahre später, im März 1917, lagen die Hohenollernfüsilier an der Verdun-Front. In einem größeren Sturmunternehmen hatten sie den Franzosen wichtige Stellungen entrißen und zahlreiche Gefangene gemacht. Der Franzose kann den Schlag nicht verschmerzen und setzt zu heftigen Gegenstößen an, die er durch schweren Beschuß einleitet.

Die beim Sturm erfreulich gering gebliebenen Verluste der Füsilier steigen unter der Wirkung einer Anzahl schwerer Treffer beträchtlich. Um die Reihen der schwer mitgenommenen Infanterie zu stützen, wird in vorderster Linie ein Zug schwerer M.G. eingesetzt. Das eine der beiden Gewehre führt der ehemalige Richtschütze Wachowitz, den jetzt die Unteroffizierstreifen zieren. Auch die M.G.-Schützen leiden schwer unter dem anhaltenden Beschuß. Der Zugführer, Lt. Quissel, fällt. Das eine Gewehr verliert kurz hintereinander zwei Gewehrführer. Auch Uffz. Wachowitz, der letzte Chargenträger des Zuges, ist durch einen Schulterschuß verwundet worden. Gleich darauf erhält er einen Granatsplitter in den Unterkiefer. Trotz arger Schmerzen übernimmt er jedoch sofort die Führung des verwaiseten Zuges. Naheinschläge haben beide Maschinengewehre verschüttet. Wachowitz läßt von dem Rest der Bedienung die Gewehre ausgraben, notdürftig reinigen und feuerfertig machen, teilt die Bedienung neu ein, weist den Richtschützen Ziele zu, und das alles, obwohl die heftige Blutung des Kieferschusses nicht zu stillen ist.

Da kommt der Kompanieführer dieses Abschnitts, Lt. Muhr, durch den Graben. Er sieht den blassen, blutenden Unteroffizier und fordert ihn auf, zum Verbandplatz zurückzu-



gehen. — Die Antwort, die ihm dieser harte Soldat gab, verdiente, in jede M.G.K.-Kaserne unseres Heeres eingemeißelt zu werden: „Erst wenn meine Ablösung kommt, kann ich gehen, Herr Leutnant. Ich kann doch meine Gewehre nicht im Stich lassen!“ — Der Leutnant sah, wie der tapfere Unteroffizier sich nur mit Mühe aufrecht hielt, wie ihm das Blut über Hals und Schultern lief, und sorgte sofort für Ablösung. Dann erst verließ dieser vorbildliche M.G.-Führer den Kampfplatz.



Wenn Führung und Bedienungsmannschaft einzelner Maschinengewehre auch in den überraschendsten Gefechtslagen — selbst bei einer Überrumpelung aus dem Rücken — die Nerven behielten, dann waren sie in der Lage, selbst mit ihrem gefährlichsten Gegner, dem Tank, fertig zu werden.

In der Tankschlacht bei Cambrai war nach dem tiefen englischen Einbruch die 3. Garde-Division in dem Wetterwinkel am Dorf und Wald von Bourlon eingesetzt. Die Gefechtsstärke der Garde, die einen zweimaligen Einsatz an schwerster Front in Flandern hinter sich hatte, war äußerst gering. Es war nicht möglich, eine durchlaufende Linie herzustellen. Wie so oft, mußten auch hier im Drange der Not einzelne M.G.-Nester die in der Front klaffenden Lücken sichern.

Einen solchen Auftrag hatte auch der M.G.-Zug des Uffz. G e t s c h o l d von der 1. M.G.K. des Potsdamer Lehr-Inf.-Regts. erhalten. Um die Mittagsstunde des 23. November greift eine frische englische Division die Garde an. Etwa 500 m vor den beiden M.G.-Nestern zieht sich ein Höhenrücken entlang. Gelassen sieht Getschold zu, wie britische Schützenlinien den Kamm überschreiten. Er kann warten. Erst als die Engländer den abfallenden Gang hinuntersteigen, gibt er den Feuerbefehl. Mit Standvisier liegen beide Gewehre schon mit den ersten Schüssen mitten im Ziel. Bei fehlender artilleristischer Gegenwirkung wird der Gegner mühelos zusammengeschossen. Nur Trümmer bringen sich hinter dem Höhenkamm in Sicherheit.

Noch herrscht bei den M.G.-Schützen helle Freude über den leichten Sieg, als der Zugführer plötzlich hinter sich das

Stampfen einer Maschine hört. Schon bellten auch im Rücken der beiden M.G.-Nester die Abschüsse einer Revolverkanone auf. Verdutzt wendet sich Utffz. Zetschold um, und was er jetzt sieht, das kann wohl auch einen unerschrockenen Soldaten einen Augenblick außer Fassung bringen. Drohend und aus allen Läufen feuernd, rollt ein Tank direkt auf die M.G.-Stellung zu. So nah hat noch keiner von den Gardisten eines dieser sagenhaften Ungeheuer zu Gesicht bekommen. Keine 100 — keine 80 m mehr ist der Tank entfernt. Jetzt hat auch seine Besatzung die beiden gut getarnten M.G.-Nester erkannt. Ihr Feuer liegt im Ziel. Mehrere Schützen brechen getroffen zusammen.

Schon aber hat Utffz. Zetschold sein Gewehr herumgerissen. Der Gurt fliegt heraus. „S.m.K.-Munition her!“ — Es bleibt keine Zeit zum Überlegen, keine Sekunde, sich mit dem zweiten Gewehr zu verständigen. Auf 40 — auf 30 m ist der Panzer heran, noch einige Sekunden, und er walzt über die M.G.-Nester hinweg. Es ist eine echte, eine tolle Überumpelung aus dem Rücken. — „Das Biest ist auf 20 m heran. Ich schieße auf die Stellen, die uns im Unterricht angegeben sind. Mein Gefreiter, höre ich, schießt auch. Ein Surren, ein Qualmen, Kerle springen aus dem Ungetüm, reißen aus...“ So hat Utffz. Zetschold mit den einfachen, aber um so packenderen Worten des Frontsoldaten diesen auf allernächste Entfernung ausgefochtenen Zweikampf zwischen Maschinengewehr und Tank geschildert.

Es war ein gespenstischer Anblick, als der führer- und steuerlose Panzerwagen im Zickzack an den Schützen vorbeirollte, mit Vollgas auf einen Betonklotz auflief und diesen ramnte. Zwei Schützen, die in dem Bunker friedlich Munition gurteten, glaubten, ihr letztes Stündlein habe geschlagen und kamen unter dem übermütigen Gelächter ihrer Kameraden bleich wie die Wand herausgestürzt. — Utffz. Zetschold, dessen brave Mannschaft im weiteren Verlauf dieses Großkampftages vollständig aufgerieben wurde, erhielt für seine ausgezeichnete Leistung das E. K. I. In der deutschen Frühjahrsoffensive 1918, in deren Verlauf Utffz. Zetschold bei einem nächtlichen englischen Überfall im Rücken des Bataillons unter den Augen seines Kommandeurs durch sein



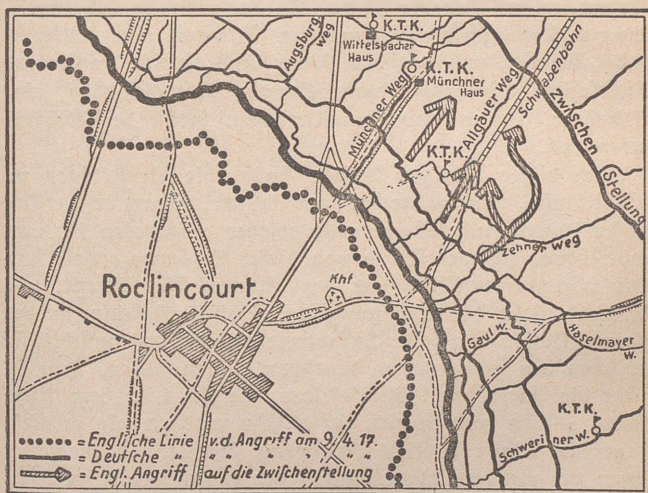
blitzschnelles Handeln und seine unerschütterliche Ruhe wieder eine gefährliche Krise überwand, wurde dieser vorbildliche Gewehrführer mit dem Goldenen Militär-Verdienstkreuz ausgezeichnet.



Lt. Fischer II, Führer der 2. M.G.K. des bayerischen Res.-Inf.Regts. Nr. 2, war ein ganzer Soldat, der sich jeder Lage gewachsen zeigte. Er lebte und dachte nur in seiner geliebten Waffe und hatte im Verlauf des Feldzuges ein seltenes Können beim Einsatz seiner M.G.K. entwickelt. Im Regiment hieß er daher allgemein der „M.G.-Stratege“.

Am 9. April 1917, dem für die deutschen Waffen so unglücklich verlaufenen Auftakt der „Osterschlacht bei Arras“, sollte Lt. Fischer sein Meisterstück als M.G.-Führer ablegen. Die Besatzung der vordersten Linie war in ihren zertrümmerten Gräben nach erbittertem Ringen, von dessen Härte die Verlustlisten erschütterndes Zeugnis ablegen, niedergekämpft worden. Noch aber war im Abschnitt des bayerischen Res.-Inf.Regts. 2 der Weg durch die 1. Stellung nicht frei. Beide Flanken des tapferen Regiments waren aufgerissen, aber vier schwere M.G. riefen hier dem ungestüm vordringenden Gegner ihr „Salt!“ entgegen. Am rechten Flügel waren es die beiden Gewehre „Blücher“ und „Sindenburg“, die nicht nur die Briten in den zertrichterten deutschen Gräben auf den Boden bannten, sondern auch englische Reserven, die in prozigen Kolonnen aus Ecurie herausquollen, mit vernichtender Wirkung zu fassen bekamen. Sie wurden bereits vor ihrem Einsatz vollständig zersprengt. Erst nach erbittertem Handgranatenduell, den kein Mann der Bedienungen überstand, wurden die beiden Gewehre zum Schweigen gebracht. Auch die beiden am linken Flügel in der 2. und 3. Linie eingesetzten Gewehre „Bismarck“ und „Bethmann“ fochten bis zur Vernichtung. „Im Norden und Süden“, so sagt das Reichsarchiv in seiner Darstellung der Osterschlacht bei Arras, „quollen unaufhaltsam englische Massen an dem ehernen Fels des Res.-Inf.Regts. 2 vorbei“, während der Brite hier sechs Stunden benötigte, um den letzten Widerstand in der 1. Stellung zu ersticken.

Oblt. Ritter v. Nissen, „der erste und bewährteste Degen des Regiments“, hatte nach dem Ausfall beider Kommandeure über die Reste der zwei Kampfbataillone den Befehl übernommen. Infolge der beiderseitigen Flankenbedrohung befahl er truppweises Zurückgehen in die Zwischenstellung, wo er eine neue, feste Widerstandslinie errichtete. Am rechten Flügel, wo der Engländer scharf gegen die offene Flanke drückt, deckt der „M.G. Fischer“ mit seinem Gewehr „Lützow“ den Rückzug. Eine Stunde hält er hier den Feind in Schach,



täuscht ihn durch mehrfachen geschickten Stellungenwechsel über seine Stärke, läßt einmal hier, einmal dort kurze, heftige Feuerstöße aufsprühen, und erst als die letzten Infanteristen in hartnäckigen Gefechten sich vom Gegner gelöst haben, verschwindet auch er mit „Lützow“ wie ein Spuk und nistet sich in der Zwischenstellung ein, in der Oblt. Ritter v. Nissen mit zwei noch unverbrauchten Kompanien inzwischen die Abwehr organisiert hat.

Sier zeigt jetzt Lt. Fischer, was er im beweglichen Einsatz zu leisten vermag. Da der Führer der 3. M.G.K. im Gefechtsstand seines Bataillons vom Gegner eingeschlossen ist,



übernimmt Lt. Fischer gleichzeitig den Befehl über die noch gefechtsfähigen Gewehre dieser Kompanie. Das Gewehr „Deutschland“, das gut gedeckt vor der Zwischenstellung liegt, bleibt vorläufig zur Flankierung des Gegners noch auf seinem Platz. Die gefährdete linke Flanke zur 14. bayerischen Division deckt Uffz. Deimling mit dem Gewehr „Albert“. Mit „Lützow“ und „Benno“ nistet sich Lt. Fischer selbst in der Mitte und am rechten Flügel der Zwischenstellung ein.

Inmitten eines tollen Schneegestöbers holt der Brite jetzt zum Schlage gegen diese Widerstandslinie aus. Aber die Bayern zeigen ihm die Zähne. In das rollende Infanteriefeuer mischen sich die hämmernden Stimmen von „Lützow“ und „Benno“, und aus dem Vorgelände spritzt flankierend Richtschütze Oberländer vom Gewehr „Deutschland“ seine Eisensaat. Unter schwersten Verlusten bricht der Vorstoß zusammen.

Nach dieser blutigen Abfuhr haben die Verteidiger zunächst Ruhe. Eine ganze kostbare Stunde, die am ersten Tag dieser Durchbruchschlacht nicht wieder einzuholen ist, vergeht, bevor sich der Brite von dieser Schlappe erholt hat. Der böenartige Wind hat den Himmel klar gesetzt, und staunend sieht die Besatzung der Zwischenstellung in der Ferne Massen britischer Infanterie untätig und unschlüssig zwischen den genommenen deutschen Linien stehen. Das ist nicht die Leere des Schlachtfeldes, die sich hier dem Auge bietet. — Es geht bereits auf 1 Uhr mittags, als in diese ungefüge Masse endlich Bewegung kommt. Schwerfällig setzen sich mehrere Bataillone in der engen Mulde zwischen dem Allgäuer und dem Münchener Weg in Bewegung.

Auf diesen Augenblick hat der „M.G.-Fischer“ gelauert. „Lützow“ und „Benno“ liegen feuerbereit. Mit Munition braucht nicht gespart zu werden. Für Gewehr „Deutschland“, das jetzt im Rücken bedroht ist, wird es höchste Zeit, zu verschwinden. Es hat seine Flankierungsaufgabe glänzend gelöst. Schnell taucht die Bedienung in der Zwischenstellung unter. — Schon wird auch die Spitze des schwerfällig heranstampfenden britischen Kampfsaufens im Okular der Zielfernrohre sichtbar, die Masse quillt hinterher. Ein knapper Befehl: „Ein Strich — Dauerfeuer!“ — Wie ein scharfer Windstoß dürrer Laub auseinander wirbelt, so fegen die Ge-

schoßgarben von „Lützow“ und „Benno“ diese noch nicht zur Entwicklung gekommene Masse in alle vier Winde. —

Lt. Fischer ist ein Soldat mit feiner Witterung. Er „riecht“ gewissermaßen, daß irgendwo etwas in der Luft liegt. So treibt es ihn jetzt zum linken Flügel, dorthin, wo die „Schwabenbahn“ schnurgerade auf die Zwischenstellung zuläuft. Sein Instinkt hat ihn nicht getäuscht. Kaum angelangt, bietet sich ihm ein erregendes Bild. An die Böschung der Schwabenbahn gepreßt, schiebt sich langsam eine britische Kolonne heran. Ihre Führer müssen mit Blindheit geschlagen sein, oder sie wiegen sich nach der Räumung des Vorgeländes in dem trügerischen Glauben, daß die Verteidiger „zerplatzt“ und der Weg vor ihnen frei sei, anders ist dieser Anmarsch in „Kolonne“ nicht zu erklären.

Fischers Gefechtsläufer jagen davon. „Gewehr Lützow nach links!“, so eilt der Ruf durch die Reihen der Infanteristen dem hastenden Melder voran. Im Marsch-Marsch naht die Bedienung, zwingt sich rücksichtslos durch den Engpaß des Grabens. Infanteristen feuern mit Munitionskästen hinterher. Ein Blick durch das Zielfernrohr. Unfaßlich, berauschend dieses tiefe Massenziel! Auf 600 m peitscht „Lützow“ seine Geschoßgarben der Länge nach in diese Kolonne hinein. Es ist ein Anblick, bei dem auch dem härtesten Soldaten der Atem stockt. Hier m ä h t d e r S c h n i t t e r T o d ! Es mögen 300 Mann gewesen sein, die an dieser verhängnisvollen Böschung zusammengebrochen sind.

Noch stehen die bayrischen M.G.-Schützen unter dem Eindruck dieser dramatischen Episode, da naht von Süden her — aus dem Abschnitt der aufgeriebenen 14. bayer. Division — ein neuer Feind. Es sind mehrere Kompanien britischer Reservisten, die aus dem Zehnerweg auftauchen und, von der marfanthen, schnurgeraden Schwabenbahn magisch angezogen, sich von der anderen Seite an die Böschung heranschieben. Könnten die Tommies dieser Kompanien über die Böschung hinüberblicken, dann würden sie auf dem jenseitigen Gang das schaurige Totenfeld ihrer Kameraden sehen. Aber so stampfen sie unbedenklich vorwärts und ahnen nicht, daß der Tod auf der Böschung der Schwabenbahn hockt und seine Sense zu neuem Schnitt dengelt.

Lt. Fischer, der hier ganz in seinem Element ist, hat auch diesen Gegner sofort scharf ins Auge gefaßt und seine Maß-



nahmen getroffen. Alles klappt wie am Schnürchen. Gewehr „Deutschland“ mit seinem bewährten Richtschützen Oberländer hat sich schon eine flankierende Stellung ausgesucht. Utffz. Deimling vom Gewehr „Albert“ spricht bereits das Ziel an, und auch der Richtschütze von „Dankl“ hat die Engländer im Visier.

Alle drei Gewehre hämmern fast gleichzeitig los. Erbarmungslos streichen sie auch hier die ganze Länge der Böschung ab, und als nun ganze Granatgruppen einer wachsamem Batterie auf 2500 m die panikartig flüchtenden Scharen packen, da ist auch hier in der aufgerissenen südlichen Flanke die Niederlage des Gegners vollständig. Kaum der dritte Mann dieser ahnungslosen, täppisch durch den Großkampf stampfenden britischen Reservekompanien dürfte die schützenden Laufgräben erreicht haben.

Wenn der beiderseits des bayerischen Res. Inf. Regts. 2 bereits tief in die deutsche Abwehrzone vorgedrungene Feind schließlich auch durch doppelseitige Umfassung diese zähe Besatzung niederzukämpfen vermochte, so hatten doch die grausamen Verluste, die er durch den bis zur letzten Patrone durchgeführten erbitterten Widerstand dieses Regiments, vor allem aber durch die meisterhafte M.G.-Taktik des Lt. Fischer erlitten hatte, seine Stoßkraft gebrochen. „Wie ein Verirrter im Neuland“ stand die Masse der britischen Infanterie stundenlang tatenlos umher, ohne die Gunst der Stunde auszunutzen. Welche weitgehenden Folgen diese harte Abwehr hatte, kennzeichnet das „Reichsarchiv“ in seiner Darstellung der Osterschlacht: „Kostbare Zeit war gewonnen, in der die höhere Führung zum Gegenschlage rüsten konnte.“ —

Der britische Soldat war ein tapferer und ausdauernder Gegner. Bei Offensiven vom Charakter der Arras-Schlacht 1917 bahnte ihm zudem eine gewaltige Artilleriemasse mit einem für deutsche Begriffe unvorstellbaren Munitionseinsatz den Weg. Rund 85 000 Tonnen Stahl — das entspricht einem vollbeladenen Güterzug von 35 km Länge — hatten die britischen Batterien in einem sechstägigen Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen geschleudert, das mit seiner zermalmenden Wirkung die hier eingesetzten acht deutschen Divisionen bereits arg dezimiert hatte, bevor noch

die Masse der britischen Infanterie zu Gewehr und Sandgranate gegriffen hatte.

Wenn der britischen Übermacht trotzdem der Durchbruch durch die deutsche Front versagt blieb, so lagen die Gründe hierfür tief im Wesen des englischen und des deutschen Seeres verankert. Der Brite war fähig, im Verlauf des Weltkrieges Armeen mit einem frischen und kampffreudigen Offizierkorps und sportgestählten Mannschaften aus dem Boden zu stampfen, aber er konnte damit nicht die Kräfte ersetzen, die die allgemeine Wehrpflicht dem deutschen Seer in langer, harter Friedensschule gegeben hatte. Diese Kräfte waren auch im dritten Kriegsjahr ungeachtet aller Verluste in der Truppe noch lebendig.

„Meine Leute sind willig, aber sie verstehen einfach ihr Handwerk nicht!“ — Diese bittere Klage eines britischen Armeeführers erhellt die Hintergründe für die unbegreifliche Schwerfälligkeit, mit der sich die englische Infanterie häufig nach dem ersten Einbruch innerhalb der deutschen Verteidigungszone bewegte, wo sie, den schnell wechselnden Gefechtslagen hilflos gegenüberstehend, durch kleine Kampfgruppen kriegserfahrener Verteidiger schwerste Verluste hinnehmen mußte.

Kein deutscher Soldat wird seinem britischen Gegner „Kämpferischen Mut“ absprechen. Aber dieser allein entscheidet keine Schlachten. Im selbständigen Handeln von Offizier und Mann, in der geschickten, wendigen Kampfesweise und der Beherrschung seiner Waffen war der deutsche Soldat dem Engländer weit überlegen — soweit es sich nicht um die altgediente vorzügliche Söldnertruppe von 1914 handelte. — Erst die Einheit von Kämpferischem Mut und kriegerischem Können gab dem feldgrauen Seere die Kraft, bei ständiger Unterlegenheit alle Stürme der Abwehrschlachten durchzustehen.

## Kanoniere am Geschütz

Die gewaltigen Artillerieschlachten im Westen und an der Isonzofront haben dem Kampf des Kanoniers im Weltkriege ihren Stempel aufgedrückt. Jedoch haben diese unter



stärkstem Materialeinsatz auf weite Entfernungen durchgeführten Artillerieduelle den in direktem Schuß und mit Handfeuerwaffen durchgeführten artilleristischen Nahkampf nicht in den Hintergrund drücken können. Er fehlte weder im Bewegungskrieg noch in den Durchbruchschlachten des Stellungskampfes. Die vielfältigen Überraschungen, denen sich der Artillerist im Nahgefecht ausgesetzt sah, stellten an das soldatische Können der Batterieführer und die Kampfmoral der Geschützbedienungen hohe Anforderungen. —

Einen Nahkampf, der um ein Haar mit der Vernichtung der Batterie geendet hätte, mußte bei einem Überfall durch russische Infanterie die 4. Batterie des kurheffischen Feld- Art. Regts. 47 während der „Schlacht an den masurischen Seen“ im September 1914 bestehen. Auf der Verfolgung des geschlagenen Gegners hatte das Regiment die Nacht zum 11. September bei dem Gut Rogalwalde verbracht. Zur Ruhe kamen die Kanoniere in dieser Nacht nicht. Jenseits des Dorfes war ein Gefecht im Gange, das ständig an Heftigkeit zunahm und darauf schließen ließ, daß sich hier nicht nur russische Nachhuten, sondern beträchtliche feindliche Kräfte zu zähem Widerstand gesetzt hatten.

Da die Batterien von ihrem Standort aus nicht in den Kampf eingreifen konnten, erhielt das Regiment den Befehl, sich seitwärts von Rogalwalde zu entwickeln. Die 4. Batterie unter Sptm. Reinbach hatte im ersten Morgengrauen auf einer kleinen Anhöhe ihre Feuerstellung zu beziehen. In Begleitung des Batterietrupps galoppierte der Hauptmann bis dicht an einen noch im Nachtdunkel liegenden Waldrand heran. Die Batterie folgte im Trabe. Kommandos ertönten: „Batterie Halt! Nach links prozt ab!“ —

Sptm. Reinbach mit seinem Batterietrupp hat kehrtgemacht und sprengt auf die auffahrenden Geschütze zu, um abzusitzen, da krachen aus dem Walde mehrere Salven, die auf die nahe Entfernung von 150 m mit verheerender Wirkung in die Batterie schlagen. Der Batterietrupp springt auf angeschossenen Pferden auseinander. Neben dem Hauptmann wird ein Unteroffizier aus dem Sattel geschossen. Der die Batterie nachführende Offizier, Lt. Schack, erhält einen schweren Schenkelschuß. Fahrer sinken getroffen von den Pferden, Kanoniere vom Rücksitz der Geschütze. Gespanne

wälzen sich am Boden. Die ineinandergefahrene Batterie bietet das wüste Bild eines Überfalls. Das 5. und 6. Geschütz, die noch nicht abgeprobt und ihre Vorderreiter verloren haben, jagen zurück, zwei Prozen hinterher. Im russischen Feuer bleiben die Gespanne der Prozen liegen, ein Glück für die Batterie, die sonst ohne Munition geblieben wäre.

Optm. Reinbach verliert auch in dieser tollen Lage keinen Augenblick seine Ruhe. Hoch zu Ross haltend, gibt er — von Geschossen umschwirrt — seine Befehle. Vor allem muß die Batterie entwirrt, müssen die noch mit verkehrter Front stehenden vier Geschütze zum Feind herumgeworfen werden. Aber noch ist kein Geschütz schußfertig, da stürmt der Russe, die greifbar nahe Geschützbeute vor Augen, in Stärke von zwei Kompanien mit gellendem Schlachtruf an. „Karabiner her!“ — Trotz seines schweren Schusses hat Lt. Schack im Sandumdrehen die Abwehr organisiert. „Schützenfeuer!“ — Stehend, knieend und zwischen den Geschützen liegend, jagen die Kanoniere Schuß auf Schuß den Russen entgegen, aber wenn auch manch ein Moskowiter ins taunasse Gras sinkt, die Masse der Stürmer brandet vorwärts. Um das Schußfeld frei zu bekommen, hat der Batteriechef das vorderste Geschütz räumen lassen. Bis auf 60, auf 50 m sind die in langen Sprüngen sich nähernden Russen an die Batterie herangekommen, da sind die Munitionskanoniere mit den schweren Geschosßkörben aus den zusammengeschossenen Prozen zur Stelle. „Aufsatz tief! Schnellfeuer!“, ertönt das Kommando. Der erste Kartätschschuß ist aus dem Rohr, freipiert 30 m vor der Mündung mit unheimlicher Wirkung, gleich darauf kracht die zweite, die dritte Kartätsche zwischen den auseinander stiebenden Russenhaufen. Im letzten Augenblick haben die Kartätschen das Machtwort gesprochen, haben die heftigen Kanoniere — den blanken Stahl des Gegners vor Augen — den Angriff abschlagen können.

Jetzt aber trat einer jener überraschenden Zwischenfälle ein, die oft von schwerwiegendsten Folgen begleitet sind. Ein verwagener russischer Einzelkämpfer, ein Soldat vom Schlage jenes deutschen Jägers, den wir vor Verdun im Kampf mit einer französischen Batterie getroffen hatten, war in einem Abzugsgraben in die Flanke der Batterie geschlichen und hatte sich unerkannt bis auf



zwanzig Meter heranarbeiten können. Von hier aus nahm der feindliche Schütze sich die Offiziere aufs Korn, um sie einzeln abzuschießen. Der bereits verwundete Lt. Schack, der die Feuerleitung seines Zuges beibehalten hat, sinkt plötzlich — von einem Schuß aus der Flanke durch die Schläfe getroffen — zu Boden. Gleich darauf erhält der Batteriechef aus der gleichen Richtung einen Schuß, der hart unter der Helmschiene entlangfahrend die Stirn streift. Nur einen Zentimeter weiter links und auch um 5 cm. Reinbach wäre es geschehen gewesen. Im gleichen Augenblick aber hat Kan. Volkert den Gegner in der Flanke entdeckt und seinen Karabiner ergriffen. In stehend freihändigem Anschlag trifft er den Russen mit dem ersten Schuß tödlich.

Dieser Zwischenfall, bei dem es den hessischen Artilleristen leicht so hätte ergehen können wie der französischen Batterie durch Lt. Jordan von den Stettiner Grenadieren, zeigt, wie gefährlich *E i n z e l k ä m p f e r* einer im Nahkampf verstrickten Batterie werden können. Hier in diesem Fall war nur dank der Geistesgegenwart des Kan. Volkert größeres Unheil vermieden worden. — Frontal konnte der Angriff der Russen im Schnellfeuer restlos abgewiesen werden. In Auflösung flutete der Gegner in den Wald zurück. Mit einem Verlust von drei Offizieren, 30 Kanonieren und 22 Pferden hatte die Batterie Reinbach diesen harten Kampf siegreich bestanden.



Über manch einen unglücklich verlaufenen Waffengang mußte das Urteil lauten: Schlimmeres verhütete der rücksichtslose Einsatz der Artillerie! — Oft waren es in solchen bitteren Gefechtslagen, in denen die eigene Infanterie zer schlagen und der Feind durchgebrochen war, einzelne Batterien, vielfach sogar nur vereinsamte Geschütze, die sich in die Bresche warfen und dem nachdrängenden Gegner Halt geboten.

Der unglückliche Sommer- und Herbstfeldzug in Galizien 1914, in dem die Kerntuppen der österreichisch-ungarischen

Armee — die deutschstämmigen und ungarischen Regimenter — im Ringen gegen eine erdrückende Übermacht unerseglliche Verluste erlitten und innerhalb weniger Wochen fast ihr gesamtes Stamm-Offizierkorps einbüßten, sah in zahllosen Fällen erbitterte Nahkämpfe österreichischer Batterien, die in treuer Waffenbrüderschaft ihrer aufgeriebenen Infanterie den Rückzug deckten. Nur eine einzige Episode aus der galizischen Feldzugstragödie soll hier herausgegriffen werden: Der Kampf der Batterie v. Bäumen an der Mogilahöhe.

Mit der 3. österreichischen Armee v. Brudermann hatte auch das steiermärkische Armeekorps in der letzten Augustwoche aus dem Raum von Lemberg seinen Vormarsch auf die Landesgrenze angetreten, über die sich die Masse von vier russischen Armeen zu umfassendem Angriff heranwälzte. Am 26. August 1914 waren die Steiermärker bei Zloczow auf starken, eingegrabenen Feind gestoßen. Es war für die Grazer, Marburger und Görzer Regimenter das erste größere Treffen, und mit Ungestüm warfen sie sich auf den Feind. Durch Kieferngehölze und weite Sandstrecken, über denen die Augustsonne brütete, stieß der Angriff über starke Feldbefestigungen, die der Russe in unglaublich kurzer Zeit aus dem Boden gestampft hatte, ohne Rücksicht auf Verluste hinweg, aber dann begann gegen Mittag ein sich ständig verstärkender Gegendruck des Feindes fühlbar zu werden. General Rußki führte die Masse seiner Armee ins Feuer, die auf der ganzen Front zum tiefgegliederten Angriff schritt.

Der russische Stoß traf besonders hart das steiermärkische Inf. Regt. 47, das sich auf der beherrschenden Mogilahöhe in flüchtig ausgekragten Schützenlöchern festgesetzt hatte. Auf diesen Höhenrücken hatte nach und nach ein ganzes russisches Artillerieregiment mit 48 Rohren seine Feuerkraft vereinigt. Heulend kam Lage auf Lage herangebraust und riß tiefe Lücken in die auf blanker Erde liegenden Schwarmlinien. Die im Abschnitt der 47er eingesetzte Batterie v. Bäumen vom Marburger Feldartillerie-Regiment tat, was in ihrer Kraft stand, um die verblutende Infanterie zu entlasten. Es war ihr jedoch unmöglich, die überall auftretenden Ziele gleichzeitig wirksam zu bekämpfen. Eine Zielangabe der Beobachtungsstelle auf der Mogilahöhe, die



der Batteriechef selbst besetzt hatte, jagte die andere. Gerade hatten die steiermärkischen Kanoniere trotz schärfster feindlicher Gegenwirkung eine russische Batterie niedergekämpft, als sie gegen mehrere flankierende russische Batterien Zielwechsel vorzunehmen hatte. Aber noch ehe die Rohre auf diesen neuen Gegner gerichtet waren, mußte die Batterie die Bekämpfung der feindlichen Artillerie aufgeben, denn jetzt trat der Russe auf der ganzen Linie zum Sturm auf die Mogila-Göhe an. Sieben Glieder tief brach er aus den deckenden Wäldern mit gefälltem Gewehr vor. Welle auf Welle stütete gegen die zerrissenen Schwarmlinien der 47er heran, in deren Reihen nur noch jeder zweite Mann den Feind mit dem Gewehr im Anschlag erwartete.

Nicht nur für die 47er, auch für die Batterie v. Bäumen ging es auf Tod und Leben. Bitter rächte sich an dieser hervorragend geführten und von einer erstklassig geschulten Mannschaft bedienten Batterie die Wehrsabotage des in der Mehrheit staatsfeindlichen Nationalitäten-Parlaments der Doppelmonarchie, das das Geer mit einer durchlöchernten und verrosteten Rüstung in seinen schwersten Kampf geschickt hatte. Jedem deutschen Artilleristen aus dem Reich hätte sich das Herz zusammengekrampft, wenn er hier seine Stammesbrüder und Waffengefährten aus der Steiermark an den veralteten Gaubitzen von 1899 hätte kämpfen sehen, an Geschützen ohne Rohrrücklauf, die kein Schnellfeuer ermöglichen, an Geschützen ohne Schutzsilde, deren Bedienungen deckungslos dem Splitterregen der Einschläge und den Geschossen feindlicher Infanterie ausgesetzt waren.

Was die steiermärkischen Kanoniere unter diesen Verhältnissen aus sich herausholten, steht als soldatische Leistung nur um so höher. Drei Stunden hatte das Inf. Regt. 47 dem russischen Ansturm getrogt. Das III. Bataillon unter Obstk. Scotti war auf der Mogila-Göhe zertrümmert worden. Mühsam erwehrten sich die beiden anderen Bataillone mit scharf zurückgebogenen Flügeln feindlicher Vorstöße. Rechter Hand schwärmt bereits im Rücken der Steiermärker russische Reiterei, an der eingerissenen linken Flanke hat der Regiments-Kommandeur, Oberst Mayer, zwei Kompanien um die flatternden Feldzeichen geschart und stemmt sich mit der Kraft der Verzweiflung den aus der Niederung

hervorbrechenden erdbraunen Schützenlinien entgegen. Auf beiden Flügeln umfaßt, droht das Regiment auf der Mogila abgeschnürt und erdrückt zu werden. Es zuckt in dem wetterharten Gesicht des im Frontdienst ergrauten Kommandeurs, als er seinem ruhmreichen Regiment in dieser ersten Schlacht den Befehl zum Rückzug geben muß, aber nicht nur bei den 47ern, die an diesem heißen Tage alles geleistet haben, was von einer guten Truppe nur verlangt werden kann, steht es schlecht; ärger noch sieht es an der übrigen Front der Armee aus, wo sich der Russe schon in vollem Vormarsch befindet. —

In dieser Stunde, als sich die Reste des 47. Regiments mühsam vom Gegner zu lösen suchen, gibt der von seiner Beobachtungsstelle zur Batterie geeilte Sptm. v. Bäumen den Befehl aus: „Rückzug der Infanterie decken!“ — Von sämtlichen Offizieren und Zugführern ist außer dem Batterieführer nur noch Fähnrich Vesely kampffähig, von sechs Geschützführern noch zwei, von der Mannschaft noch die Hälfte, aber sie kennt ihre Pflicht. Sie muß der aufgeriebenen Infanterie den Rücken frei halten. Und so feuern alle sechs Haubizen, nach links und rechts schwenkend, was die Rohre hergeben können und legen zwischen die zurückgehenden 47er und den scharf nachdrängenden Feind einen schützenden Kiesel.

Infanteriefeuer prasselt zwischen die Geschützstände. Kaum haben die letzten Trupps der 47er die Stellung durchschritten, als der Russe die Batterie zu überrumpeln sucht. Er wird mit Kartätschen empfangen. Ein überraschender Flankenstoß folgt. Da wirft sich der Rest der Kompanie Römer von den 47ern unter dem letzten noch lebenden Zugführer mit dem Bajonett auf die Russen und deckt die tapferen Kameraden der Schwesterwaffe mit ihrem Leibe. Dann geht auch diese Nachhut nach geglücktem Gegenstoß zu ihrem Regiment zurück.

Die Batterie ist allein. Sie kann ihre Geschütze nicht aufgeben, sie muß warten, bis die Prozen heran sind. Abend Schatten haben sich über das Schlachtfeld gesenkt, das ringsum von dem Flammenschein brennender Dörfer umloht ist. Wie ein Igel hat sich die Batterie zusammengerollt, nach allen Seiten recken sich die Rohrmündungen; sieberhaft ar-



beiten die Kanoniere, reißen die Verschlüsse auf, um die heißen Rohre zu fühlen, schleppen Munition herbei und stapeln Kartätsch-Schrapnells griffbereit.

Scharf hebt sich vom Abendhimmel der Schattenriß der Mogila-Göhe ab, auf deren Gängen es plötzlich lebendig wird. Eine dichte russische Schützenlinie schiebt sich lautlos vor. Auf 200, auf 150 m ist sie heran, da brandet ihr wilder Schlachtruf durch das Dunkel, ein scharfer Pfiff des Batteriechefs gellt dazwischen, und jetzt wird das „Urrä“ der russischen Sturmhaufen übertönt von dem Bersten der mit furchtbarer Wirkung in ihre Reihen schlagenden Kartätschen. Hart vor den Mündungen spritzt die russische Linie auseinander, zerrissen, zersetzt, zerstäubt in alle Winde ... Und jetzt nahen die Prozen — nur fünf konnten noch bespannt werden —, aber alle sechs Geschütze und die vier Munitionswagen werden zurückgeschleppt. Diese Batterie überläßt dem Feind auch nicht ein einziges Beutestück.

Vier Offiziere, 37 Kanoniere und 36 Pferde hatte die Batterie an diesem heißen Tage verloren, aber unbesiegt verließ sie das Schlachtfeld, auf dem sie in ihrem Gefechtsabschnitt als letzte Truppe am Feind ausgehalten hatte, bereit, sich für die aufgeriebene Infanterie bis zum letzten Mann zu opfern. „Als die Geldenbatterie die Linien des III. Bataillons passierte“, so berichtet Sptm. Mitteregger in der Geschichte des steiermärkischen Inf. Regts. 47, „stimmten die Mannschaften spontan die Volkshymne an. — Wohl jeder Mogila-Kämpfer wird zeitlebens der Kameraden der Gaubitzbatterie v. Bäumen in Dankbarkeit und Bewunderung gedenken.“ —



So wie hier eine steiermärkische Batterie in offener Feldschlacht, so sollten in der Materialschlacht an der Somme 1916 sächsische Kanoniere an einem einzigen Geschütz das Wort des großen österreichischen Artilleristen, General v. Furtenberg, wahr machen: „Ein wackerer Truppenteil hat nicht Rücken noch Flanke, sondern nur eine Front, woher der Feind auch komme.“ —

Das sächsische Feld-Art. Regt. 77 stand im Herbst 1916 an der Sommesfront von flers-Gueudecourt, gegen die sich am 15. September in Verbindung mit einem großangelegten Durchbruchversuch der erste britische Tankangriff im Weltkrieg richtete. Die 1. Batterie führte an diesem Tage Lt. Kohl, der sich während des britischen Trommelfeuers in der Stellung des Zuges Klengel befand. Dieser in einem Zohlweg bei Gueudecourt stehende Zug litt schwer unter dem britischen Wirkungsfeuer. Schon in den frühen Morgenstunden wurde das eine Geschütz durch Volltreffer zerstört. Auch das zweite Geschütz erhielt mehrere Treffer, blieb jedoch gefechtsfähig. Es mochte etwa 9 Uhr morgens sein, als vor der Geschützstellung mehrere Linien englischer Infanterie in Bataillonsstärke auftauchten. „Geschütz aus der Deckung heraus!“, befahl Lt. Kohl. Auf freiem Felde stehend, eröffnete das Geschütz auf 1200 m das Feuer auf die feindlichen Linien, als plötzlich aus der linken Flanke Infanteriegeschosse einschlugen. „Feind aus Richtung flers! Feuer schwenken!“, kommandierte der Batterieführer. Unteroffizier Hoffmann riß die Lafette nach links herum und nahm in direktem Schuß auf 800 m den neu aufgetauchten Gegner unter Feuer, der sich in raschen Sprüngen näherte. Auf 600, auf 500, auf 400, bis auf 200 m mußte die Entfernung verkürzt werden, dann erst kam das Vorgehen der Engländer unter der Wirkung des Schnellfeuers zum Stocken. „Wir beobachteten deutlich“, so heißt es in dem Gefechtsbericht des Lts. Klengel, „daß zwei englische Offiziere durch Zeigen mit der Hand auf uns und durch persönlich schneidendes Vorgehen den Befehl zum Sturm auf unser Geschütz gaben.“ —

Von neuem setzte der Feind zum Sprung an. Die Geschützbedienung arbeitet stumm und verbissen. Sie weiß, es geht ums Ganze. Richtkanonier Pieper zielt und feuert mit unerschütterlicher Ruhe. Auf 100 m ist der Engländer heran. „Kartätschen!“ brüllt durch den Kampflärm Leutnant Klengel den Kanonieren zu. Ein Kartätschschuß sitzt als Volltreffer in einem Trupp Engländer und wirbelt Menschen, Helme und Waffen durch die Luft. Bei diesem Anblick können die Kanoniere nicht an sich halten. Obwohl sie den Tod vor Augen haben, brechen sie in ein donnerndes Hurra



aus. Jeder Mann des Zuges, der bei der Bedienung des Geschützes entbehrlich ist, hat zum Karabiner gegriffen, die beiden Offiziere haben ihre Revolver gezogen, und so feuern sie auf die im Halbkreis um das Geschütz sich vorarbeitenden Engländer, die frontal durch die Kartätschen in achtunggebietender Entfernung gehalten werden.

Die höchste Soldatentugend, „der kämpferische Mut“, feiert hier bei dieser kleinen Schar eingekreister und auf verlorenem Posten ausharrender Artilleristen ihre Triumphe. Sie alle, die Lts. Kohl und Klengel, Uffz. Hoffmann und die acht Kanoniere sind aus einem Guß, Sommerkämpfer besten Schlages, die diesen ungleichen Kampf mit ihrem einen Geschütz und mit allen Waffen, die ihnen zur Verfügung stehen, bis zum Ende entschlossen durchführen. Und so zähe und hart verstehen diese elf Männer zu fechten, daß sie eine volle Stunde hier ein britisches Bataillon aufgehalten und zu Boden gedrückt haben, bis es einer englischen Abteilung gelingt, sich in der verlassenen Stellung des zweiten Geschützes im Sohlweg einzunisten und von links rückwärts her die tapfere Bedienung aufs Korn zu nehmen. Zwei, drei Kanoniere brechen getroffen zusammen. Jetzt schaltet sich auch ein flankierendes M.G. ein. Da gibt Lt. Kohl seiner Mannschaft den Befehl: „Stellung räumen!“ Einzelnen zurückgehen!“ — Ein Mann reißt den Verschuß heraus, ein Anstich, und das Richtgerät ist zertrümmert, dann versucht die Mannschaft sprungweise aus der Feuerzone der britischen Infanterie herauszukommen, während beide Offiziere den Rückzug decken. Jetzt aber liegen die englischen Schützen mitten im Ziel. Lt. Kohl sinkt tödlich getroffen zu Boden, seinen getreuen Richtkanonier Pieper faßt das feindliche M.G. Auch er bleibt tot auf dem Platz. Lt. Klengel und Gefr. Weißke wollen die Leiche des Batterieführers bergen, aber da sitzt auch dem Gefreiten schon ein Treffer im Arm. Mit nur drei Kanonieren gelang es Lt. Klengel, zu den eigenen Linien zu entkommen. —

Ein englischer Offizier, Capitaine Suddleston, hat im Jahre 1929 über diesen Kampf einen Bericht veröffentlicht. Der britische Offizier hat von seinem Standort aus nur Lt. Kohl am Geschütz und später mit der Pistole feuern sehen, hat später dem gefallenem deutschen Offizier die Pa-

piere abgenommen und stellt in seiner Erinnerung diesen heroischen Kampf so dar, als ob Lt. Kohl ihn als Letzter seiner Batterie ganz allein geführt hätte. Diese Darstellung, die auch mehrfach von deutscher Seite übernommen wurde, ist nach den Kriegsakten und Gefechtsberichten des Feld-Art.Regts. 77 nicht haltbar. Diese Richtigstellung, die der Kriegshistoriker den tapferen Kampfkameraden des Lt. Kohl schuldig ist, verkleinert die soldatische Leistung dieses gefallenen Offiziers in keiner Weise; aber das Wort des englischen Capitaine Guddleston: „Es war eine der schönsten Geldentaten, die ich während des Krieges sah...“, wird für die gesamte Geschützbedienung zu gelten haben, die — den blanken Stahl der britischen Sturminfanterie vor Augen — nicht wich und nicht wankte und Schulter an Schulter mit ihren beiden Offizieren in trotziger Abwehr eine Waffentat vollbrachte, die als vorbildliche artilleristische Kampfleistung unvergessen bleiben wird.



Der Artilleriebeobachter bildet das Auge seiner Batterie. Seine Wachsamkeit, Findigkeit und vor allem auch seine Geduld bei der Aufstöberung versteckter Ziele sind eine wesentliche Vorbedingung für die Erringung der Feuerüberlegenheit im Artilleriekampf. Nicht selten hat die zähe Arbeit eines einzigen Beobachters es den eigenen Batterien ermöglicht, erheblich überlegene feindliche Artillerie niederzukämpfen, bereitgestellte feindliche Reserven rechtzeitig zu entdecken und durch Feuerüberfall zu zerschlagen, bevor ihre Stoßkraft noch zur Geltung kommen konnte. —

Wenn in einem aktiven Regiment ein junger Reserveoffizier als Erster des ganzen Regiments mit dem E. K. I. Klasse ausgezeichnet wurde, dann wollte das Anfang 1915 schon etwas heißen. Dieser Offizier, Lt. R i e s c h i d, von der 6. Batterie des Feld-Art.Regts. 5, war einer jener Artilleriebeobachter, die durch ihren Schneid wie durch ihren ausgeprägten Spürsinn nicht nur ihrer eigenen Waffe, sondern vor allem auch der Infanterie unentbehrlich wurden.

Das Posener Regiment lag nach dem Erstarren der Fronten im Herbst 1914 an der Côte Lorraine, in jenem



Gebiet zwischen Maas und Mosel, das bis zum Sommer 1915 eine Großkampffront im Westen darstellte. Lt. Rieschick, der im wichtigsten Abschnitt dieser Front, auf der Combreshöhe, seine Beobachtungsstelle hatte, war Beobachter aus innerster Leidenschaft. Wochenlang hockte er, ohne sich ablösen zu lassen, bei der Infanterie in vorderster Linie, und bald gab es an dieser Front kaum einen Zweiten, der die feindliche Stellung so bis ins kleinste kannte, wie dieser Artillerist. Keine Grabenlinie, keinen Grat oder Baum, keine Schlucht oder Gebüschgruppe gab es, die sich Lt. Rieschick nicht in allen ihren Einzelheiten eingeprägt hatte. Wie sehr ihm diese genaue Kenntnis zustatten kommen sollte, erwies sich schon in der ersten Schlacht an der Combreshöhe im Februar 1915. Hier entdeckte Lt. Rieschick in einigen der zahlreichen Waldschluchten ein französisches Bataillon eng massiert in Sturmstellung. Das von ihm sofort dorthin geleitete Vernichtungsfeuer seiner Batterien richtete unter diesem Bataillon derartige Verheerungen an, daß es nach der Aussage eines gefangenen französischen Capitaine sich nicht einmal mehr zu einem Angriffsversuch aufzuraffen vermochte und sofort aus der Front gezogen werden mußte.

Am vierten Tage dieser Abwehrschlacht leistete sich Lt. Rieschick ein prachtvolles Stückchen. Durch einen Granatsplitter auf seiner Beobachtungsstelle verwundet, ließ er sich in einem Unterstand der vordersten Linie verbinden. Während der Sanitäter noch an ihm herumdocterte und der Leutnant dabei zufällig zum Bunker hinausschaute, sah er plötzlich — er konnte die Gestalten nur bis zum Koppel sehen — einen Trupp Rothosen vorbeilaufen. Gefangene konnten es nicht sein, denn schon ertönte draußen im Graben heftiger Kampflärm. Kein Zweifel, der Feind war in die Stellung eingebrochen ...

Ohne Rock, nur halb verbunden, springt der Leutnant hoch, läßt den verdutzten Sanitäter stehen und eilt in den Graben. Seine Ahnung hat ihn nicht getrogen. Der Franzose ist in die Stellung eingedrungen. Die von dem Einbruch betroffene Kompanie des Res. Inf. Regts. 130, die sämtliche Führer verloren hat, klammert sich noch an die letzten Reste ihres Kampfgrabens. Der schneidige Artillerist rafft sofort einige Gruppen zusammen, läßt die nach rückwärts

führenden Laufgräben abriegeln, eilt in die zweite Linie, holt Reserven vor und bricht an der Spitze der Infanteristen in die verlorengegangene vorderste Linie ein, die nach kurzem, wildem Grabenkampf zurückerobert wird. So war durch das entschlossene Eingreifen des verwundeten Artillerieoffiziers die Lage in vorderster Linie schnell wiederhergestellt.

Zwei Monate später, im April 1915, setzte als Auftakt der Frühjahrsoffensive zwischen La Bassée und Loretto ein neuer wuchtiger Angriff gegen die Combreshöhe ein. Lt. Rieschick stand in dieser Schlacht auf einem Posten, der für ihn wie geschaffen war. Er befehligte das „flankierungsgeschütz von Maizeray“, das nach seinen Vorschlägen schon vor Wochen — völlig unkenntlich — in den Ruinen eines ehemaligen Bauernhofes eingebaut war und die feindlichen Angriffe auf die Combreshöhe in direktem Schuß aus der Flanke zu fassen vermochte.

Von Beginn des französischen Infanterieangriffs an liegt das Geschütz im Schnellfeuer. Ziele tauchen in fast verwirrender Fülle auf. Die Kanoniere arbeiten in Semdsärmeln. Ein Eimer Wasser nach dem anderen muß über das glutheiße Rohr gegossen werden. Aber die in voller Wut entbrannte Infanterieschlacht duldet keine Atempause. Deutlich sieht die Bedienung die eigene Infanterie über Bank feuern, sieht das rote und blaue Gewimmel der französischen Sturmwellen, in die das Infanteriefeuer hineinschlägt und ihre aus der Flanke heransauchenden Granaten tiefe Furchen reißen. Und dann ein begeisterter Aufschrei am Geschütz: „Sie fliehen! Sie fliehen!“ — Schrapnell-Brennzünder werden hinterhergejagt.

Aber auch der Franzose hat seit Tagen seine eindigsten Beobachter eingesetzt, um dieses gefürchtete flankierungsgeschütz in seinem Versteck aufzustöbern. Und jetzt hat der Geschosqualm und die von dem heißen Rohr aufsteigende Dampfssäule den Standort des Geschützes verraten. 425 Granaten hat Lt. Rieschick's Geschütz aus dem Rohr — eine für damalige Zeiten ganz gewaltige Geschoszahl —, da hat eine schwere feindliche Batterie das Geschütz entdeckt, eingegabelt, und schon sitzt eine Granate schwersten Kalibers mitten in dem Gemäuer ...



Von irgendwoher läuft bei dem Abteilungs-Kommandeur die Meldung ein: „Flankierungsgeschütz schwelgt!“ — Am Abend dieses 5. April findet eine Patrouille, unter eingestürztem Mauerwerk verschüttet, neben dem gefallenem Lt. Kieschick die Kriegsfreiwilligen Gehr. Rackwitz und Engelmann, die Kanoniere Köffel und Meder tot auf. Nur zwei Mann, Utffz. Alten und Gehr. Fischer, konnten lebend geborgen werden. Auf das Grabkreuz dieser tapferen Geschützbedienung aber schrieb Kameradenhand: „Sie haben einen guten Kampf gekämpft ...“

## Fahrer

„Es ist manchmal leichter“, so heißt es in der Ausbildungsvorschrift des Reichsheeres, „dem Feind mit der Waffe in der Hand gegenüberzustehen, als in stummem Pflichtbewußtsein durch Sperrfeuer, Gas und unwegsames Gelände, in finsterner Nacht, auf grundlosen, verschneiten, vereisten Wegen ... der kämpfenden Truppe das zu bringen, was ihr zum Siege verhelfen soll. Schutzlos ist der Fahrer plötzlich einsetzendem Artilleriefeuer ausgesetzt. Ihn bindet die Pflicht an seine Pferde, die er nicht verlassen darf. Oft ist die Erfüllung des einfachen Auftrages nur unter rücksichtslosem Einsetzen von Mann und Pferd möglich.“ —

Hier ist die hohe Verantwortung des Fahrers und seine entsagungsvolle Pflicht bei der Sicherstellung des lebensnotwendigen Nachschubs für die Front in knappen Worten ausgesprochen. Wie sich Fahrer in gefährlichen Gefechtslagen bewährten, wie sie in schneidigem, oft freiwilligem Einsatz der schwer ringenden Front in Stunden der Not Hilfe brachten, das soll hier an einigen markanten Beispielen kurz dargestellt werden. —

Der 19. November 1914 war für die thüringischen Regimenter der 38. Division einer der schwersten Tage des Krieges. Die Schlacht um Lodz hatte ihren Höhepunkt erreicht. Auf ihrem Einkreisungsmarsch nach Pabianice, wo sie der über Brzeziny vormarschierenden und tief in den

Rücken der Russen gelangten Stoßgruppe Scheffer-Boyadel die Hand zum Schließen des Kessels reichen sollten, standen die Thüringer dicht vor dem Ziel, als ein in Eilmärschen herbeigeeiltes sibirisches Armeekorps sie im Flankenangriff packte. —

Der Zusammenprall ist ungemein hart und blutig. Die Kompanien des Geraer Inf. Regts. 96 sind zu schwachen Zügen zusammengeschmolzen. Drei Bataillons-Kommandeure und zwei Drittel des Offizierskorps hat die Schlacht dem Regiment bereits gekostet. Wuchtig branden die Angriffe der Sibirier vor. Dreimal, viermal bricht der Sturm im Schützenfeuer der 96er zusammen, aber frische Reserven füllen die Reihen der Russen auf. Da geht der Ruf: „Munition verschossen!“ durch die Reihen der 96er. Meldung auf Meldung trifft bei den wenigen überlebenden Offizieren über den ständig bedrohlicher werdenden Patronenmangel ein. Die Taschen der Gefallenen sind bereits geleert. Die meisten Gruppen haben je Mann noch 10—15 Patronen, etliche haben sich vollständig verschossen. Melder springen in der Schützenlinie hoch, eilen zurück. Das Signal: „Seitengewehr pflanzt auf!“ ertönt über das Feld. Es sind schwere Augenblicke für die Führer, deren Blick sorgenvoll die gelichteten Reihen überfliegt. Schon rüstet der Sibirier zu neuem Sturm, schon tauchen die hohen Pelmützen hinter den Gäusern von Kudrowice auf, aber kein Mann in der Schützenlinie wankt. Ingrimmig setzen die Musketiere ihren letzten Ladestreifen in das Magazin ein, sie wissen, es geht diesmal auf Tod und Leben ...

Da erdröhnt hinter ihnen dumpfer Gusschlag auf dem hart gefrorenen Boden. Von Meldern alarmiert, prescht ein Patronenwagen heran. Im Galopp, mit wehenden Mähnen, Schaumpflocken vor dem Maul, jagt das Gespann vor. Der Fahrer steht aufrecht auf dem Bock. Unaufhörlich saust seine Peitsche auf die Pferde Rücken nieder. Mit unglaublichem Schneid bringt er den Wagen durch das ihm entgegenprasselnde Feuer vor. Auf 100 m — auf 50 m ist das Gespann an die Schützenlinie herangekommen, da reißt ein Treffer den Fahrer vom Bock, die Zügel behält der Brave fest in der Faust, er wird ein Stück mitgeschleift, da brechen gleichzeitig tödlich getroffen beide Pferde zusammen.



Aber schon ist Oblt. v. d. Becke hinzugesprungen, reißt den Verschlag auf und hastet mit Patronenpaketen und Gurten beladen zu seiner Kompanie zurück, und seinem Beispiel folgend, stürzt eine Anzahl Musketiere herbei, nimmt, was sie schleppen kann, und dann flogen die Päckchen von Sand zu Sand. Ein Aufatmen geht durch die Schützenlinie. Mit hartem Ruck werden die Kammerknöpfe herumgerissen, fährt das Schloß zurück. Ein Druck mit dem Daumen ... hinein mit den Ladestreifen! Kollend hallt das Gewehrfeuer über das Feld, wirft die Sibirier in die Ackerfurchen und treibt sie hinter die schützenden Häuser des Dorfes zurück. — Im letzten Augenblick hatte der opferbereite Einsatz eines unbekannten Fahrers das Schicksal gewendet. —

Den Fahrer „bindet die Pflicht an seine Pferde, die er nicht verlassen darf“. Was dieser inhaltschwere Satz im Ernstfall an den Fahrer für Anforderungen stellt, soll ein Vorfall aus der Lorettschlacht 1915 beleuchten. In den ersten Tagen dieser Schlacht hatten die Batterien des Karlsruher Feld-Art.Regts. 14 ganz vortrefflich als Wellenbrecher gewirkt. Um so mehr suchte die französische Artillerie diesen lästigen Gegner durch Massenbeschuß niederzukämpfen. Besonders heiß war es bei der 4. Batterie des Sptm. Fzhr. v. Roeder in Souchez zugegangen. Eine Anzahl toter und verwundeter Kanoniere, brennende Munitionsstapel und drei zum Schweigen gebrachte Geschütze zeugten von der Schwere des Kampfes. Um die Batterie durch Stellungswechsel aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien, befahl der Regimentskommandeur: „Prozen vor!“ —

Das ist ein Befehl, bei dem in dieser Lage jeder Fahrer weiß: Es geht hart auf hart. Schon bei dem Anmarsch setzt es schweren Beschuß. Auf der Straße nach Souchez befiehlt der Prozenführer, Wachtmeister Müller, Galopp. Mit 200 m Abstand jagen die Gespanne nach Souchez hinein. Hier ist die Hölle entfesselt. Häuser und Mauern krachen unter der Wucht der schweren Einschläge zusammen. Ein Hagel von Dachziegeln und Steinen prasselt auf die Straße nieder. Volltreffer reißen Gespanne zu Boden. Kaum können die Vorder- und Stangenreiter die vor Angst toll gewordenen Pferde noch bändigen.

Da wird hinter Schutthaufen und Staubwolken die Batterie sichtbar. Auch Sptm. Frhr v. Roeder hat seine heranjagenden Prozen entdeckt, eilt ihnen entgegen. „Um Gottes willen, Kinder, was wollt ihr hier?“ — Die Batterie liegt unter einem tollen Beschuß. Ein Aufprozen ist jetzt ganz unmöglich, oder man riskiert, daß sämtliche Gespanne zusammengeschoffen werden. „Prozen zurück!“ befiehlt der Hauptmann. In jagender Fahrt geht es zum jenseitigen Dorfausgang zurück. Der Versuch muß bei Dunkelheit wiederholt werden.

Der Fahrer B a c k f i s c h war auf dieser wilden Fahrt als Stangenreiter eingeteilt worden. Zu seiner Linken führt er noch das Pferd eines Zugführers mit. Es wird ihm in der Dorfstraße von Souchez durch Granatsplitter getötet. Ein Granateinschlag wirft den Vorderreiter aus dem Sattel, die Vorderpferde werden schwer verwundet. Zugleich werden auch die Stangenpferde von Splittern getroffen. Die aufs höchste erregten Gespanne gehen mit der Proze durch. B a c k f i s c h kommt zu Fall und sieht im gleichen Augenblick, wie die Pferde in einem wirren Knäuel zusammenstürzen.

Sofort ist B a c k f i s c h wieder hoch. Einschläge bersten ringsum. Scheußlich, wenn die Granatsplitter auf Steine prallen. Infanteristen springen in langen Sätzen vorüber. Sie haben es gut in diesem Augenblick, sie können das Feuer unterlaufen. Wer möchte hier nicht aus dieser elenden Dorfstraße heraus!

Aber die Pferde im Stich lassen? — Ausgeschlossen! — Mit wenigen Sätzen ist der Fahrer bei den in den Strängen verwickelten, blutenden und wild um sich keilenden Pferden. Inmitten der krachenden Detonationen und des wüsten Lärmes einstürzender Häuser macht sich B a c k f i s c h daran, die Gespanne zu entwirren, die Pferde hochzureißen, das Geschirr zu ordnen, die an allen Gliedern zitternden Tiere zu beruhigen und wieder anzuspinnen. Dies alles — auf sich allein angewiesen — zu tun und in diesem brodelnden Hefenfessel nicht die Ruhe zu verlieren, war schon eine Tat. Es gelingt B a c k f i s c h aufzusitzen und über Steintrümmer und zerspaltene Telegraphenstangen hinweg glücklich aus dem Dorf herauszukommen, wo die Prozen sich nach Verlust mehrerer



Fahrer und 13 gefallener und verwundeter Pferde wieder sammelten. Backfisch wurde wegen seiner Unerfroffenheit sofort zum Gefreiten ernannt. —

Eine Bravourleistung, die ihresgleichen sucht, vollbrachte in der Osterschlacht bei Arras 1917 eine Munitionskolonne des westfälischen Fuß-Art. Regts. Nr. 7. Die 5. Batterie des Regiments, eine Mörserbatterie, hatte sich vollständig verschossen. Eine Munitionsreserve von 50 Granaten, die noch in der Feuerstellung lagerte, war nicht brauchbar, da Volltreffer die Kartuschen zur Explosion gebracht hatten. Zu allem Unglück brachten Meldeläufer von vorn die Nachricht, daß der Engländer die nur 2000 m vor der Batteriestellung gelegenen Infanterielinien durchbrochen habe und im Vordringen sei. Nähere Einzelheiten waren nicht zu erfahren.

Der Batterieführer, Oblt. Güttnann, ließ sofort alle Vorbereitungen zum Sprengen der Geschütze treffen. Die Kanoniere griffen zum Karabiner und bildeten eine Sicherungslinie vor der Batterie. Zwei eintreffende M.G.-Bedienungen wurden an beiden Flügeln eingesetzt.

Um 10 Uhr vormittags war eine ernst lautende Meldung der Batterie Güttnann beim Regimentsstab eingelaufen: „... Batterie hat keine Kartuschen mehr. Feind seitlich bereits über die Feuerstellung vorgebrungen!“ — Der Batterie mußte unter allen Umständen geholfen werden. Auch auf die Gefahr hin, daß der Munitionswagen feindlicher Infanterie in die Hände fiel, mußte der Versuch unternommen werden, Kartuschen bis in die Feuerstellung vorzuschaffen.

„Freiwillige vor!“ — Sofort meldeten sich von den Mannschaften der Munitionskolonne außer dem Führer, Uffz. Klörfeld, als Begleiter die Gefr. Müller und Hartmann sowie Kan. Kaufmann. Drei Fahrer mit den besten und kräftigsten Gespannen fuhren den Munitionswagen.

Es ist ein toller Anmarschweg. In scharfem Trab geht es durch das von tosenden Einschlägen widerhallende Vis en Artois. Am Ausgang hätte es um ein Saar Fahrer und Wagen gepackt. Hart neben dem Gefährt ging ein schweres Kaliber in eine Mauer. Ein Sprühregen von Splintern ergoß sich auf die Straße und riß einen Trupp Pioniere, der hier mit Aufräumarbeiten beschäftigt war, zu Boden.

Aber nur nicht umsehen! In scharfer Gangart ging es über die von tiefen Granattrichtern aufgerissene Straße vorwärts, auf der das schwere Fahrzeug mehr sprang als rollte. Kurz vor Chérisy lag schweigend die Batterie. Von einer Höhe herab führte der Anmarschweg durch einen tief eingeschnittenen Zohlweg. Der Führer schickte Kan. Kaufmann zur Erkundung vor. Vorsichtig pirschte sich Kaufmann bis an den Zohlweg heran und entdeckte hier eine offenbar versprengte britische Abteilung von 30—40 Mann. Schnell zog er sich zurück. Der Feind hatte ihn nicht entdeckt.

Utffz. Klörfelds Entschluß steht sofort fest: **D r a u f u n d d u r c h !** — Der Wagen fährt an. Im Galopp prescht er in den Zohlweg hinein. Die Briten glauben eine gespenstische Erscheinung zu sehen, als das sechsspännige schwere Fahrzeug wie ein Unwetter auf sie zugebraust kommt. Zum Feuern bleibt ihnen gar keine Zeit. Hals über Kopf spritzen sie auseinander, Flettern rechts und links die Böschung hoch, um in dem schmalen Engpaß nicht überfahren und zermalmt zu werden. — Der Durchbruch ist den verwegenen Fahrern geglückt. Zwei Minuten später kann Utffz. Klörfeld dem Batterieführer melden: „Kartuschen zur Stelle!“ — Schon haben die Kanoniere den Wagen abgeladen, und gleich darauf donnert die erste Mörsergranate aus dem Rohr. Der tollkühne Entschluß des Kolonnenführers und der mit einzigartigem Fahrer-Schneid durchgeführte Durchbruch durch die britische Infanterie hatte in kritischster Stunde die Mörserbatterie wieder wehrhaft gemacht.



Auf eine besonders harte Probe wird die Haltung der Fahrer bei einer ausbrechenden Panik gestellt, so wie sie sich im Verlauf der Schlacht bei Longwy im August 1914 als Folge eines überraschenden Feuerüberfalls auf angehäuften Fahrzeugkolonnen einstellte. — Im Abschnitt des V. poseschen Korps schien die Schlacht am Nachmittag bereits entschieden. Die französische Infanterie flutete zurück. Auch die Artillerie war offenbar im Abbau begriffen, denn nur vereinzelte Schrapnells streuten noch das Gelände ab. Auf einer Anhöhe hielten der Stab der 10. Division sowie mehrere



Regimentsstäbe und beobachteten. Etwa 300 m hinter der Anhöhe waren die Fahrzeuge der M.G.K. und der gesamten Gefechtsbagage des Posener Gren.Regts. 6 sowie Progen und Munitionswagen eines Artillerieregiments aufgefahren.

Plötzlich setzte auf die Anhöhe und den dichtgedrängten Fahrzeugpark aus heiterem Himmel ein rasender Feuerüberfall ein, der innerhalb weniger Minuten tolle Verheerungen anrichtete. Gleich die erste Schrapnellladung schlug mitten in die Stäbe hinein. Der Regimentskommandeur der 6. Grenadiere und sein Adjutant fielen, auch der Generalstabs-offizier der Division und mehrere andere Adjutanten und Ordonnanzoffiziere brachen neben zahlreichen Befehlsempfängern und Telephonisten tödlich getroffen zusammen. Zugleich schlugen ganze Batteriesalven in die Ansammlung von Gespannen und Fahrzeugen. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Wildgewordene und verwundete Gespanne rissen sich los oder gingen mit den Fahrzeugen durch. Fahrer, die sich ihnen entgegenzuwerfen suchten, wurden umgerissen und überfahren, Verwundete durch Zufschläge verletzt. Dazwischen zusammengebrochene Pferde, die, noch in den Strängen hängend, von den anderen mitgeschleift wurden...

Da sich der Chef der M.G.K., Hauptmann von Puttkammer, mit sämtlichen Zugführern zur Beobachtung nach der etwa 300 m entfernten Anhöhe begeben hatte, befand sich bei der M.G.K. nicht ein einziger Offizier, als das Unglück geschah. Mit äußerster Energie versuchten Feldwebel Bier und die anwesenden Unteroffiziere der ausbrechenden Panik zu begegnen. Es gelang dem Feldwebel, mit einigen schnell zusammengegrassten Mannschaften in raschem Zusaffen mehrere Fahrzeuge zum Stehen zu bringen und durchgehende Gespanne einzufangen; Unteroffiziere zogen ihre Pistolen, gaben schwerverwundeten Pferden den Gnadenschuß, schirrten sie ab, entwirrten die Stränge, sprangen mit einigen Schützen an die Fahrzeuge, um die Gewehre frei zu machen und in Sicherheit zu bringen.

Und dort, wo die Panik um sich greift, wo Mannschaften sinnlos aus dem Getümmel davonstürzen, sind es einfache Soldaten, die mit ihrem Beispiel ihre Kameraden wieder aufrütteln. Da ist ein unbekannter Schütze, der, aus einer Kopfwunde blutend, von zwei Schrapnellkugeln in die Schulter getroffen, mit übermenschlicher Anstrengung die

schweren Patronenkästen aus dem Getümmel schafft, zurückläuft, sich von neuem belädt und wieder davonkeucht, bis er vor Schwäche und Blutverlust zusammenbricht. Und da ist der Gefr. Ritter, ein Fahrer... Obwohl er nicht im Reiten ausgebildet ist, schwingt er sich auf ein Pferd, bändigt das aufgeregte Tier, sammelt mit lauter Kommandostimme und befehlerischer Geste verstörte Trupps, führt sie zurück und macht sich sodann mit eiserner Ruhe daran, die Fahrzeuge wieder gefechtsbereit zu machen und die Gespanne in Ordnung zu bringen. Seine Kaltblütigkeit und Tatkraft gibt auch den von dem Feuerüberfall völlig erschütterten und durcheinandergewirbelten Mannschaften schnell ihre Haltung wieder. Dieser Befreite hat das Wort des Generalfeldmarschalls von Saeseler wahrgemacht: „Im Ernstfall muß jeder Soldat sein eigener Offizier sein können!“ —

Und wenn der mit seinen Offizieren herbeigeeilte Kompaniechef, Hauptmann von Puttkammer, sagen konnte: „So nervenzerrüttend auch das Artilleriesfeuer und seine unmittelbare Wirkung auf den einzelnen gewesen sein mag, so herzerhebend war es zu sehen, mit welcher Selbstverständlichkeit und Schnelligkeit die Ordnung wiederhergestellt wurde“, so galten diese anerkennenden Worte vor allem den Männern vom Schlage des Gefr. Ritter und des unbekannten Schützen, die durch ihr Beispiel der aufkeimenden Panik sofort einen Kiegel vorgeschoben hatten.

## Pioniere

Die Pioniere können mit berechtigtem Stolz von sich sagen, daß sie im Weltkrieg nicht nur auf den meisten Gebieten neuartiger Waffentechnik *b a h n b r e c h e n d* gewirkt haben, sondern auch von der Führung zu den vielseitigsten Aufgaben herangezogen wurden, die jemals im Verlauf eines Feldzuges einer Waffengattung gestellt waren. Wir finden Pioniere bei dem Landstreich auf Lüttich, in den belgischen Straßenkämpfen in treuer Waffenbrüderschaft neben der Infanterie und als Sprengpatrouillen Seite an Seite mit der Kavallerie. Wir sehen sie bei Beginn des Stellungskrieges über der Erde als erste Stoßtrupps *v o r* den Sturm-



wellen der Infanterie und unter der Erde als Mineure und Sprengtrupps im erbarmungslosen Minenkrieg. Pioniere waren bei dem verwegenen Überfall auf das Fort Douaumont und der Erstürmung des Sperrforts Camp des Romains beteiligt, und in den wilden Nahkämpfen um das Panzerfort Vaux blitz neben hervorragenden Infanterieführern der Name des Pionier-Leutnants Ruberg und seiner Mannschaft auf. — Wo Flußschranken den Vormarsch hemmten, führten Pioniere das schwierige Unternehmen des Übersetzens der Sturmtruppen und den Brückenschlag durch. Donau und Duna, Bug, Dnjestr und Njemen, vor allem aber die unter schwersten Blutopfern erstrittenen Übergänge über Marne und Piave 1918 bilden unverwelfbare Ruhmeskränze der deutschen und österreichischen Pionierwaffe.

Außer den bereits vorweggenommenen Darstellungen können in diesem Rahmen nur einige besonders eindrucksvolle kriegerische Leistungen deutscher Pioniere herausgegriffen werden. Sie genügen jedoch, um den Geist, der die Männer der „schwarzen Waffe“ beseelte, zu kennzeichnen. — Im Frühjahr 1915 lag das I. Bataillon des bayerischen Pionier-Regiments an der La-Bassée-Front, die durch vielfache Minensprengungen in Atem gehalten wurde. In diesem Minierkampf leistete sich der junge Pionier-Leutnant Dostler einen tollkühnen Streich. Der aufsichtsführende Unteroffizier hatte Dostler gemeldet, daß „vor Ort“ auf feindlicher Seite Miniergeräusche zu vernehmen wären. Mit dem Abhörgerät ausgerüstet, stieg Dostler sofort in den Stollen hinunter und stellte fest, daß die feindlichen Mineure höchstens noch zwei Meter entfernt sein konnten. Noch hätten die Bayern Zeit gehabt, ihre Ladung anzubringen und den feindlichen Stollen abzuquetschen. Aber die Vorbereitungen hätten den Feind warnen und zu rechtzeitiger Räumung veranlassen können. Lt. Dostler wollte mehr. Er legte es darauf ab, den Feind in den eigenen Stollen einbrechen zu lassen und ihn hier zu vernichten oder abzufangen.

In knappen Worten setzte er den Pionieren seine Absicht auseinander. Die Mannschaft war mit Feuereifer bei der Sache. Mit äußerster Vorsicht wurden in mühseliger Arbeit aus dem eigenen Querstollen die Schurzrahmen entfernt, die den französischen Pionieren den eigenen Stollengang frühzeitig verraten hätten. Dann wartete gespannt jeder Mann

die weitere Entwicklung der Dinge ab. Nach drei Stunden war die Spannung aufs höchste gestiegen. Immer deutlicher wurde das monotone Surren des Bohrers hörbar. Mit entschuldigter Pistole lagen in der Finsternis Lt. Dostler und seine Mannschaft sprungbereit. Unheimlich wirkte die Stille. Nur das Xrrrr—Xrrrr des Steinbohrers jenseits der Wand und der stoßweise Atem der Männer war zu vernehmen.

Da — die Augen bohren sich in die Dunkelheit hinein, fester umschließt die Hand den Pistolenschaft — bricht das Gestein. Vier Gestalten, schwarz, schattenhaft, wie Geister der Unterwelt, tauchen vor den Pionieren auf. — „Feuer!“ — Mit mächtigem Widerhall peitschen die Pistolenschüsse der Bayern durch den Hohlweg. Zwei Franzosen brechen mit gellendem Aufschrei zusammen, zwei Gegner flüchten, als ob ihnen der Böse im Nacken säße.

Der „vor Ort“ arbeitende feindliche Mineur ist verwundet zu Boden gesunken. Auf ihn stürzen sich die Pioniere Schedel und Dürrbach. Sie haben es mit einem harten Gegner zu tun. Erst nach heftigem Sandgemenge gelingt es ihnen, den wild um sich schlagenden und stoßenden Franzosen an den Beinen zu packen und in den eigenen Stollen hinüberzuziehen. In diesem Augenblick ertönte das Trappen eiliger Schritte. Aus einem Seitenstollen kommt auf die Schüsse hin ein Trupp französischer Mineure herausgelaufen. Der Lichtkegel einer aufflammenden Blendlaterne faßt sie. Eine Anzahl bricht im Pistolen-Schnellfeuer der bayerischen Pioniere zusammen. Der Rest konnte im Dunkel des Stollenganges entkommen.

Die französische Miniermannschaft war aufgerieben, das Legen der Kontermine vereitelt. Bereits eine Stunde später ging die schnell zündfertig gemachte deutsche Mine hoch und quetschte den französischen Stollen ab. Dostlers tollkühner Sandstreich war in vollem Umfang geglückt. Nur Soldaten, die aus härtestem Holz geschnitzt waren und keine Nerven kannten, waren fähig, einen solchen Überfall tief unter der Erde zu wagen und mit einer Kaltblütigkeit durchzuführen, wie es Lt. Dostler mit seinen Pionieren tat.

Wie so manchen anderen hervorragenden Pionier sah der Krieg in seinem weiteren Verlauf auch den inzwischen zum Oberleutnant beförderten Dostler als berühmten Jagdsieger.



Oblt. Dostler — bereits im Sommer 1917 mit dem Pour le mérite ausgezeichnet — war als Führer einer Jagdstaffel im Richthofen-Geschwader einer der erprobtesten Mitkämpfer des Rittmeisters. In der Flandernschlacht 1917 ereilte ihn sein Schicksal. Der damalige Geschwader-Adjutant, Oblt. Bodenschatz, hat seinem alten Kriegsschulkameraden einen ergreifenden soldatischen Nachruf geschrieben: „... Am 21. 8. trifft das Geschwader ein harter Schlag: Oblt. Dostler kehrt von einem Jagdflug nicht mehr zurück. Was mit diesem Namen an Tapferkeit und Kampffreudigkeit verknüpft war, ist kaum zu sagen. Der Rittmeister ist von diesem Verlust schwer getroffen. Er schickt Ketten vor, ihn zu suchen... Wenn jeweils einer der Kameraden nicht mehr zurückkehrte, ist es am Abend im Kasino immer etwas stiller, aber nicht lange. Es besteht keine Verabredung, aber es wird nicht viel von dem Gefallenen gesprochen, das geschieht erst später... An diesem Abend ist es länger still als sonst. Dostler war nicht der oder jener gewesen. Weiß Gott, das war er nicht gewesen...“



Die schroffen Gegensätze, die der Weltkrieg im schnellen Wechsel des Geschehens hervorzauberte, können kaum schärfer in Erscheinung treten als hier bei den Männern der „schwarzen Waffe“, die wir soeben in die finsternen Stollen unter der Erde begleitet haben und jetzt in frischem Angriff auf freiem Felde antreffen werden.

In dem zweiten Abschnitt der deutschen Flandernoffensive 1918, die ihre Krönung in der Erstürmung des Kemmel-Massivs fand, war die 1. Feldkompanie des magdeburgischen Pionier-Batls. 4 der Angriffsinfanterie der 7. Division zugeteilt, die den Sturm auf den Kemmel nördlich des Höhenmassivs zu begleiten hatte. Der Pionierzug des Lt. Damm aß hatte bei dem Angriff im dichten Morgennebel den Anschluß an die Infanterie verloren, aber kurz entschlossen setzte der Führer seine Pioniere zum Stoß auf das von der Division befohlene Tagesziel, den Xpern-Comines-Kanal, an.

Unweit des Kanaldammes prallten die Pioniere auf starke englische Bereitschaftstruppen, die zum großen Teil noch in

ihren Unterständen hockten. Der überraschte Gegner wird von den Pionieren glatt überrannt. Nahschüsse brechen aufstackernden Widerstand. Wo sich die Bunkerbesatzungen nicht ergeben wollen, verrichten hineingeschleuderte Handgranaten ganze Arbeit. Mit brausendem Gurra setzt der nur 42 Gewehre starke Zug den fliehenden Engländern nach. An dem Kanaldamm stoßen die Pioniere auf eine Anzahl tiefer Stollen, in denen es von Engländern wimmelt. Einige Unterstände können sofort gesperrt werden, aber aus anderen quillt es Phatibraun heraus. Es kommt zu wilden Szenen. Die Pioniere wissen, daß sie den würgenden Griff an der Kehle des Gegners nicht lockern dürfen, sonst werden sie erdrückt. Sie stehen 40 gegen 400... Aber auch die Briten wissen, daß dieser Kampf auf Leben und Tod geht. Mit Gewalt versuchen sie, aus den Menschenfallen der tiefen Stollen auszubrechen. Übereinander geschichtet liegen an den Ausgängen die Gefallenen, über deren Leiber hinweg die Masse der Kampffähigen mit Todesverachtung sich Bahn zu brechen sucht.

Auch die Pioniere bluten in diesem mörderischen Nahkampf schwer. Aus der Flanke peitscht M.G.-Feuer über die Dammböschung hinweg. Zugleich hat eine britische Feldbatterie die verzweifelte Lage des überrumpelten Bataillons erkannt und bemüht sich, ihm mit kurzen rasanten Feuerüberfällen Luft zu machen. Lt. Damm aß hat einen Nahschuß quer durch die Hand erhalten, der zweite Portepeträger des Zuges, Vfw. Beyer, ist gleichfalls verwundet. Ein Pionier nach dem anderen sinkt getroffen zu Boden, aber diese eiserne Schar läßt nicht locker. Der ganze Zug zählt noch sieben Unverwundete, aber jeder Verwundete, der noch aufrecht stehen kann, kämpft weiter, und selbst die am Boden liegenden Schwerverwundeten suchen noch nach Kräften zu helfen und reichen ihren Kameraden die geladenen Karabiner und Munition zu. Noch einmal steht die Entscheidung auf des Messers Schneide, als eine britische Abteilung zu einem Befreiungsstoß ansetzt, der bis auf die Dammkrone herausbrandet. Hier aber wird er in einem wilden Handgranatenkampf, bei dem Sergeant Götzling und Gefr. Zwanziger Unglaubliches leisten, abgefangen.

Am Abend strecken die letzten Reste der in den Stollen eingeschlossenen Briten die Waffen. Die sieben unverwundeten Pioniere mit ihrem verwundeten Leutnant an der Spitze



führen 8 Offiziere und 220 Briten gefangen ab. Die Leichtverwundeten schaffen ihre gefallenen und schwerverletzten Kameraden zurück. Der Zug Dammas, der in diesem heroischen Kampf von seinen 42 Mann zehn Tote und 25 Verwundete eingebüßt hatte, wurde bei seinem Eintreffen in der erheblich zurückgebliebenen eigenen Linie jubelnd begrüßt. Man hatte ihn bereits aufgegeben.

Verwegenes Draufgängertum und hartes Durchstehen im Kampf gegen eine vielfache Übermacht hatten den Sturmangriff der Magdeburger Pioniere mit einem Glanzersolg gekrönt, der jeden Vergleich mit den hervorragendsten infanteristischen Waffentaten aushält. Der alte soldatische Wahlspruch aus dem friderizianischen Zeitalter war an diesen Pionieren in Erfüllung gegangen:

„So hoch hängt nichts,  
Gerunter holt's die Klinge!  
Der faßt, die zugreift,  
Reißen alle Dinge.“

## Die Pflichten des deutschen Soldaten

### 4.

Gehorsam ist die Grundlage der Wehrmacht, Vertrauen  
die Grundlage des Gehorsams.

Soldatisches Führertum beruht auf Verantwortungs-  
freude, überlegenem Können und unermüdlicher Fürsorge.



# Die Dittchen

des ersten Bannes

Erstmalig ist die Geschichte der Dittchen, Dittchen

die Geschichte der Dittchen

Erstmalig ist die Geschichte der Dittchen, Dittchen

Erstmalig ist die Geschichte der Dittchen, Dittchen

## Ludendorff und Emmich vor Lüttich

In den letzten Tagen des Juli 1914 waren auf dem Bitscher Exerzierplatz die beiden Infanterie-Regimenter der 88. Brigade in Straßburg zur Besichtigung angetreten. Zum erstenmal stellte der neue Kommandeur, Generalmajor *L u d e n d o r f f*, seine Truppe dem Kommandierenden General vor.

Hier in der westlichen Grenzmark war die dumpfe Schwüle, die seit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers über Europa lastete, und die Hochspannung, die gerade in diesen Tagen die leidenschaftlichen Ausbrüche bei dem Empfang Poincarés am Zarenhofe hervorgerufen hatten, weit stärker spürbar als im Inland. „Tiefernte Stimmung lag auf dem Besichtigenden, dem Besichtigten und der Truppe“, aber trotzdem wäre niemandem in den Sinn gekommen, daß schon acht Tage später General Ludendorff zwischen den Sperrforts von Lüttich im Nahkampf stehend und mit dem ganzen Einsatz seiner starken Persönlichkeit den deutschen Waffen zu einem der glänzendsten Erfolge des Weltkrieges verhelfen sollte.

Der Mobilmachungsbefehl hatte Ludendorff zum Oberquartiermeister der Armee von Bülow bestimmt. Bereits am 2. August 1914 hatte Ludendorff seine Garnison Straßburg verlassen und sich nach Aachen in den Aufmarschraum seiner Armee begeben. Hier traf auch am nächsten Tage General d. Inf. v. *E m m i c h* mit seinem Stabe ein. Die beiden Männer, die in den nächsten Tagen und Nächten gemeinsam vor schwerste Führerentschlüsse gestellt werden sollten, sahen sich hier in Aachen zum erstenmal in ihrem Leben.

General v. Emmich war für den Fall, daß Belgien einen friedlichen Durchmarsch deutscher Truppen durch sein Gebiet verweigerte, dazu ausersehen, die starke Festung Lüttich in *S a n d s t r e i c h* zu nehmen. Da die belgische Regierung den Durchmarsch deutscher Truppen mit Waffengewalt zu verhindern drohte, mußte das Schwert entscheiden.



Es war ein Gedanke von außerordentlicher Kühnheit, mit einer schnell an die Grenze geworfenen, noch nicht mobil gemachten kleinen Streitmacht von sechs friedensschwachen Brigaden in Stärke von 25 000 Gewehren eine mit modernsten Panzerforts umgürtete Festung zu erstürmen, die schon durch ihre von der Natur selten begünstigte Lage jeder Überraschung zu spotten schien.

Noch war in der Heimat die Mobilmachung in vollem Gange, noch fielen an der ostpreussischen Grenze und in den Vogesen erst einige verlorene Schüsse, als am 4. August 1914 Emmichs Sturmkolonnen von Aachen, Eupen und Malmédy aus ihren Vormarsch nach Lüttich antraten.

Trotz brütender Hitze, mehrfacher Überfälle durch die Bevölkerung und systematischer Zerstörung der Straßen und Brücken wurden die befohlenen Marschziele überall erreicht. Der 5. August wurde von den einzelnen Brigaden zu sorgfältiger Erkundung der ihnen zugewiesenen Durchbruchstellen benutzt. In den Abendstunden hatten sich die Sturmtruppen bis dicht an die Fortslinie herangeschoben. —

Während sich in den deutschen Bivaks die Truppe zu dem entscheidenden Gang fertig machte, herrschte in der Festung höchster Alarmzustand. Der Kommandant, General Léman, sah einer Belagerung mit Zuversicht entgegen. Er war überzeugt, mit seinen starken Panzerforts jedem Angriff bis zum Eintreffen einer französischen Entsatzarmee Trotz bieten zu können. An das tollkühne Wagnis eines Landstreichs schwacher deutscher Kräfte glaubte General Léman nicht. Ein Durchbruch durch den Gürtel der Panzerforts ohne vorheriges Sturmreißschießen schien unmöglich zu sein. So wurde der belgische Kommandant trotz aller Abwehrvorbereitungen und genauer Kenntnis von dem Anmarsch der deutschen Truppen durch die Ereignisse der nächsten Stunden völlig überrascht. —

Allen Mitkämpfern von Lüttich hat sich die wolkenverhangene, von schweren Gewittern durchzuckte Sommernacht vom 5./6. August unauslöschlich eingeprägt. Der Vormarsch führt durch unsichtiges, vielfach schwer gangbares Gelände. Im nächtlichen Dunkel laufen die Sturmtruppen in den dichten Wäldern auf stark verschanzten Feind auf. In den zahlreichen Dörfern entbrennen mit belgischen Truppen und fanatischer Zivilbevölkerung wilde Straßenkämpfe. Flanken-

feuer setzt über die Marschstraßen, auf die sich die Forts mit schwerem Geschütz einschießen. So werden die deutschen Sturmkolonnen hier bei ihrer *Feuertaufe* auf die härteste Probe gestellt, die sich für eine Truppe überhaupt denken läßt.

Und es scheint, als ob sich das Schicksal selbst verschworen habe, dieses allzukühne Unternehmen scheitern zu lassen. Fünf Brigaden, Hessen und Hannoveraner, Brandenburger, Westfalen und Mecklenburger haben sich in stürmischem Anlauf auf den Feind geworfen. In wogenden Nachtgefechten haben die Sturmtruppen vielfach mit blanker Waffe die sich ihnen entgegenstemmenden belgischen Regimente geworfen, haben sich durch die Lücken zwischen den Sperrforts hindurchgezwängt. Keine Opfer waren der Truppe zu hoch. Der Brigadeführer Generalmajor von *Sülzen* ist durch einen Bajonettstich schwer verwundet. Oberst *Prinz zur Lippe*, Kommandeur der 74er aus Hannover — tot. Oberst *Schulze*, Kommandeur des Wittenberger Regiments „*Graf Tauentzien*“ — tot. Oberst v. *Strantz*, Kommandeur des rheinischen Inf. Regts. 25 — schwer verwundet. Major v. d. *Welsnitz*, Kommandeur des holsteinischen Jäger-Bataillons Nr. 9 — tot. Major v. *Arnim* von den Neustrelitzer Grenadieren — tot. Major von *Leffèvre* von den Rostocker Füsilieren — tot. So pflanzt sich die lange Reihe der Gefallenen über Bataillonskommandeure und Kompaniechefs bis zu den vielen hundert Jägern, Grenadieren, Füsilieren und Musketieren fort, die mit dem altüberlieferten Angriffsschwung deutscher Infanterie hier nach dem Siegeslorbeer greifen.

Tolle Einzelszenen spielen sich bei diesen Durchbruchskämpfen ab. Da ist eine Kompanie Bückeburger Jäger bis zu dem Stadtkern vorgedrungen. Vor der Kommandantur, in der sich General *Léman* mit seinem Stabe befindet, kommt es zu einem harten Zusammenstoß mit der Stabswache. Der Adjutant des Festungskommandanten, Major *Marchand*, wird auf der Freitreppe niedergeschossen. Im Innern des Hauses herrscht wilder Tumult. Aber der Kommandant behält seine Fassung. „Gebt mir schnell einen Revolver!“ — „Sie haben nicht das Recht, mein General, Ihr Leben in diesem Augenblick zu opfern!“, gibt ihm sein Stabschef zur Antwort. „Nein, nein, lassen Sie mich gehen!“, erwidert



Léman. Fast mit Gewalt muß der Stabschef den Kommandanten über eine Zinterstiege in Sicherheit bringen. — Die Jägerkompanie aber, der hier um ein Haar die Gefangenahme des Festungskommandanten und seines ganzen Stabes gelungen wäre, wird in erbittertem Straßenkampf völlig aufgerieben. Aus allen Häusern der Umgebung schlägt das Feuer der belgischen Besatzung und Zivilbevölkerung in ihre Reihen. Nur unter schwersten Verlusten — begleitet von dem Wuschrei der erregten Bevölkerung — kann die Kompanie zum Stadtrand zurückgelangen. —

Im Morgengrauen des 6. August stehen alle fünf Brigaden hart vor Lüttich. Jetzt aber beginnt im Anschluß an die aufreibenden, zermürbenden Nachtkämpfe das Verhängnis. Die Truppe ist erschöpft, vielfach durcheinandergekommen. Die Munition ist zum größten Teil aufgebraucht. Die Verluste sind schwer. Einige Regimenter haben die Hälfte ihres Offizierkorps eingebüßt. Jegliche Verbindung zu den Nachbarn fehlt. Ausgesandte Patrouillen haben sich verirrt oder sind abgeschossen worden. Keiner weiß vom anderen. Jede einzelne Sturmkolonne fühlt sich vereinsamt...

Da ist eine Brigade angesichts des Häusermeeres von Lüttich bis an die Maas vorgestoßen. Hier treffen sie heftige Gegenstöße, die nur mit Mühe unter Einsatz der letzten Patronen abgewiesen werden können. Eine andere sieht sich im fahlen Dämmerlicht in ein Gewirr von Fabrikanlagen verstrickt, vor einer dritten tauchen wie tiefe Schluchten die endlosen Häuserreihen von Arbeitervorstädten auf. Eine andere Brigade wieder ist im Straßenkampf in dem Industrieort Herstal nahezu aufgerieben worden. Jetzt schlägt auch noch vom Rücken her das Feuer schwerer Festungsgeschütze in ihre Reihen. —

Jeder Brigade-Kommandeur legt sich in diesen Stunden die Frage vor: Läßt sich mit dieser erschöpften Truppe, den aufgebrauchten Munitionsvorräten und den feindlichen Panzerforts im Rücken ein Sprung ins Dunkle, ein Vormarsch in das Häusermeer von Lüttich verantworten? Geißt dies nicht im Hinblick auf die völlig unbekannte Stärke der Besatzung das Schicksal seiner Truppe aufs Spiel setzen? — Jeder von diesen fünf Brigade-Kommandeuren kommt nach hartem inneren Kampf zu dem Entschluß: *E s g e h t n i c h t !* — *Z u r ü c k !* —

So treten von den sechs auf Lüttich angesetzten Sturmkolonnen fünf Brigaden am Morgen des 6. August den Rückzug an. Es waren bittere Stunden. Aller Opfermut, alle Anstrengungen schienen vergeblich gewesen zu sein. — Nach und nach sickerten Nachrichten durch, daß auch die Nachbarkruppen zurückgegangen waren. Damit schwand die letzte Hoffnung auf einen Erfolg des Landstreiches. In düsterer Stimmung lagerten die einzelnen Brigaden dort, wo sie in der Nacht zuvor hoffnungsfroh zum Sturm angetreten waren.



Nur von dem Schicksal einer Sturmkolonne war an diesem trostlosen Tage nichts zu erfahren: Das war die im Zentrum der Durchbruchfront angeetzte 14. Infanteriebrigade v. Wussow, deren Vormarsch sich auch der Kommandierende General v. Emmich mit seinem Stabe angeschlossen haben sollte. Was mochte hier nur geschehen sein! Die zahllosen Gerüchte, die stets nach einem Rückschlage auftauchen, ließen das Schlimmste befürchten...

Gegen Mitternacht hatte sich die Brigade v. Wussow, die aus den Naumburger Jägern, dem Salberstädter Inf. Regt. 27, dem Quedlinburger Inf. Regt. 165 und der Feldhaubitzenabteilung des Feld. Art. Regts. 4, Magdeburg, bestand, auf der Straße Gervé—Lüttich zum Vormarsch bereitgestellt. Sie hatte sich zwischen den beiden, nur drei Kilometer von einander entfernten Panzerforts Fléron und d'Evgnée hindurchzuzwängen.

In tiefem Schweigen zog die Marschkolonne ihre Straße. In der Ferne war zu beiden Flanken Infanteriefeuer hörbar. In dem Industriedorf Sur fosse sperren Barrikaden den Weg. Schüsse blitzen hinter ihnen auf. Sie werden von der Spitzekompanie unter persönlicher Führung des Generals v. Wussow mit gefällttem Gewehr gestürmt. — In steilen Windungen führte jetzt die Straße nach Retinne hin auf. Der Ort wurde ohne Schuß durchschritten. Am Westausgang tauchte vor der Spitze — im Nachtdunkel nur schwer erkennbar — eine schwarze Masse auf, eine aus Schienen, Eisenträgern und Baumstämmen errichtete starke Barrikade. Kaum hatten sich die ersten Gruppen diesem Bollwerk genähert, da prasselten aus mehreren Geschützen zu-



gleich Kartätschschüsse die schnurgerade Straße entlang. Die Wirkung auf dem Steinpflaster war vernichtend. Neben General v. Wussow brach der größte Teil der bei der Spitze befindlichen Offiziere und Mannschaften tödlich getroffen zusammen. Zugleich setzte aus den verrammelten Häusern, aus Schießscharten und Dachluken, hinter Hecken und Gebüschsalvenartiges Gewehrfeuer ein. Innerhalb kürzester Frist sahen sich die Naumburger Jäger und das Inf. Regt. 27 in einen mörderischen Kampf verwickelt. Das Chaos dieses nächtlichen Zusammenstoßes war kaum zu überbieten. In das ohrenbetäubende Krachen der Kartätschen und das Knattern der Gewehrsalven mischten sich Trommelschlag, die gellenden Klänge des Sturmsignals und die lauten Erkennungsrufe des Losungswortes „Der Kaiser!“.

Schwer sind die Verluste. Vierzehn Offiziere und fast 200 Mann haben die 27er in kurzer Zeit verloren. Alle Versuche, die feuerspeienden Geschütze hinter der Barrikade im Sturm zu nehmen, scheitern. Der Regiments-Kommandeur, Oberst Krüger, reißt noch einmal seine Musketiere persönlich zum Angriff vor, da sinkt auch er, zu Tode getroffen, auf das Pflaster nieder. —



Der Brigade-Kommandeur gefallen. Der Kommandeur des Spitzenregiments gleichfalls gefallen. Der größere Teil der Brigade in einen zersetzenden nächtlichen Dorfkampf verstrickt, die Verbände durcheinandergewürfelt: Das war die Lage, als General Ludendorff in den Kampf eingriff. „Ich selbst war eigentlich nur Schlachtenbummler“, so berichtet Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen, „hatte keine Befehlsgewalt und sollte nur mein später eintreffendes Armee-Oberkommando über die Vorgänge bei Lüttich unterrichten...“ — Bei dem Vormarsch der Brigade Wussow hatte sich Ludendorff dem Stabe des Generals v. Emmich angeschlossen, der am Schluß der Marschkolonne folgte. Eine längere Stockung beim Gros veranlaßte Ludendorff, sich nach vorn zu begeben, um den Vormarsch wieder in Fluß zu bringen. Die Marschstockung ist durch das Eingreifen des Generals schnell behoben, aber sie hat lange genug gedauert, um die Verbindung mit der Vorhut abreißen zu lassen.

Ludendorff drängt auf Beschleunigung des Vormarsches und setzt sich persönlich an die Spitze der Kolonne. Der Kampflärm vorn schwillt unheimlich an. Endlich ist Retinne erreicht. Der General gerät mit den ihm folgenden Jägern und Infanteristen in eine Seitenstraße und von hier ins freie Feld, wo sie ein heftiges Feuer unsichtbarer Schützen empfängt. „Rechts und links fielen Leute. Den hörbaren Einschlag der Geschosse in menschliche Körper werde ich nie vergessen... In der Dunkelheit war das Zurechtfinden nicht leicht. Es konnte aber kein Zweifel sein, daß wir falsch gegangen waren. Wir mußten aus dem Feuer zurück, das war peinlich. Die Mannschaften konnten nur glauben, ich hätte Furcht. Es half nichts, Höheres stand auf dem Spiel...“, so hat der General diese Augenblicke beschrieben.

Nach Retinne zurückgekehrt, traf Ludendorff nach kurzer Zeit auf dem Platz ein, wo sich die Spitze der Brigade vor der Geschützbarrikade verblutet hatte. In Deckung eines Hauses stand ein Mann mit mehreren Pferden. Ludendorff ging auf ihn zu. „Wer sind Sie?“ — Ich bin der Pferdebursche des Generals v. Wussow. Der Herr General ist gefallen!“ — In diesem Augenblick prasselte ein Kartätschschuß die Straße entlang, dessen Feuerschein Ludendorff die Stellung der belgischen Geschütze zeigte, denen die meisten der hier liegenden 27er zum Opfer gefallen waren.

General Ludendorff, der „Schlachtenbummler“, Oberquartiermeister der noch in der Mobilmachung befindlichen Armee von Bülow, ist auf die Meldung vom Tode des Generals v. Wussow sofort entschlossen, den Befehl über die führerlose Brigade zu übernehmen. Dieser Entschluß vor den Mündungen feindlicher Geschütze, dieses verantwortungsbewußte Eingreifen in das Chaos des nächtlichen Straßenkampfes bilden die Geburtsstunde des Feldherrn Ludendorff.

Zunächst mußten die feindlichen Geschütze genommen werden. Der General gibt zwei Generalstabsoffizieren in seiner nächsten Umgebung, den Hauptleuten v. Sarbou und Brinckmann, den Befehl, die Geschütze rechts und links umfassend anzugreifen. Die beiden Offiziere gehen gemeinsam mit zwei Sturmabteilungen der Naumburger Jäger unter Führung der Hauptleute v. Hauße und Ott so-



fort zum Angriff vor. Über Hecken und Zäune setzend, gelingt es den Jägern, der Barrikadenbesatzung in den Rücken zu kommen, und schon sind sie mit aufgepflanztem Girschfänger mitten in der Geschützstellung. Die ersten Geschütze im Weltkriege sind erobert. Die Kanoniere und etwa 100 Mann der zähen Barrikadenbesatzung werden gefangengenommen.

Der Weg war frei, jedoch nur für eine kurze Strecke. In dem nahe gelegenen Queue du Bois erwartete eine starke Besatzung die Deutschen mit dem Gewehr im Anschlag. Von neuem entbrannte ein harter, verlustreicher Straßenkampf. Nur schrittweise ging es vorwärts. Haus für Haus mußte einzeln gestürmt werden. Die Verbände geraten völlig durcheinander. Hier führt ein Major oder ein Hauptmann, dort ein Leutnant oder ein Unteroffizier einen schnell zusammengerafften Sturmhaufen vor.

Ungestim drängt Ludendorff vorwärts. Schonungslos setzt sich der General dem feindlichen Feuer aus. Als an einer heftig beschossenen Ecke ein Hagelschauer von Geschossen die Mannschaften in Deckung treibt, ruft er den Jägern und Musketieren zu: „Kerls, wollt ihr hier einen General allein gegen den Feind gehen lassen?“ — Es ist ein erhebendes Bild soldatischer Kampfgemeinschaft, das sich hier inmitten des erbitterten Häuserkampfes von Queue du Bois abrollt: Der fremde General, der im kritischen Augenblick das Kommando über die verwaiste Brigade übernommen hat, als die Seele des Angriffs in den vordersten Reihen am Feinde. Und Schulter an Schulter mit ihm sich vorwärts kämpfend der Kommandeur der Naumburger Jäger, Major v. Marcard, der Artillerist Major de Greiff, der gleichfalls in die vorderste Linie geeilt ist, um der schwer ringenden Schwesterwaffe Hilfe zu bringen, die Generalstabsoffiziere v. Garbou und Brindmann, die hier für die vielen gefallenen Truppenführer einspringen, und neben ihnen Führer aller Dienstgrade mit Mannschaften der verschiedensten Kompanien und Bataillone.

Der Artillerist, Major de Greiff, ist im rechten Augenblick erschienen. Er läßt sofort mehrere Haubitzen bis hart hinter die vordersten Reihen vorrollen und die stärksten feindlichen Bastionen auf Nahkampfsentfernung zusammenschießen. So

gelingt es endlich mit vereinten Kräften, die Widerstandslinie des Gegners zu brechen und die letzten Verschanzungen im Sturm zu nehmen. —



Es war bereits hell geworden, als der Kampf entschieden war. Weit über 1000 Gefangene umsäumten die Dorfstraße. Die Verluste waren hart. Das Inf. Regt. 27 hatte außer seinem Oberst und einem Bataillonskommandeur 18 Offiziere und 327 Mann verloren. Das waren tiefe Lücken in den Reihen des noch mit Friedensstärke ausgerückten Regiments. Am kampfkraftigsten war noch das Inf. Regt. 165, das nur zu geringen Teilen in die aufreibenden Kämpfe eingegriffen hatte.

Nach kurzer Ruhe trat die Brigade Ludendorff ihren Vormarsch gegen die Chartreuse an, ein altes Festungswerk, das auf dem diesseitigen Maasufer Lüttich vorgelagert war. Das vom Feinde nicht besetzte Werk wurde am frühen Nachmittag erreicht. Weit schweifte von hier der Blick über das Maastal und die im Kessel liegende Stadt bis zu den die Festung umgürtenden Panzerforts. Gespannt hielten die Führer durch die Scherenfernrohre Ausschau nach den benachbarten Sturmkolonnen. Irgendwo mußten doch schließlich rechter und linker Hand die Marschsäulen der übrigen Brigaden auftauchen. Alles Suchen blieb jedoch vergeblich.

Plötzlich ging — von den Feldgrauen mit Jubel begrüßt — auf der mit bloßem Auge sichtbaren Zitadelle eine weiße Fahne hoch. Die Festung ergab sich! Die übrigen Sturmkolonnen mußten also zweifellos schon bis zum Stadtfuß vorgedrungen sein.

Sofort entsandte General v. Emmich einen Parlamentär nach Lüttich. Noch bevor dieser aber zurückgekehrt war, wurde zur allgemeinen Verblüffung die weiße Fahne auf der Zitadelle wieder eingezogen. Der Vorgang blieb rätselhaft. Erst die Rückkehr des Parlamentärs brachte Klarheit und — eine herbe Enttäuschung. Der Festungskommandant lehnte die Übergabe ab und hatte den deutschen Unterhändler wissen lassen, daß die weiße Flagge auf der Zitadelle gegen seinen Befehl gehißt worden sei, und er den dortigen Befehlshaber sofort habe verhaften lassen. Nach



dieser Meldung war an der Tatsache nicht mehr zu zweifeln, daß der Durchbruch der fünf anderen Sturmbrigaden gescheitert sein mußte. Es war eine bittere Erkenntnis, die viele Hoffnungen zerstörte.

Inzwischen war der Abend herangekommen. Es war eine hochgespannte, gefährliche Lage, in der sich nach gelungenem Durchbruch durch den Fortagürtel die vereinsamte Brigade Ludendorff befand. Von allen Seiten vom Feinde umgeben, die noch unbezwungenen Panzerforts im Rücken, dazu ohne jede Verbindung mit den übrigen Brigaden, mußte die durch Verluste und zahlreiche Sonderaufträge, wie flanken- und Rückendeckung sowie Gefangenenbewachung, auf 1500 Gewehre zusammengeschmolzene Truppe die Nacht vom 6./7. August auf den Höhen vor der Chartreuse verbringen.

Gewaltiges war auf die Truppe, die jetzt erschöpft in einen unruhigen Schlaf versiel, innerhalb weniger Tage eingestürzt. Vor vier Tagen erst — es schien dies nach allem Erleben ganz unbegreiflich — der blumengeschmückte Ausmarsch aus den Garnisonen unter dem Läuten der Sonntagsglocken und dem Jubel der Bevölkerung. Und dann von der Verladerampe weg der heiße Vormarsch in Feindesland, verfilzte Waldungen, in denen es aus dem Hinterhalt knallte, fanatische Franktireurs, brennende Dörfer, Standrecht und schließlich der erbitterte, blutige Straßenkampf der vergangenen Nacht, die wächsernen Gesichter der Toten ... Kein Wunder, daß dieser Schlaf unter den alten Festungsmauern der Chartreuse unruhig und quälend ist, daß die Schläfer sich hin und her wälzen und manch einer mit lautem Schrei aus wirrem Traum hochschreckt, in dem er die wilden Stunden des Kampfes noch einmal durchlebte.

Die Führer, deren Spannkraft in den letzten Tagen und Nächten auf eine äußerst harte Probe gestellt worden war, kamen auch in diesen Stunden nicht zur Ruhe. „Ich werde die Nacht vom 6./7. August nie vergessen“, schreibt Ludendorff. „Es war kalt. Meine Sachen hatte ich zurückgelassen. Major v. Marcard gab mir seinen Umhang. Gespannt lauschte ich, ob irgendwo ein Kampf hörbar würde. Ich hoffte immer noch, daß wenigstens die eine oder andere Brigade die Fortslinie durchbrochen habe. Alles blieb still, nur alle halbe Stunde fiel ein Haubitzenchuß auf die Stadt. Die Spannung war unerträglich ...“

Der Morgen des 7. August brach an. General v. Emmich stand vor schweren Entschlüssen. Gab er jetzt der Brigade Ludendorff den Befehl zum Rückmarsch, dann war das ganze Unternehmen gescheitert. Dann mußte der Angriff auf die Festung unter erheblich erschwerten und vor allem zeitraubenden Umständen von vorn begonnen werden. Damit aber wäre der gesamte deutsche Aufmarschplan gegen Frankreich gefährdet worden! — Was aber, wenn die belgische Besatzung oder Teile der Feldarmee, mit denen man die Klingen gekreuzt hatte, es auf einen Straßenkampf im Häusermeer von Lüttich ankommen ließen? In diesem Fall war das Schicksal der Brigade besiegelt, waren die tapferen Regimenter der Vernichtung preisgegeben. — Die Entscheidung fiel, als General v. Emmich der Brigade Ludendorff den denkwürdigen Befehl erteilte: „Einmarsch in Lüttich!“

Eine gewaltige Spannung beherrschte Führer und Truppe, als die Brigade um 6 Uhr morgens den Vormarsch antrat. Hinter starken Sicherungen betrat die Brigade in scharfer Marschdisziplin — im Gleichschritt mit angezogenem Gewehr — die heißumkämpfte Stadt. Die Straßen waren menschenleer. Kein Schuß fiel. Zahlreiche belgische Soldaten kamen aus den Häusern und ergaben sich.

General Ludendorff hatte sich ein Auto gegriffen und war — nur begleitet von seinem Adjutanten — zur Zitadelle gefahren, die das in der Vorhut marschierende Inf. Regt. 165 befehlsgemäß hatte besetzen sollen. Infolge eingetretener Reibungen hatte das Regiment jedoch die Zitadelle nicht erreicht.

Als Ludendorff auf der Zitadelle eintraf, war nicht ein einziger deutscher Soldat zu entdecken. Der General schlug an das verschlossene Festungstor. Es wurde geöffnet, aber statt der erwarteten deutschen Helmspitzen tauchten belgische Kämpis auf. Vor Ludendorff und seinem Adjutanten standen auf dem Hof angetreten mehrere hundert Mann der belgischen Besatzung.

Es war ein dramatischer Augenblick, der die Erinnerung an das gefährliche Abenteuer des großen Königs nach der Schlacht von Leuthen wachruft. Aber ebenso wie Friedrich der Große im Schlosse zu Lissa die österreichischen Offiziere durch seine Kaltblütigkeit entwaffnete, so rettete Ludendorffs



entschlossenes Auftreten in der Zitadelle von Lüttich die Situation. Schnellen Schrittes ging der General auf den nächsten Offizier zu und forderte unter Hinweis auf die Besetzung der Stadt und die heranrückende Übermacht die Belgier zur Übergabe auf. Die Besatzung ergab sich widerstandslos.

Unmittelbar darauf rückte auch schon, begleitet von General von Emmich und mehreren Batterien, das Inf. Regt. 27 die steile Straße zur Zitadelle hinauf. Mit dröhnendem Paradeschritt zog das Halberstädter Regiment „Prinz Louis Ferdinand“, das seinen alten Wahlspruch: „Vorwärts! Drauf und durch!“ hier bei Lüttich von neuem erhärtet hatte, durch das Festungstor der Zitadelle ein und mit „Achtung! Augen rechts!“ an den Generalen von Emmich und Ludendorff, den beiden Siegern von Lüttich, vorbei.

Es war ein unvergeßlicher und das Innerste aufwühlender Anblick, als sich aus den Reihen des aufmarschierten Regiments die Fahnengruppe löste, den Wall erklimmte und neben einer schwarz-weiß-roten Flagge die drei Regimentsbanner aufpflanzte. In tiefer Ergriffenheit empfanden Offizier und Mann die Größe dieser geschichtlichen Stunde. „In dem Boden, der das Blut so vieler Gelden trank“, so schildert Lt. von Sommerfeld in der Geschichte des Inf. Regts. 27 diesen packenden Augenblick, „stehen die grünen 27er Fahnen. Ihr Rauschen ist das stolze Todesgeläut zu Ehren der gefallenen Kameraden. Ihr Flattern und Knattern der herrlichste Siegesjubiläum. Es dringt hinein in die Kasematten der Forts, in denen ringsum der Feind noch hockt, es überwindet den eisernen Wall, der uns von der Heimat trennt und meldet dem Vaterland, daß seine Söhne ihre Pflicht getan haben ... Lüttich ist unser!“ —



Wie die kaum glaubliche Nachricht von der Eroberung Lüttichs auf die übrigen Sturmbrigaden wirkte, die unter dem schweren Druck des Rückmarsches standen und nicht ahnten, daß ihr stürmischer Angriff in der Nacht vom 5./6. August schon den inneren Halt des Feindes gebrochen hatte, schildert Oblt. v. Nida mit eindrucksvollen Worten. Dieser war von General v. Emmich abgesandt worden, um

unter allen Umständen wenigstens die eine oder andere zurückgegangene Brigade aufzusuchen und sofort in die Stadt nachzuführen.

Nach langen Irrfahrten gelangte der Offizier endlich auf die Rückzugsstraße der Sessen und Hannoveraner. „... Also endlich gefunden! Als wir an den Marschkolonnen in der Nacht vorbeifuhren und den niedergeschlagenen Leuten zuriefen: Lüttich ist genommen!“, da ging ein Sturm der Begeisterung los, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Offiziere sprangen aufs Auto, die Kolonne entlang brauste ein Surra nach dem anderen, die Leute wollten sofort wieder Front machen und nach Lüttich hinein — es war unbeschreiblich packend ...“

Die Tage vom 5./7. August waren auch für die noch in Berlin weilende Oberste Seeresleitung eine harte Nervenprobe gewesen. Nur bruchstückweise waren Nachrichten von dem gescheiterten Durchbruch in der Sturmnacht zu Generaloberst v. Moltke gedrungen. Genaue Meldungen fehlten, denn auch zwischen dem Stabsquartier in Aachen und der Kampfgruppe Emmich waren seit 36 Stunden alle Verbindungen abgerissen. So war die Stimmung sehr gedrückt. — Da traf nach abenteuerlicher Fahrt mit einem belgischen Chauffeur General Ludendorff am 7. August spät abends in Aachen ein. Die im „Hotel Union“ versammelten Generalstabsoffiziere begrüßten ihn wie einen vom Tode Auferstandenen. Ludendorff ließ sich sofort mit dem Chef des Generalstabes verbinden, und tief aufatmend konnte Generaloberst v. Moltke am Fernsprecher die Meldung entgegennehmen: „Wir sind in Lüttich!“

Das Schlußwort im Kampf um die Maasfestung sprachen die schweren und schwersten deutschen Batterien, deren Aufmarsch Ludendorff von Aachen aus beschleunigt in die Wege leitete. Am 13. August hiszte das letzte Lütticher Fort die weiße Fahne. Durch das aufgesprengte Tor ergossen sich die unabsehbaren Marschkolonnen von vier deutschen Armeen zum Vormarsch nach Frankreich hinein. In verwegennem Handstreich war eine Festung erstürmt worden, von der kurz zuvor noch eine führende englische Militärzeitschrift gesagt hatte: „Lüttich ist eine derart stark ausgebaute moderne Festung, daß zu ihrer Niederwerfung eine Armee mehrere Monate brauchen wird.“ —



Wie bei jeder großen Waffentat haben auch bei Lüttich viele Ereignisse zusammengewirkt, um diesen glänzenden Erfolg zu erzielen. Entscheidend aber für die schlagartige Eroberung der Festung blieb die Tat von zwei Männern. General Ludendorffs schonungsloser persönlicher Einsatz in den nächtlichen Dorfkämpfen und die Übernahme des Befehls über die führerlose Brigade v. Muffow schuf in kritischer Stunde die Voraussetzung für den Durchbruch der letzten noch am Feinde stehenden Brigade. Die geschichtliche Tat des Generals d. Inf. v. Emmich aber bildete der nach den Worten des amtlichen deutschen Kriegswerkes „verzweifelt Kühne Entschluß“ zum Einmarsch in Lüttich. Mit diesem Entschluß, der unter denkbar drangvollsten Verhältnissen und in völliger Ungewißheit über den Zustand beim Gegner gefaßt wurde, hat sich General d. Inf. v. Emmich einen Platz unter den großen Führerpersönlichkeiten des Weltkrieges gesichert. Ungeachtet der Verdienste und der heroischen Opfer aller beteiligten Truppen bleibt daher die Erstürmung von Lüttich das Werk dieser beiden Männer, deren Tat Clausewitz' Wort lebendig werden ließ: „Es gibt Fälle, in denen das höchste Wagnis die höchste Weisheit ist.“

## Ein seltener Sang

Nirgends ist die Kraft, die in der Erziehung, Ausbildung und Mannszucht des deutschen Heeres von 1914 steckt, so sichtbar in Erscheinung getreten wie in der kriegerischen Bewährung deutscher Reserve-, Landwehr- und sogar Landsturmtruppen. Sindenburg hat Tannenberg mit einer Armee geschlagen, die zu einem Drittel aus Reserve- und Landwehrtruppen bestand. An der Marne fochten Reservekorps neben ihren aktiven Kameraden im Brennpunkt der Schlacht. Antwerpen, eine der mächtigsten Festungen der Welt, wurde allein von den aus Reservisten und Landwehrmännern zusammengesetzten Regimentern des III. brandenburgischen Reservekorps erstürmt, und als einzige deutsche Truppe focht in den ersten Monaten des Krieges das schlesische Landwehrkorps Woyrsch mit höchster Auszeichnung Schulter an Schulter mit den besten österreichischen Regimentern.

Welch ein frischer Geist in der deutschen Landwehr auch noch nach zwölf Monaten Feldzug lebendig war, zeigt ein Zusarenstück schlesischer Landwehr, das jeder aktiven Truppe Ehre gemacht hätte. — Durch die Offensive der Armee Gallwitz über den Narew im Juli 1915 war die russische Festung Nowo-Georgiewsk in unmittelbare Nähe des Operationsgebietes gerückt. Eiligst traf der Russe die letzten Vorbereitungen für eine Belagerung. Die Werke selbst befanden sich in gutem Zustand. Erst wenige Jahre vor dem Ausbruch des Krieges war der äußere Ring des aus 17 Panzerwerken bestehenden Fortsgürtels mit Hilfe der französischen Goldmilliarden fertiggestellt worden, so daß Nowo-Georgiewsk die modernste Festung des Zarenreiches darstellte.

Es war am 17. Juli 1915, als der Ingenieur-General der Festung, Oberst Korotkewitsch, mit zwei Offizieren seines Stabes eine Rundfahrt zur Besichtigung der Panzerwerke antrat, um die Abwehrbereitschaft der Festung noch einmal sorgfältig zu prüfen. Es gab kaum etwas zu beanstanden. Nach menschlicher Voraussicht war die gewaltige Weichselfestung gegen alle Eroberungsversuche gewappnet.

Kurz vor dem Abschied kam Oberst Korotkewitsch mit dem Verteidiger der Nordfront, General Wessewitinow, auf die bevorstehende Belagerung zu sprechen. „Es tut richtig weh“, so sagte er, „man hat festgestellt, daß uns Landwehr und uralter Landsturm gegenüberstehen.“ — Lachend entgegnete ihm General Wessewitinow: „Möchten doch die Deutschen wahnwitzig genug sein und ihre alten Herren gegen die Festung anlaufen lassen. Wir werden sie schon in der Vorfeldlinie metzen!“

Wäre der russische General Augenzeuge der Gefechte gewesen, die sich zu dieser Zeit im Vorgelände der Festung abspielten, so wäre er mit seinem Urteil über die „alten Herren“ vermutlich vorsichtiger gewesen. Am Vormittag dieses Tages befand sich das Korps Dickhut, das als „dritte Hauptreserve der Festung Thorn“ aus einem bunten Gemisch von Landwehr- und Landsturmverbänden bestand, von Nordwesten her gegen die Festung im Anmarsch. Das schlesische Landwehr-Regiment 10 hatte im Rahmen dieses Vormarsches den Auftrag, bis zu der taktisch wichtigen Flußlinie der Naruschkwa vorzustoßen. Der Divisionsbefehl wies ausdrücklich darauf hin, daß die Naruschkwa



nicht überschritten werden sollte. Nur die Flußübergänge waren zu nehmen und zu sichern.

Die Spitze des Regiments hat die 12. Kompanie unter Lt. Lange, einem unternehmungsfrohen Rheinheffen, der bei dem Leibgarde-Inf. Regt. 115 in Darmstadt seine militärische Schulung erhalten hat. Er ist als Führer des Vortrups der richtige Mann. —

Es ist etwa 11 Uhr vormittags. Über den polnischen Sandwegen brennt heiß die Julisonne. Eine helle Staubwolke begleitet die Marschkolonne Kilometer auf Kilometer. Den Landwehrmännern rinnt der helle Schweiß von der Stirn, aber unentwegt wird der Vormarsch fortgesetzt. — Kleine Zwischenfälle wirken belebend. Aus einem Dorfe werden nach kurzem Kugelwechsel Kosaken vertrieben. Im Galopp verschwinden sie in einem Kiefernwald. Verfolgende deutsche Kavalleriestreifen erhalten lebhaftes Feuer. Lt. Lange entwickelt sofort Schützenlinien, stößt in einem Zuge durch den Wald hindurch und bringt die dort eingenisteten russischen Nachhuten schnell wieder auf die Beine.

Unaufhaltsam drängt die Kompanie Lange unter Beibehaltung der geöffneten Ordnung den Russen auf Tschitno, dem Endziel dieses Tages, nach. Den tatkräftigen Kompanieführer treibt es vorwärts, um die Flußübergänge des Naruschewka zu erreichen, bevor der Feind die Brandfackel ins Gebälk schleudert. Er weiß aus Erfahrung, daß der Russe auf dem Rückzug im Zerstören groß ist.

Die Vormarschheze des Vortrups, die den Landwehrmännern manchen fernigen Fluch entlockt, sollte glänzend belohnt werden. Knapp 300 m vor der über die Naruschewka führenden Straßenbrücke wird eine Abteilung Russen gesichtet, die sich eifrig an der Brücke zu schaffen macht. Ein berittener Offizier treibt seine Mannschaften heftig zur Eile an. Starke Rauchwolken steigen von dem Bohlenbelag der Brücke hoch. Sin und wieder stößt bereits eine helle Flamme durch den Qualm.

Im Augenblick ist die Kompanie auf Befehl ihres Führers in Stellung gegangen. „Schützenfeuer! 3. Gruppe 1. Zug, Feuer auf den berittenen Offizier.“ — Das Feuer der Landwehroleute liegt bei der günstigen Schußentfernung ausgezeichnet. Als erster schlägt der russische Offizier vom Pferd herunter und stürzt auf die qualmenden Bohlen. Seine

Mannschaft verschwindet in wilder Flucht. „Sprung! — Auf! Marsch! Marsch!“ — Sei, wie die bärtigen Landwehrmänner in die Höhe kommen, wie die 40jährigen „Knochen“ über das Feld flitzen, wie dieser hübsche kleine Gefechtserfolg belebt und Hitze, Durst und Mattigkeit vergessen läßt! Lt. Lange ist als erster am Ziel angelangt. Seine helle Kommandostimme schallt den herankommenden Gruppen entgegen: „1. und 2. Zug Brückenbrand löschen! — 3. Zug verfolgt fliehenden Feind bis zum jenseitigen Höhenrand!“ —

Alles geht glatt. Einzelnen und in Gruppen setzt der 3. Zug über das glimmende Gebälk und heftet sich den fliehenden Russen an die Fersen, während es den Mannschaften der anderen Züge schnell gelingt, des Feuers Herr zu werden und diese wichtige Straßenbrücke — wenn auch mit stark angekohlten Balken — für den Kolonnenverkehr benutzbar zu halten. Das frische Zupacken der Kompanie hatte die Absicht der Russen, den deutschen Vormarsch durch Inbrandsetzen dieses hier allein in Betracht kommenden Flußüberganges empfindlich zu verzögern, im letzten Augenblick vereitelt.

Inzwischen hat sich vorn bei dem 3. Zug ein lebhaftes Gefecht entwickelt. Der Feind hat sich bei dem Dorf Gornoje, hinter dem sich eine markante Straßengabel abhebt, wieder gesetzt. Einen Augenblick schießt Lt. Lange der Befehl durch den Kopf: „... die Naruschewka darf nicht überschritten werden.“ Aber diese Straßengabel dort hinter Gornoje, etwa zwei Kilometer hinter der Brücke, wäre mit der sich deutlich abhebenden Windmühlhöhe der ideale Platz zur Sicherung des Flußüberganges. Ein höherer Vorgesetzter, von dem man hätte Befehle einholen können, ist nicht in der Nähe. Und wie heißt doch jener eindrucksvolle Satz des alten Exerzierreglements? „Die vornehmste Führereigenschaft bleibt die Verantwortungsfreudigkeit.“ — Also auf eigene Verantwortung vorwärts! Schließlich verbietet ja der Divisionsbefehl nicht nur das Überschreiten der Naruschewka, sondern er fordert zugleich die Sicherung des Flußüberganges, und die beste Sicherung liegt allemal vor und nicht hinter der Brücke.

Gerade tritt die Kompanie Lange an, als der Führer der jetzt auf den Vortrupp aufgeschlossenen 10. Kompanie, Sptm. Andres († 13. 8. 1915 beim Sturm auf die Festung),



dem Vortruppführer zuruft: „Lange, wo wollen Sie denn noch hin?“ — „Die Straßengabel bei Gornoje besetzen! Machen Sie mit?“ — Ein kurzes Überlegen. „Ich mache mit!“ — Beide Kompanien setzen ihren Vormarsch fort, säubern in kurzem Gefecht Gornoje vom Gegner und graben sich dann im Umkreis des Windmühlenhügels und der Straßengabel — keine 12 km mehr vom äußeren Festungsring entfernt — ein. Die Kompanie Lange sichert die Straße nach Süden, die Kompanie Andres die von Gornoje nach Osten ausstrahlende Chaussee, auf der der Zug des Off.Stellv. Ma ch n o w vorgeschoben wird. Wachen werden ausgestellt. Das Eingraben in dem Sandboden ist schnell beendet. Und nun können die müden Landwehrmänner nach diesem erfolgreichen Vormarschstage ruhen.

Es ist knapp 6 Uhr, ein herrlicher Sommernachmittag zaubert friedliche Bilder hervor; die einsame Windmühle, goldgelbe, wogende Ährenfelder, die von der Sommer Sonne in funkelndes Rotgold getauchten Kiefern... Die Gedanken der Landwehrmänner, die nach den Anstrengungen des heißen Tages jetzt neben ihren Schützenlöchern im Grase liegen und ihre Pfeifen schmauchen, fliegen mit den summenden Bienen nach der Heimat...

Da ertönt in dieses Idyll hinein bei dem Zuge des Off.Stellv. Machnow der elektrisierende Ruf des Postens: „*S e i n d - l i c h e s A u t o v o n O s t e n !*“ — Im Au ist der Zugführer halb hoch, reißt sein Glas ans Auge, sieht die herannahende Staubwolke. Scharf fährt sein Kommando unter die Mannschaft: „Alles hinein in die Schützenlöcher! Keiner aufrichten! Daß mir niemand ohne Befehl schießt!“ — Vorbei sind die friedlichen Träume, weggewischt die Gedanken an die Heimat. Jetzt sind diese bärtigen Männer nur noch Soldaten, und mit hartem, klaren Blick faßt der schlesische Bauer und neben ihm der Kesselschmied aus der Breslauer Lokomotivfabrik sein Ziel ins Auge. Die Jagdleidenschaft hat sie gepackt. Mit fieberhafter Spannung warten die Landwehrmänner auf das Feuerkommando...

In dem Auto, das hier auf der großen Straße nach Gornoje fährt, sitzt der Ingenieur-General, Oberst Korotkewitsch, mit seinen beiden Generalstabsoffizieren. Die 12stündige Inspektionsfahrt und das Treppauf-Treppab in den Forts hat die Offiziere reichlich müde gemacht. Sie befinden sich jetzt

auf der Heimfahrt. Auf Wunsch des Obersten hat der Wagen noch einen kleinen Umweg gemacht nach Gornoje, wo er den Rückweg zur Festung antreten soll. Daß man hier bereits außerhalb des äußeren Festungsringes fährt, hält der Oberst für ganz unbedenklich, denn vor ihnen muß sich ja noch die im Rückmarsch auf die Festung begriffene Feldarmee befinden, und nach den letzten Meldungen war der Feind noch reichlich 30 km von der Naruschewka-Linie entfernt. Bei der Hitze und dem Widerstand der russischen Nachhutten würden die „alten Herren“ der Deutschen an diesem Tage wohl nicht weit gekommen sein.

Es ist jetzt 6.45 Uhr abends, die Sonne steht im Westen und scheint dem Fahrer direkt ins Gesicht. Sie blendet unangenehm und hindert die Sicht. Einmal glaubt der Fahrer undeutlich Bewegung an der Straße gesehen zu haben, aber es muß eine Täuschung gewesen sein. Rechts von ihm tauchen zwischen gelben Ährenfeldern die Häuser von Gornoje auf, und jetzt ist auch schon die Wegegabel sichtbar, an der er nach Süden zur Festung zurückwenden soll.

Weiter geht es in schneller Fahrt. Plötzlich sieht der Fahrer etwas, was ihm das Blut in den Adern erstarren läßt: deutsche Helme, feldgraue Gestalten, drohende Flintenläufe... Hart zieht er die Bremsen an, da peitschen schon Schüsse in das Auto hinein. Oberst Korotkewitsch und der eine Generalstabsoffizier sinken blutend in sich zusammen, der dritte Offizier sitzt völlig erstarrt. Der Fahrer will noch den Wagen herumreißen, da haben auch ihn zwei Treffer vom Steuer weggesetzt. Auf der Straße ertönen deutsche Kommandoworte, das harte Trappen nägelbeschlagener Stiefel, und schon ist der Wagen umzingelt. —

Der Oberst war bereits tot, der andere Offizier lag im Sterben, der Fahrer war schwer verwundet. Nur der dritte Generalstabsoffizier war wie durch ein Wunder unverletzt geblieben. Aber der Schreck hatte ihn vollständig gelähmt. Widerstandslos sah er zu, wie kräftige Landwehrmänner mit sicherem Griff die vollgepackten Aktentaschen aus den Wagenpolstern herauszogen; Aktentaschen, vollgepfropft mit Geheimdokumenten, an denen das Schicksal der Festung hing.

Einzigartig war die Beute, die die Landwehrmänner hier an der Straßengabel von Gornoje gemacht hatten. Da Oberst Korotkewitsch als verantwortlicher technischer Leiter dieser



gewaltigen Festung sich an diesem Tage auf einer Generalbesichtigung befunden hatte, führte er mit den Offizieren seines Stabes sämtliche geheimen Pläne, Zeichnungen und Spezialkarten der Forts und Feldbefestigungen mit sich. Da die erst kurz vor dem Kriege fertiggestellten Panzerwerke und die erst im Verlauf des Feldzuges errichteten Feldbefestigungen mit ihren Flankierungsanlagen, Minenfeldern und Wolfsgruben den Deutschen unbekannt geblieben waren, war der Wert der erbeuteten Dokumente für die Belagerungsarmee gar nicht abzuschätzen. Somit hatte der verantwortungsfreudige Entschluß und der frische Tatendrang des Lt. Lange und des Sptm. Andres sowie die Feuersdisziplin des Zuges Machnow die Belagerung der gewaltigen Weichselfeste mit einem selten glücklichen Unternehmen eingeleitet, das der deutschen Truppe viel Blut ersparen sollte.

An zahlreichen Anerkennungen vom Generalkommando bis zur Brigade sollte es für die beiden Landwehr-Kompanien nicht fehlen. Seinen kürzesten und schlagendsten Ausdruck aber fand dieses von frischem Tatendrang durchpulste Unternehmen im Kriegstagebuch des Regiments, in dem es heißt: „Diese entschlossene Tat war auf den schnellsten Fall der Festung von größtem Einfluß...“

## An der Spitze des Regiments . . .

Man schrieb den 19. März 1918. Nur noch 48 Stunden trennte das deutsche Meer von der geschichtlichen Stunde, in der die Entscheidungsoffensive an der Westfront beginnen würde, und noch tappte die Truppe völlig im Dunkel, wann und wo der große Schlag stattfinden sollte. Auch im Offizierkorps des märkischen Inf. Regts. 452, das sich am Vormittag dieses Tages im Regiments-Stabsquartier in Récourt zur Besprechung versammelt hatte, herrschte allgemeines Rätseln, was die nächsten Wochen bringen würden.

Als der Regts.-Kommandeur, Major v. Klüfer, den Versammlungsraum betrat, war die Spannung aufs höchste gestiegen. Die Augen des Kommandeurs blitzten: „Meine Herren, ich kann Ihnen mitteilen, daß die 234. Division und

damit auch unser Regiment die Ehre hat, als Sturmtruppe in vorderster Linie an der bevorstehenden Offensive teilzunehmen. Der Zeitpunkt ist noch unbestimmt!" —

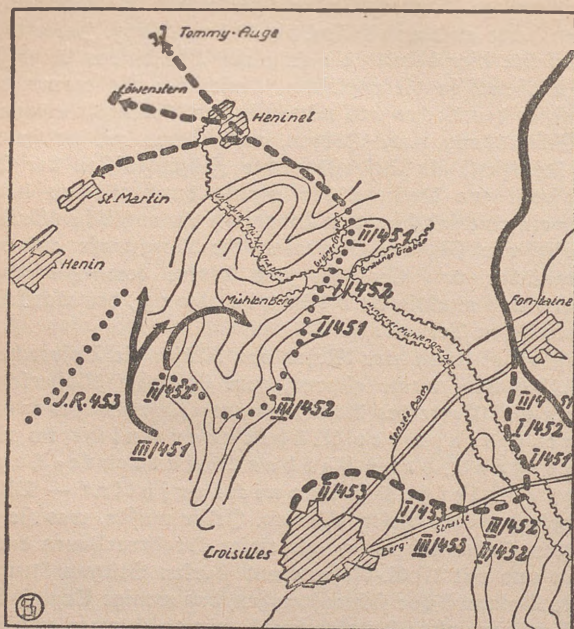
Dann begann am Sandkasten, den der Kommandeur mit einer getreuen Wiedergabe der eigenen und feindlichen Stellungen hatte aufbauen lassen, die Unterweisung. Jeder Offizier erlebte hier bereits die einzelnen Phasen des Angriffs: Den Einbruch in die englischen Linien bei Bullecourt, das Aufreißen des Loches und mitten in der Vorwärtsbewegung die Schwenkung nach Norden, nach Arras zu, welche die 234. Division, als äußerste rechte Flügeldivision der Angriffsfront zur Deckung der Flanke durchzuführen hatte. Jeder einzelne sah hier das Labyrinth der englischen Gräben plastisch vor sich, das Rabental, die Bergstraße auf dem Höhenrücken von Croisilles und hinter dem Senséebach drohend und wuchtig den Mühlenberg, den Eckpfeiler der britischen Arrasfront.

Fast brüsk brach hier Major von Klüfer die Besprechung ab: „Und nun, meine Herren, zum Schluß!“ Messerscharf klingen die Worte des Kommandeurs: „Ist am zweiten Angriffstage der Mühlenberg nicht in unserer Hand, dann hat das Infanterie-Regiment 452 seine Pflicht nicht erfüllt.“ — Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Jeder wußte, was sie bedeuteten. Jeder sah dieses mit tiefen Drahtverhauen durchzogene und mit M.G.-Nestern und starken Stützpunkten gespickte Bollwerk vor sich auftauchen, das wenige Tage später das Regiment ohne Artillerievorbereitung stürmen und vor dem viele von denen verbluten sollten, die jetzt, Hand am Helm, unbewegten Antlitzes vor ihrem Kommandeur standen.

Der Sturm der 234. Division am 21. März 1918 war ein voller Erfolg gewesen. Im ersten Anlauf war der Einbruch in die englischen Linien erzwungen und in hartem Ringen der Croisiller Höhenrücken und der Ort selbst von der Infanterie genommen. Dem Inf. Regt. 453, das seinen Sporn über fünf Kilometer tief in das tiefgegliederte englische Stellungssystem hineingebohrt hatte, gebührte der Löwenanteil dieses Tages. Der beiden Schwesterregimenter — 452 in der Mitte und 451 am rechten Flügel der Division — harrete am 22. März noch die schwerste Aufgabe: die Eroberung des Mühlenberges. —



Nach kalter Nacht dämmert ein nebelverhangener Morgen herauf. Frühzeitig treten die Regimenter an der ganzen Divisionsfront an. Der Anfang ist vielversprechend. In scharfem Zufassen bricht das von Major Klette glänzend



### Der Angriff auf den Mühlenberg

- Deutsche Stellung vor dem Angriff
- - - " " am 21.3. abends
- ... " " am 22.3. nachmittags
- Der entscheidende Vorstoß Major von Klüfers
- ⇒ Verfolgung des I.R. 451 am 23.3.

geführte Inf. Regt. 453 jeden Widerstand und bringt in einem Zuge bis nach Henin vor. Hier muß es seinen Vormarsch bremsen, da die Feuerwand der eigenen Artillerie noch vor dem Dorf steht. Auch das Inf. Regt. 452, dem der Divisionsbefehl dieses Tages „unter rücksichtslosem Einsatz seiner Reserven den Mühlenberg zu nehmen“, auf den Nägeln

brennt, hat durch die Nebelschwaden hindurch ohne Aufenthalt das breite Tal des Sensée-baches überwunden und befindet sich in der Mitte in flottem Vorgehen. Am rechten Flügel arbeitet sich das Inf. Regt. 451 vor und rollt in hartnäckigen, aber erfolgreichen Kämpfen die britische Stellung nach Norden auf.

Befriedigt sieht der Divisions-Kommandeur die ersten einlaufenden Meldungen durch. Alles scheint nach Wunsch zu gehen. Auch die folgenden Nachrichten sind hoffnungsvoll. — Dann aber brachen gegen Mittag die Meldungen von vorn überraschend ab.

In vorderster Linie hatte sich inzwischen die Lage arg verschärft und beim Inf. Regt. 452 — in der Mitte der Divisionsfront — zu einer regelrechten Krise entwickelt. Bei aufklärender Sicht hatten die 452er beim Ersteigen der langgestreckten Gänge des Mühlenberges aus zahlreichen versteckten Stützpunkten ein so verheerendes Maschinengewehrfeuer bekommen, daß die beiden hier angesetzten Kampfbataillone des Majors v. Klüfer sehr bald vollständig festlagen. Zwar war es dem II./452 unter Sptm. K o r t h, der selbst zum Gewehr greift, gelungen, in die englischen Vorstellungen einzubrechen, aber jeder weitere Versuch, gegen die Kuppe der Höhe vorzudringen, wurde schon im Keim erstickt.

Einzelne Kompanien, die in stürmischem Anlauf die Feuer Sperre der britischen Maschinengewehre zu Durchbrechen suchen, erleiden schwerste Verluste. So verliert die 8./452 in kürzester Zeit 40 Mann — fast die Hälfte ihrer Gefechtskraft —, darunter 15 Unteroffiziere und Gefreite, den ganzen alten Stamm der Kompanie. Alle weiteren Versuche, die feindlichen Geschossgarben frontal zu unterlaufen, scheitern...

Das völlige Festliegen des Regiments v. Klüfer hatte bei der Brigade und Division wachsende Unruhe hervorgerufen. Es fielen harte Worte. Nach mehrfachen scharfen Rückfragen erhielt das Regiment gegen 3 Uhr nochmals von der Brigade den ausdrücklichen Befehl, „sofort den Angriff fortzusetzen und den Mühlenberg zu nehmen...“

Aber es verging wieder eine Stunde und eine zweite, ohne daß auf dem Brigade-Gefechtsstand die erlösende Meldung eingelaufen wäre. Die Spannung bei den Stäben war unerträglich geworden. Zu allem Unglück waren auch die Ver-



bindungen mit dem Regimentsstab der 452er abgerissen, und erst nach längerem Suchen gelang es, den Adjutanten Lt. Plagenz aufzufinden. Er wurde sofort zur persönlichen Berichterstattung zum Brigade-Kommandeur befohlen. Aber auch der Adjutant konnte nur melden, daß er persönlich erst kürzlich von einem Erkundungsgang zurückgekehrt, über die Lage beim Regiment nicht unterrichtet sei. Major v. Klüfer habe in seiner Abwesenheit mit zwei Offizieren seines Stabes den Gefechtsstand verlassen und sich in die vorderste Linie begeben. Alles Suchen nach ihm sei bisher vergeblich gewesen.

Die Krise hatte jetzt ihren Höhepunkt erreicht! Schon begann es dunkeln, und keine Meldung löste die unerträgliche Spannung im Stabe der Division, kein Fernsprecher, kein Gefechtsläufer brachte die so sehnlichst erwartete befreiende Nachricht aus vorderster Linie. Es waren bittere Stunden für die Führung. Am zweiten Tag der mit so großen Hoffnungen begonnenen Offensive lag bereits der Angriff fest. Ruf und Ehre der jungen, aber schon an schwersten Fronten bewährten 234. Division standen hier vor dieser trutzigen Bastion des Mühlenberges auf dem Spiel.

In dieser Lage griff der Brigade-Kommandeur, Oberst v. Bibra, zu einer außergewöhnlichen Maßnahme. Unter Umgehung des Regts.-Kommandeurs, Majors v. Klüfer, befahl er dem Inf. Regt. 452, in der Nacht unter Zurücklassen schwacher Sicherungen geschlossen in den Abschnitt des am weitesten vorgekommenen Regiments 453 abzurücken und sich dort zum umfassenden Angriff auf den Mühlenberg bereitzustellen. „Falls Major v. Klüfer“, so schließt der Brigadebefehl, „nicht auffindbar ist, hat der älteste anwesende Batls.-Kommandeur... die vorgeschriebene Bewegung unter meiner persönlichen Verantwortung zur Ausführung zu bringen.“

Dieser drastische Befehl wirft ein Schlaglicht auf die Hochspannung, die bei den höheren Truppenstäben herrschte, kennzeichnet aber zugleich den Willen der Führung, diesen starken britischen Eckpfeiler unter allen Umständen — sogar im nächtlichen Angriff — zum Einsturz zu bringen.

Dieser Brigadebefehl sollte jedoch nicht mehr zur Ausführung gelangen. Unmittelbar vor seiner Absendung traf kurz vor 10 Uhr abends eine erlösende Meldung ein, die alle Zweifel behob. „Ein zurückkehrender Verwundeter“, so

hieß es in der kurzen, aber inhaltschweren Nachricht des Regts-Adjutanten, „meldet: Das II./542 hat die Mühlenhöhe... gestürmt bei hartnäckigstem Widerstand des Gegners... Große Verluste... II. Batl. erbittet dringend Sanitätspersonal und Krankenträger!“ — Im Stabe der Brigade und der Division begann man aufzuatmen. Aber noch blieb das Schicksal des Majors v. Klüfer ungewiß. Er mußte als gefallen gelten.

Major v. Klüfer hatte sich um 4.30 Uhr nachmittags in die vorderste Linie begeben. Das überraschende Auftauchen des Regts.-Kommandeurs, der vom rechten zum linken Flügel die Linien seiner Bataillone abging, um das Angriffsgebiet zu erkunden, spiegelt sich in zahlreichen Berichten von Mitkämpfern wider. So schreibt der Führer der 12./452, Lt. Zahn: „Es war Nachmittag, als an dem Gang, hinter dem meine Kompanie Deckung vor den englischen M.G. gesucht hatte, unser Kommandeur in Begleitung mehrerer Offiziere erschien. Ich erstattete Meldung und klärte den Major über die Lage vor meinem Abschnitt auf. Major v. Klüfer beobachtete eine Zeitlang. Das Feuer, das der wachsame Feind aus nächster Entfernung auf jeden sich zeigenden Kopf auslöste, überzeugte den Kommandeur, daß hier in frontalem Vorgehen nichts zu machen war.“ Ein Zugführer der gleichen Kompanie, Lt. Dubiel, berichtet von dieser Szene: „Ich staunte nicht schlecht, als ich plötzlich die wohlbekannte Stimme unseres Kommandeurs hörte und ihn dann nicht weit von mir mit dem Kompanieführer zusammen durch das Glas zum Tommy beobachten sah. Mit den Worten: ‚Hier kommen wir nicht weiter!‘, ging der Major dann links durch einen Stichgraben weiter. Ich sagte nachher noch zu Lt. Zahn: ‚Saben Sie die Augen des ‚Alten‘ gesehen? Passen Sie auf, der hat etwas vor!‘“

Inzwischen war der Kommandeur bei dem weiteren Abschreiten der Kampflinien in den Abschnitt des II. Bataillons gelangt. Hier stieß er in einer im toten Winkel liegenden Mulde auf eine Anzahl Mannschaften, die aus mehreren wassergefüllten Granattrichtern gierig tranken, obwohl dies wegen der Gasgefahr streng verboten war. Ein Mitkämpfer schildert treffend diese Szene: „Wie ‚der Alte‘ freiz mit dem Krückstock“ stand plötzlich der Major hinter uns und piff uns an: ‚Ihr verfluchten Kerls, wollt ihr euch hier ver-



gisten? Vorwärts! Jetzt holt mir die Commies von dem Berg da herunter!' — Verdutzte Gesichter... Dann aber waren alle wie der Blitz hoch und stellten sich zum Angriff bereit." —

Beim Eintreffen auf dem linken Flügel des Regiments, bei der 6. Kompanie des Lt. Papendick, will Major v. Klüfer den Durchbruch mit Gewalt erzwingen. Ein eigenes M.G. wird in Stellung gebracht, ehe es jedoch zum Schuß kommt, sinkt der tapfere M.G.-führer, Gefr. Balzeret, mit einem Kopfschuß zu Boden. Sein Kompanieführer, Lt. Seiter, springt sofort ein, aber auch er wird von dem scharf gezielten Feuer der Engländer dahingerafft. Die feindliche Feuersperre scheint undurchdringlich zu sein. Major v. Klüfer versucht jetzt — weit nach links bis in den Angriffsstreifen des Inf. Regt. 453 ausholend — kriechend vorwärts zu kommen. Es gelingt ihm hier, den Kopf herauszustrecken, ohne daß der Gegner feuert. Nach kurzer Beobachtung stellt Major v. Klüfer fest, daß er den rechten Flügel der britischen Mühlenberg-Besatzung umgangen hat. Die Feuergränze der britischen M.G.-front ist erreicht.

Der Augenblick zum Handeln ist gekommen. Auf Anruf des Kommandeurs pirschen sich die beiden Offiziere seines Stabes, zwei Meldeläufer und einige Gruppen der 6./452 heran und werden von Major v. Klüfer schnell zu einem Stoßtrupp formiert. Der Kommandeur befiehlt dem Stoßtrupp, mit ihm auf ein gegebenes Signal hin vorzustoßen und „vor allem wie toll und unflug Surra zu brüllen“.

Der Major hebt seinen Eichenstock. Hinter dem Kommandeur bricht der Stoßtrupp in raschen Sprüngen vor. Ihm schließt sich sofort mit Surra die Kompanie Papendick an. — Der Erfolg dieses verwegenen Sturmlaufes war verblüffend. Nur von kurzen Atempausen unterbrochen, wurde in einem Zuge im Rücken der britischen M.G.-front in einer Tiefe von etwa einem Kilometer bis auf die Höhe des Mühlenberges vorgestürmt. In Flanke und Rücken gepackt, wurde die Linie der starken englischen M.G.-Stützpunkte, die allen frontalen Angriffen getrozt hatte, unter berstenden Sandgranaten-Salven aufgerollt.

Wie sooft bei hochgespannten Gefechtslagen zeigte es sich auch hier am Mühlenberg, daß ein kleiner Anstoß genügt,

um den Stein ins Rollen zu bringen. Was zwei Regimenter — auch die 451er lagen in erbitterten Grabenkämpfen infolge des vom Mühlenberg her in ihre Reihen schlagenden Feuers vollständig fest — in zehnstündigem Kräfteverzehrendem Kampf frontal nicht geschafft hatten, das gelang hier dem glänzend angesetzten U m f a s s u n g s s t o ß des Majors v. Klüfer mit einer Kampfkraft von höchstens 80—100 Gewehren. Schon räumt der Engländer streckenweise seine so zäh verteidigte Stellung, schon laufen stärkere Abteilungen in wilder Flucht über die Kuppe der Höhe zurück, verfolgt von dem stehend freihändig abgegebenen Verfolgungsfeuer der Klüferschen Kampfgruppe.

Inzwischen hat der Kühne Vorstoß die ganze Front des Inf. Regts. 452 in Bewegung gebracht. Kraftvoll packen nach dem zermürbenden Ringen dieses Tages die Kompanien zu. In scharfem Nachstoßen wird der langgestreckte Rücken des Mühlenberges vom Feind gesäubert. Scharen von Gefangenen strömen zurück. Vielsach kommt es noch zu erbitterten Nahkämpfen. Die britischen Soldaten vom Regiment Suffolk erweisen sich als harte Gegner. Englische Offiziere werfen sich selbst hinter die Maschinengewehre und feuern, bis ein Handgranatentreffer oder das Geschos eines Scharfschützen sie auslöscht.

Auch im Rücken der britischen Front kommt es noch zu dramatischen Zusammenstößen. So trifft Major v. Klüfer, nur von den beiden Offizieren seines Stabes und einigen Meldern umgeben, überraschend im Dunkel auf eine Abteilung zurückgehender Engländer. Auf nächste Entfernung knattern die Schüsse. An der Seite ihres Kommandeurs sinken die Lts. v. Quast und Laue zu Tode getroffen nieder. Gleich darauf hat die Finsternis diesen spukartig aufgetauchten Gegner wieder verschlungen...

Erst nach längerem Herumirren auf dem Schlachtfeld stieß Major v. Klüfer wieder auf eigene Truppen. Als er nach fünf stündiger Abwesenheit endlich auf seinem Gefechtsstand eintraf, gab es bei dem Rest des zurückgebliebenen Stabes einen wahren freudenausbruch. Man hatte den Kommandeur bereits auf die Verlustliste gesetzt. — Noch in der Nacht konnte der Divisionskommandeur, Generalmajor v. Stumpff, mit einem befreienden Aufatmen die persönliche Meldung des Majors v. Klüfer in Empfang nehmen: „Der



Mühlenberg ist fest in der Hand des Inf.-Regts. 452."

Weder die 451er noch die 452er hatten Opfer gescheut, um diesen mächtigen Eckpfeiler der britischen Arrasfront in stürmischem Anlauf einzurennen. Ganze Kompanien waren im Kreuzfeuer versteckter Stützpunkte verblutet, mit Todesverachtung hatten sich Stoßtrupps auf die britischen Verhaue geworfen, um ihren Bataillonen Bahn zu brechen. Sie waren zwischen den unzerstörten britischen Drahtverhauen in erbitterten Nahkämpfen vernichtet worden. Diese stockwerkartig angelegte M.G.-front, deren einzelne Stände so vorzüglich getarnt waren, daß sie auf keinem der zahlreichen fliegerbilder entdeckt waren und die Stellungskarten nach dem Gefechtsbericht des Majors v. Klüfer in diesem Raum nur „eine trügerisch-friedliche weiße Fläche“ aufwiesen, war auch trotz stärkster Zingabe der Sturmtruppen nicht einzurennen gewesen.

In dieser aussichtslos erscheinenden Lage brachte das Eingreifen des Majors v. Klüfer die Wendung. In der kritischen Phase des Kampfes, als der Angriff seiner Bataillone sich vollständig festgefahren hatte, als der Stern seines märkischen Regiments vor dem uneinnehmbar erscheinenden britischen Bollwerk zu verblässen drohte, da hatte der Regimentskommandeur auf seinem Gefechtsstand nichts mehr verloren, da eilte er an die Spitze seiner Truppe und führte sie zum Sieg.

Welch eine zündende Kraft von dem Einsatz des Kommandeurs ausging, gibt die hier folgende Schilderung des Musk. Gunkel (S. 1452): „Von links ertönte Hurra! Unsere notdürftige Deckung verlassen, aufspringen, vorstürzen und rasendes Feuer erhalten, ist das Werk weniger Sekunden. Wir werfen uns lang hin und pressen uns an Mutter Erde. Da brüllt neben uns eine Stimme: ‚Schämt ihr euch nicht, Kerls? Euer Kommandeur ist selbst mit in der Front!‘ — Das reißt mit! Mit Hurra gehts vor. In das Zischen der M.G.-Garben mischt sich als neuer Ton das Krachen der Sandgranaten. Nicht rechts und nicht links auf die fallenden sehen, das verwirrt nur. Vorwärts heißt die Parole, bis der Mühlenberg unser ist.“ —

Für das märkische Inf.Regt. 452 bildet die Eroberung des Mühlenberges die schönste Waffentat seiner Ge-

schichte. Ohne daß für die in der Trichterwüste noch nicht nachgezogenen Batterien die Möglichkeit bestand, der schwer blutenden Schwesterwaffe vorwärts zu helfen, hatte das Regiment, dessen Kampfeswille weder das vergebliche zehnstündige Ringen um dieses Labyrinth verdrahteter Stützpunkte noch die schmerzlichen Verluste hatte brechen können, unter schonungslosem persönlichen Einsatz seines Kommandeurs das mächtigste feindliche Bollwerk südlich Arras gestürmt. Der Divisionskommandeur, Generalmajor v. Stumpff, ehrte zugleich das junge märkische Regiment, als er seine Eingabe zur Verleihung des Pour le mérite an Major v. Klüfer in die Worte zusammenfaßte: „... in Tatkraft, Führung und Leistung das leuchtende Beispiel eines Regimentskommandeurs.“

### Gefreiter Lutz, der Vorkämpfer am Reichsackerkopf

Eine Tat, die an Schneid und schneller Entschlußkraft sich mit der des Majors von Klüfer messen kann, vollbrachte der Gefreite Lutz vom bayerischen Res. Inf. Regt. 19 im Vogesen-Gebirgskampf Anfang 1915 im Ringen um den Reichsackerkopf. — Dieser Vogesenkrieg im Winter 1914/15 konnte fast einen Vergleich mit dem zermürbenden und kräftefressenden Karpaten-Feldzug aushalten. Schneestürme segten durch die Vogesentäler, die Berghänge und Geröllhalden waren vereist, und jeder Schritt vorwärts mußte gleitend und rutschend mühsam erkämpft werden. Drei Tage rangen die Bayern der 8. Reserve-Division mit französischen Alpenjägern, harten Gesellen aus dem Hochgebirge; drei Nächte verbrachten die bayerischen Sturmkompanien in dürftigster Deckung, eng an die verschneiten Berghänge geschmiegt, bis es ihnen am 22. Februar gelang, über den breiten Nordhang des Berges hinwegstürmend, dem zähen Gegner die Kuppe des Reichsackerkopfes zu entreißen. Weit über 200 Mann hatte der Angriff allein dem Res. Inf. Regt. 19 gekostet, aber der Erfolg rechtfertigte die schweren Verluste. Mit dem Reichsackerkopf hatten die



Franzosen ihre Schlüsselstellung oberhalb des Münstertales verloren, die für sie das gegebene Sprungbrett zu einem überraschenden Vorstoß in die elsässische Ebene bildete.

Nach 18tägigem ununterbrochenem Einsatz wurde die 8. bayerische Reserve-Division am 5. März abgelöst, um sich in behäbigen elsässischen Dörfern von den Strapazen des Kampfes zu erholen. An ihrer Stelle rückte Landsturm in die Front ein. — Reichlich abgekämpft waren die 19er im Laufe des Vormittags in ihren Ruhequartieren eingetroffen und schliefen sich hier erst einmal gründlich aus. Für den Abend waren zur Feier des Sieges Kompaniestefe angefezt. Die Feldküchen waren schon dabei, dem Fest durch Zubereitung eines lukullischen Siegeseschaufes eine besondere Weihe zu geben. In den Kantinen lag eine Anzahl bauchiger Fässer mit Kulmbacher Bier für die durstigen Kehlen aufgestapelt. Es sollte eine richtige, echt bayerische Gaudi werden ...

Zum erstenmal seit Kriegsbeginn ist auch das geschlossene Offizierkorps des Regiments im Ruhequartier zusammen. Ein gemeinsames Mittagessen der Offiziere soll das Fest einleiten. Die Offiziere haben sich in dem altdeutschen Gasthaus des Dorfes versammelt und gerade an der festlich geschmückten Tafel niedergelassen — da poltert eine Ordonnanz herein, schlägt die Säcken zusammen und meldet dem Kommandeur: „Herr Oberstleutnant möchten sofort an den Apparat kommen! Die Division hat angerufen.“ — Schon nach wenigen Minuten kommt der Kommandeur mit tieferstem Gesicht zurück: „Meine Herren! Der Franzose hat den Reichsadlerkopf gestürmt! Unsere Division wird sofort eingesetzt. Wir sollen den Berg wiedernehmen!“

Adé Mittagstafel und Festesfreude, adé Knödel und bayerisch Bier ... Hart und fordernd schmettern die Hörner den Alarmruf über die Dorfstraße. Nur schwer sind die noch in bleiernem Schlaf liegenden Mannschaften hochzubekommen. Aber es hilft alles nichts, die gelichteten und völlig erschöpften Regimenter müssen noch einmal heran. Es muß vorn schlimm stehen, denn kaum sind die Kompanien auf ihren Appellplätzen angetreten, da rattern auch schon in langen Kolonnen Lastkraftwagen heran, und was die Wagen nicht fassen können, wird auf der Schmalspurbahn nach Münster abbefördert.

Die Bayern haben eine Wut im Leibe. Kaum an der Front eingetroffen, pflanzen sie die Seitengewehre auf und stellen sich zum Sturm bereit. Noch in der Nacht zum 6. März versuchen die 19er und die 22er die Bergkuppe durch Überraschung zu nehmen. Es geht über die gleichen vereisten Gänge wie im Februar hinauf. Aber in dem hart über die steilen Gänge hinwegsegenden Feuer der Alpenjäger bricht der Angriff zusammen. Auch zwei weitere Sturmversuche scheitern in den nächsten Tagen unter bitteren Verlusten. Die ausgepumpten Regimenter der Bayern sind am Ende ihrer Kraft.

Aber es durfte nicht locker gelassen werden. Neun Tage brachen jetzt die Bayern Seite an Seite mit schwäbischer Landwehr in methodischem Vorarbeiten Stück für Stück aus der französischen Bergstellung heraus. Durch verdrahteten Gochwald, in dem Alpenjäger — in schwarze Ziegenfelle gehüllt — vom Gochsitz herunter ihre selten fehlenden Büchsen knallen ließen, über Windbrüche und Felsstrümmen hinweg, mußte dem tapferen Gegner Meter für Meter abgerungen werden, bis endlich die Feldgrauen die Kuppe des Reichsackerkopfes eng umstrickt hielten.

Jetzt war der Zeitpunkt für den entscheidenden Sturm auf die französische Höhenstellung vom Reichsackerkopf bis hin zum Sattelkopf gekommen. Zwei Brigaden wurden für diesen Angriff bereitgestellt. Für den Sturm auf den Reichsackerkopf waren in erster Linie Teile des 19. bayerischen Res.Regts. angesetzt. Schweres deutsches Wirkungfeuer leitete den Sturm ein. Dann griffen die Bayern zum Bajonett. Aber diese schwer geprüfte Truppe schien vom Verhängnis verfolgt. Wieder brach sich die Kraft des Angriffs an dem hinter Asteverhauen, Felsbarrikaden und hochgeschichteten Baumstämmen hervorsprühenden Feuer. Unmittelbar vor der Gipfelstellung lagen die Angriffswellen der 19er vollständig fest.

Ein heftiges Feuergefecht auf nahe Entfernung entbrannte. Manch ein scharf gezielter Kopfschuß der bayerischen Schützen raffte den einen und anderen Gegner hinter den schmalen Ritzen der Schießscharten hinweg, aber die Alpenjäger hatten leichtere Ziele. Treffer auf Treffer riß Lücken in die Linien der Bayern, die hier dicht vor den feindlichen Verhauen nur kärgliche Deckung fanden. Es war keine



Frage, daß die Sturmtruppe auf die Dauer so nicht liegenbleiben konnte. Sie wurde hier langsam aber sicher aufgerieben. Es gab nur die Wahl zwischen nochmaligem Angriff nach gründlicher, aber zeitraubender Artillerievorbereitung, oder man mußte in die Ausgangsstellung zurück.

In dieser völlig verfahrenen Lage sprengte die Kühne Tat eines einzelnen Mannes, einer ausgeprägten soldatischen Führernatur, die Fesseln, die die Sturmtruppen zu Boden hielten. Um in dem zielsicheren Feuer der Alpenjäger etwas Gelände zu gewinnen, hatte sich eine Anzahl Schützen Meter auf Meter hinter Schutzschilden gearbeitet. Am dichtesten war der Gefreite Lutz mit zwei Mann der 3. Kompanie des Res. Inf. Regts. 19 an die französischen Verhaue herangekommen. Die Alpenjäger nahmen sich diese verwegenen Gegner besonders scharf aufs Korn. Schuß auf Schuß schlug mit hellem, metallischem Klang gegen den Stahl der Schutzschilde. Der eine Begleiter des Gefr. Lutz wurde durch einen Treffer aus der Flanke erledigt. Es war ein heißer Boden hier unmittelbar vor den Gewehrmündungen dieser scharfäugigen Hochgebirgler. Trotzdem aber behielt Lutz den Feind im Auge. Die kleine Klappe seines Schutzschildes ließ er geschlossen, auf diese hatten sich die Alpenjäger eingeschossen. Aber rechts und links vorbei und über das Schutzschild hinweg wagte er hin und wieder einen Blick, um im Bruchteil einer Sekunde wieder zu verschwinden. Scharf prägte er sich dabei die Lage und den Aufbau der französischen Verschanzungen ein.

Da flattert es mit dumpfem Rauschen durch die Luft. Lutz fühlt es an dem heftigen Druck, der ihm den Leib zusammenpreßt: Schwere Mine auf absteigendem Ast! — und schon kracht es ohrenbetäubend zweimal unmittelbar hintereinander: Doppeleinschlag deutscher Minen. Beide Geschosse waren vorzüglich gezielt. Das eine hatte die aus Baumstämmen hergerichteten Aufbauten zerrissen und hochgeschleudert, das andere saß als Volltreffer im Graben.

Das war der Augenblick zum Zupacken! Lutz nimmt sein Gewehr fester, und obwohl die französische Besatzung seitlich der Einschlagstellen von den beiden Treffern unberührt geblieben ist und die eigenen Kameraden von hinten feuern, springt er aus seiner Deckung hoch und stürzt auf die französische Stellung vor. Bei seinem Anblick heben

einige von den Einschlügen noch ganz verstörte Alpenjäger die Hände. Mit hoch über dem Kopf geschwenkten Gewehr dreht sich der Befreite um und ruft seinen Kameraden zu: „Die heben ja die Hände!“ — Zugleich brüllt er mit äußerster Stimmkraft: Hurra! Seine nächst liegenden Kameraden nehmen den Schlachtruf auf, springen hinter ihren Schutzschilden vor, und jetzt pflanzt sich das Hurra durch den Bergwald fort, reißt die einzelnen Schützenhaufen hoch und bringt in kürzester Frist die ganze Front der Sturmkompanien vom 19. Regiment in Bewegung. Mit wildem Schwung werfen sich die bayerischen Reservisten auf die Baumverhaue und Schanzen, hinter denen Befreiter Luz mit einer kleinen Schar verwagener Kameraden schon breite Lücken geschlagen hat.

So tapfer und zähe die Alpenjäger auch an diesem Großkampftage wieder gefochten hatten, so rapide vollzog sich jetzt der Zusammenbruch. Kaum daß vom Gipfel des Reichsackerkopfes die siegverkündende Leuchtrakete verzischt war, kaum daß hier vom Gipfel das Flankenfeuer der 19er in die seitlich gelegenen französischen Linien schlug, da räumte der bisher so hartnäckige Feind völlig entmutigt auch die benachbarten Höhenstellungen.

Das rücksichtslose Draufgehen eines Mannes hatte in einer fast hoffnungslosen Lage die erstarrte Angriffsfront wieder in Bewegung gebracht und sein schneidiges Zupacken die Niederlage der Franzosen besiegelt, von der sie sich in diesem Abschnitt des Vogesen-Kriegsschauplatzes nicht wieder erholen sollten. Der Reichsackerkopf blieb in deutscher Hand.

Was die Reservisten und Landwehrmänner vom 19. Regiment bei dem letzten Ansprung empfanden, sagt die Feldzugsgeschichte: „... Dieser Augenblick gehörte für alle Teilnehmer mit zu den Höhepunkten des Feldzugserlebens, und als von allen Seiten truppweise die verwagenden, dunkel gebräunten Alpenjägergestalten — mehrere Offiziere und 250 Mann — den Gang heruntergebracht wurden, da konnte sich niemand einer spontanen Regung von Glück und Dankbarkeit erwehren.“

Der Gefr. Luz wurde für seine verwagene Tat mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Sie wurde nur selten verliehen. Im Verlauf des ganzen Feldzuges erhielten



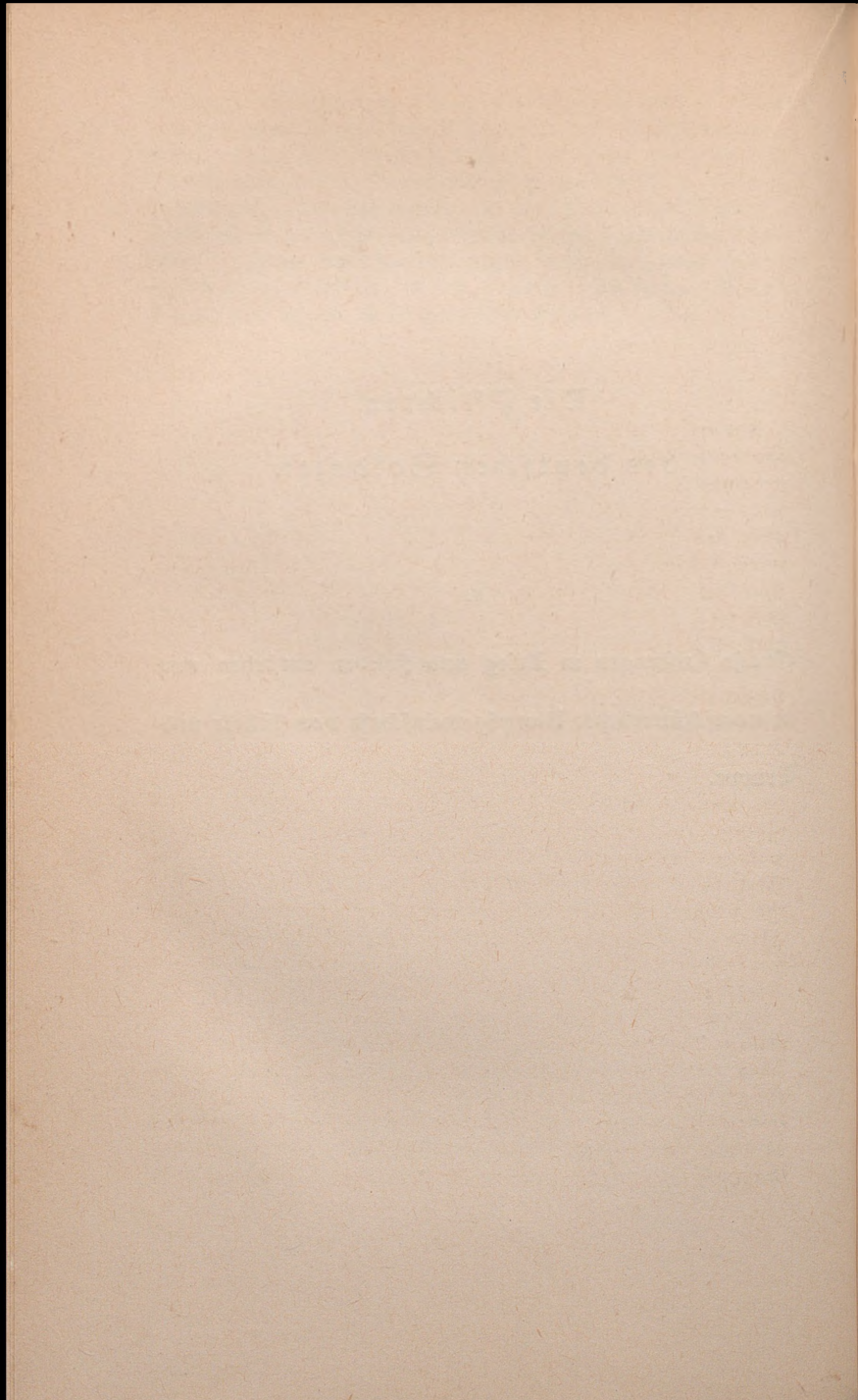
im bayer. Res. Inf. Regt. 19 nur drei Gemeine oder Gefreite und außerdem fünf Unteroffiziere diese hohe Kriegsauszeichnung. Luz fiel als Unteroffizier im Juli 1916 an der Somme bei einem französischen Massenangriff in wildem Nahkampf. „Von den vielen, die nicht mehr zurückkehrten“, heißt es in der Feldzuggeschichte dieses bayerischen Regiments, „ging insbesondere einer dem Regiment nahe: Uffz. Heinrich Luz, der tapfere Vorkämpfer vom Reichsackerkopf.“

## Die Pflichten des deutschen Soldaten

5.

Große Leistungen in Krieg und Frieden entstehen nur  
in unerschütterlicher Kampfgemeinschaft von Führer und  
Truppe.





## Reitende Batterie im Feuer

Es hat die reitende Artillerie  
Der Alte Fritz erschaffen,  
Und seit der Zeit schon nennt man sie  
Die Krone aller Waffen.

Die ersten beiden Tage der Marneschlacht hatten den Rheinlandern und Hessen der 4. deutschen Armee schwere Kämpfe gebracht. Zwar war es schon am 6. September 1914 gelungen, den Schwung der französischen Gegenoffensive zu brechen, aber der starke Feind ließ den eigenen Angriff nur schrittweise vorwärts kommen. So war es der 25. hessischen Division erst nach mühsamem Ringen am 7. September abends gelungen, die Franzosen über den Rhein—Marne-Kanal zurückzuwerfen und den Übergang zu erzwingen.

Der 8. September 1914 dagegen nahm einen glückverheißenden Anfang. Es schien, als ob der Verlust der Kanalstellung den Regimentern der 4. französischen Armee das Rückgrat gebrochen hätte. Frohlockend sahen die Truppenführer von ihren Gefechtsständen aus, wie der Angriff des hessischen Leibgrenadier-Regts. 115 in einem Zuge über einen Höhenrücken hinwegstieß und die französische Infanterie in völliger Auflösung nach Süden auf Maurupt zurückwich. Stehend freihändig gaben die Schützenlinien der 115er auf die flüchtenden ein wirksames Verfolgungsfeuer ab. Um den Feind nicht mehr zum Stehen kommen zu lassen, erhielt die 6. reitende Batterie des Feld-Art.Regts. 25 den Befehl zur Verfolgung.

Optm. Seederer, der Chef der „Reitenden“, war mit seinem Batterietrupp vorausgaloppiert, Oblt. v. d. Mahlsburg hatte den Befehl, die Batterie beschleunigt nachzuführen. Es war ein packendes Bild, das jedes Soldatenherz höher schlagen ließ, als die Batterie im Schritt antrat, dann in Trab und schließlich in Galopp überging und in schärfster Gangart auf die Höhe hinaufpreschte. Hier fing Optm. See-



derer die Batterie auf. Hell ertönte sein Kommando: „Links marschieret auf! Marsch marsch! Nach vorwärts progt ab!“ In mustergültiger Ordnung fuhr die Batterie auf. Die Progen und Staffeln trabten in Deckung eines lichten Birkenwäldchens zurück.

Unmittelbar nach der Feuereröffnung aber mußte der bei der Batterie befindliche Abteilungscommandeur, Major v. d. Sode, erkennen, daß es sich für die reitende Batterie nicht um ein leichtes Verfolgungsgefecht handelte, denn kaum hatten die ersten Granaten das Rohr verlassen, als die französische Artillerie äußerst tatkräftig die Bekämpfung der Batterie aufnahm. Zur Entlastung der „Reitenden“ ließ Major v. d. Sode die s. fahrende Batterie beschleunigt in Stellung gehen. Aber auch diese stieß von Anfang an auf stärkste Gegenwirkung, der außer einer Anzahl Kanoniere auch der Batteriechef zum Opfer fiel.

Inzwischen war Sptm. v. Seederers „Reitende“ schwer ins Gedränge gekommen. Die vor der Batterie gegen Maurupt vorgestoßene Infanterie hatte kraftvollen französischen Gegenstoßen, die die Linien der 115er zu umfassen drohten, seitlich ausweichen müssen. Auch das Schwesterregiment 116 behauptete nur mit Mühe seinen Stand. Auf die Hilfe der Infanterie konnte die Batterie Seederer daher bei der Abwehr des französischen Angriffs nicht mehr rechnen. Sie mußte sich allein ihrer Haut wehren.

Der Feind legte sich scharf ins Zeug. Fortgesetzt mußten die Schußweiten verringert werden. Mit 1600—1800 m hatte die Batterie das Feuer aufgenommen. Sehr schnell waren die Entfernungen bis auf 1000 m heruntergeschraubt worden, dann mußten die Geschütze aus der Deckung heraus und auf die Höhe vorgezogen werden, um die in den toten Winkel gelangten französischen Schützenlinien fassen zu können. Auf 300 m Entfernung war die feindliche Infanterie bereits heran, als das Schnellfeuer der Batterie seine ersten Linien auseinander sprengte.

Jetzt aber brach ein höllisches Feuer über die Batteriestellung herein. Die französische Artillerie hatte die prachtvollen Ziele der deckungslosen deutschen Batterie schnell erfaßt und gab sie nicht mehr frei. Zugleich prasselten aus den offenen Flanken M.G.-Carben und die Schüsse nahe herankommener Scharfschützen zwischen die Geschütze. Als einer

der ersten wurde der Führer des linken Flügelgeschützes, Utffz. Scharfe, durch zwei Armschüsse verwundet. Aber standhaft hält er auf seinem Posten aus. In dem Augenblick, als ihn der San.Utffz. Fuhrbach zurückholen will, und Scharfe seiner Bedienung zuruft: „Jungens, ich gehe nicht zurück. Ich bleibe bei euch!“, faßt ihn eine Geschossgarbe, und von vier Schüssen in Kopf und Brust zugleich getroffen, sinkt der tapfere Unteroffizier tot neben der Lafette nieder.

Der Zugführer, Oblt. v. d. Mahlsburg, hatte den Ausfall des Geschützführers sofort bemerkt und gleichzeitig mit seinem scharfen Glase an einer dünnen weißen Dampffahne jenes verhängnisvolle flankierende M.G. der Franzosen entdeckt. Er stürzt in langen Sätzen auf das Flügelgeschütz zu, dessen Feuerleitung bereits Wwm. Sillerich übernommen hatte. „Sillerich, sehen Sie da halb links das M.G.“ — „Nein, Herr Oberleutnant, noch nicht.“ — Der Oberleutnant und der Wachtmeister recken sich mit dem Glase vor den Augen ein wenig über das Schutzschild, da trifft das Geschos eines Scharfschützen Oblt. v. d. Mahlsburg dicht unter dem Auge. — Der Offizier ist sofort tot. Noch einmal versucht Sillerich, diesen gefährlichen Gegner ausfindig zu machen, aber trotz vorsichtigsten Hervorlugens schießt ihm im nächsten Augenblick ein Scharfschütze seine Helmkugel herunter. Jetzt wirft Sillerich den Lafettenschwanz herum. Der Richtkanonier öffnete die kleine Schklappe im Schutzschild, schon sackt auch er mit einem Kopfschuß vornüber. Noch einmal reißt der Wachtmeister blitzartig die Klappe auf, ein Schuß streift das Helmscharnier — es waren verdammt gute Schützen, die hier aus der linken Flanke die Batterie aufs Korn genommen hatten —, aber in dieser Sekunde hatte auch Sillerich das Ziel erfaßt, und jetzt kam die Vergeltung. Drei, vier gutgezielte Schüsse „Schrappnell-ausschlag“, und weder die feindlichen Scharfschützen noch das Maschinengewehr taten mehr einem heffischen Kanonier etwas zuleide.

Nicht viel besser als hier am linken Flügel sah es bei den übrigen fünf Geschützen aus, die gleichfalls nicht so sehr unter Granattreffern als unter dem Flankenfeuer der französischen Schützen litten. Neben einer Anzahl Kanoniere waren auch hier bereits zwei Geschützführer gefallen. Je bitterer aber die Lage wurde, je toller der Kampflärm, um



so heller drang die gleichmäßig ruhige Kommandostimme des Sptm. Seederer durch das Krachen der Einschläge. Kaltblütig auf ihrem Posten ausharrend, gaben die Batteriemelder die Feuerbefehle an die einzelnen Geschütze weiter. Diese Batterie war so leicht nicht niederzukämpfen.

Als mehrere Geschütze sich verschossen hatten, befahl Sptm. v. Seederer: „Munition vor! Auch unter Opferung der Gespanne!“ — Im Galopp kamen zwei Munitionswagen herangeprescht, glänzende Ziele für die feindlichen Schützen. Von Geschossen umsummt, schüttelten, wie ein Miträmpfer berichtet, die Vorderpferde ihre Köpfe wie vor einem Wespenschwarm. Beide fielen, die Mittelpferde werden gleichfalls umgelegt. Auch die Stangenpferde sind innerhalb weniger Sekunden vollständig durchsiebt niedergebrosen. In die Gespanne des zweiten Wagens schlägt ein Granatvolltreffer, aber die Batterie hat ihre Munition. Zwischen die zuckenden und verendenden Gäule springen die Munitionskanoniere, laden die Granatkörbe mit fliegender Hast ab und schleppen mit zusammengebißnen Zähnen ihre 60 Kilo schweren Lasten durch den Geschosshagel an die Geschütze. Hervorragend ist auch hier die Haltung des einzelnen Mannes. Da ist der Kan. Kuhl, dem zwei Geschosse durch die Stiefelschäfte gegangen sind, aber auf einen Warnungsruf seines Zugführers, sich nicht unnötig dem Feuer auszusetzen, antwortet der Brave nur: „Serr Wachtmeister, mich treffen sie nicht!“ Und dort, wo mehrere Munitionskanoniere ausgefallen sind, springt Utffz. Marschroth ein und schafft mit seinen Bärenkräften allein die schweren Geschosskörbe vor. —

Auf die Dauer war jedoch die Lage der Batterie unhaltbar. Allein stand sie in vorderster Linie dem von drei Seiten gleichzeitig angreifenden Feinde Auge in Auge gegenüber. Der Abteilungskommandeur war verwundet. Der rechte und linke Flügelzug deckte mühsam die Flanken, der mittlere Zug hielt mit dem Rest der Bedienung die feindliche Infanterie in der Front nieder. Gegen Mittag brach der Franzose ungestüm aus der linken Flanke zum Sturm vor. Die Kanoniere mußten zu Pistole und Karabiner greifen, und erst im Nahgefecht gelang es, den Vorstoß zum Stehen zu bringen.

Gefahr war im Verzuge. Jeden Augenblick konnte der Feind die arg zusammengeschossene Batterie mit blanker

Waffe im Sturm nehmen. Um das Äußerste zu verhüten, gab der Abteilungscommandeur, Major v. d. Sode, daher den Befehl zum Stellungswechsel. — „Laufen Sie, was Lunge und Beine hergeben können und bringen Sie uns die Prozen heran“, befahl Sptm. Seederer einem Unteroffizier des Batterietrupps. „Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!“ —

Aber auch in der Prozenstellung war es drunter und drüber gegangen. Ein Volltreffer nach dem anderen war hier am Rande des lichten Birkenwäldchens zwischen den Gespannen eingeschlagen. Zahlreiche Pferde lagen tot oder verwundet vor den Prozen. Andere hatten sich losgerissen und waren dem Fahrer durchgegangen und zurückgaloppiert. In dieser wahrhaft katastrophalen Lage keucht von der Batterie her Serg. Rünger in die Prozenstellung, schon von weitem winkend und mit dem Aufgebot seiner ganzen Stimmkraft brüllend: „Prozen vor!“ — Aber ein Blick auf die zusammengeschossenen und in wirren Knäueln vor den Fahrzeugen liegenden Pferde sagte dem Sergeanten genug. Die reitende Batterie war bewegungsunfähig.

Der Prozenführer, Wachtmeister Gaede, warf sich auf sein blutendes Pferd und sprengte zum Regimentsgefechtsstand, um von hier Gespanne anderer Batterien vorzuführen. Zu gleicher Zeit sprengte Lt. Petersen nach hinten, um Infanterie zur Bedeckung vorzuholen. Bei der Ziegelei von Pargy stößt der Artillerist auf eine Kompanie, die letzte Reserve der 11ser — Lt. Richter, Zugführer der 11./115 entwirft eine lebendige Schilderung von der sich jetzt abspielenden, erregenden Szene: „Plötzlich jagt ein Artillerieleutnant vor uns über die freie Wiese, pariert sein Pferd, als er uns zwischen den Tannenbüschen entdeckt, schreit erregt: ‚Infanterie vor! Die Franzosen nehmen unsere Batterie!‘ Ruhig entgegnet Sydow: ‚Es ist hier das letzte, was in dem Wirrwarr noch als Reserve beieinander ist!‘ Mit überschlagender Stimme schreit der Artillerist: ‚Los! Sofort an die Batterie! Infanterie vor!‘ — Da sagt Sydow ernst zu mir: ‚Richter, los!‘ — Wir verstehen uns. Ich setze wie das Donnerwetter über die Wiese, dreißig Mann hasten mit. Es pfeift und surrt um unsere Köpfe! Schneidig prescht der Artillerieleutnant auf seinem Fuchs in voller Größe neben



uns her und ruft fortwährend: „Laufen Sie! Laufen Sie! Die Batterie!“ — Richtig, da ist sie! Sechs Geschütze. Ja, da steht die Batterie, feuert und knallt aus kürzester Entfernung zugweise nach rechts, nach links und nach vorn. — Sie hat schon schwere Verluste, überall liegen Leute tot oder verwundet im Graben. — In der Erinnerung blieb nur ein schlanker Offizier, der aufrecht zwischen den Kanonen stand und Befehle gab!“ —

Während die Überlebenden der Batterie Seederer in treuer Waffengemeinschaft mit dem Deckungszug Infanterie diesen ungleichen Kampf mit zusammengebißenen Zähnen durchfochten, irrte der alte Batterie-Wachtmeister auf der Suche nach Gespannen im Hintergelände umher. Aber alle Bemühungen waren vergeblich. Der Wachtmeister war der Verzweiflung nahe. Noch gellte ihm der Ruf des herankommenden Sergeanten in die Ohren: „Prozen vor! Die Batterie wird vernichtet!“ Und jetzt sollte er seinem Hauptmann ohne Gespanne unter die Augen treten? — Es blieb nichts übrig, als Jagd auf die durchgegangenen Pferde zu machen und sie einzeln einzufangen. Mit Hilfe seiner bewährten Fahrer war es dem Wachtmeister schließlich gelungen, 14 Pferde wieder einzufangen und damit sieben Prozen notdürftig zu bespannen.

Als der Wachtmeister mit seinen Gespannen die Höhe zur Batteriestellung hinaufpreschte, bot sich ihm und seinen Fahrern ein unvergeßliches Schlachtenbild. Um fünf Geschütze herum lag die Bedienung der bis zum Tode getreuen Kanoniere und Geschützführer. Aus einem einzigen Rohr schossen noch in kurzen Abständen die Flammenblitze des Mündungsfeuers und zeugten davon, daß die Batterie Seederer entschlossen war, sich auch in hoffnungsloser Lage nicht zum Schweigen bringen zu lassen. Um dieses feuernde letzte Geschütz aber hatten sich — ein packendes Bild unerschütterlicher Kampfgemeinschaft von Offizier und Mann — als Bedienung geschart: der an der Hand verwundete Abteilungs-Kommandeur, Major v. d. Sode, der gleichfalls verwundete Batterieführer, Sptm. Seederer, Serg. Künger und Uffz. Hoffmann. Der Ordonnanzoffizier der Abteilung, Lt. Seyne, schleppte mit Munitionskanonieren Granaten heran. Wankend und die Hand auf die Brust gepreßt, kam den herangaloppierenden Gespannen der Abteilungsadjutant,

Lt. Baron v. d. Recke, entgegen. Ein Lungenschuß hatte ihn kampfunfähig gemacht. Ein Fahrer springt vom Pferd, um den Verwundeten zu stützen, aber der Schwerverwundete winkt ab: „Vorn seid ihr notwendiger, macht schnell und laßt mich allein!“ —

Die Gespanne waren heran. Jetzt folgte das gefährlichste Stück Arbeit: das Ausprogen und Heranschaffen der Geschütze im feindlichen Feuer. Von dem einen Geschütz gedeckt, das mit höchster Feuersteigerung Granate auf Granate aus dem Rohr jagt, gelingt es dank der Hingabe jedes einzelnen Mannes — auch die Verwundeten greifen in die Speichen — mit fünf Geschützen aus der Feuerstellung fortzukommen. Nur ein weiter vorgeschobenes Geschütz stand noch einsam und verlassen zwischen den Gebüschten. Dem Feind das Geschütz überlassen? — Unmöglich! „Wer kommt freiwillig mit?“ ruft Sptm. Seederer seinen Kanonieren zu. Kein einziger will zurückbleiben. Alle melden sich, sogar Verwundete wollen mit anpacken. Diese bedingungslose Gefolgschaft der wenigen Überlebenden hier inmitten der fast vernichteten Batterie ist einer jener heroischen Augenblicke, die Offizier und Mann unlösbar zusammenfitten. — Mit einigen ausgewählten Leuten, darunter dem Uffz. Hoffmann, dem Gefr. Schmitt, dem Kan. Büdenbender und einem vierten unbekannten Kanonier, kroch der verwundete Hauptmann in die Stellung des vorgeschobenen Geschützes vor. Aber der Feind hat sie sogleich bemerkt. Scharf gezieltes Einzelfeuer schlägt zwischen die Ginsterbüsche. Kan. Büdenbender wird schwer verwundet und von den anderen mühsam auf die Lafette gepackt. Mit vereinten Kräften gelingt es den vier Männern, das Geschütz frei zu bekommen und zurückzuziehen. Auch Uffz. Hoffmann wird getroffen, aber er beißt die Zähne zusammen und läßt nicht locker. So konnte, wenn auch unter neuen schmerzlichen Verlusten, schließlich auch dieses letzte Geschütz der Batterie Seederer ausgeprogt und im Galopp fortgebracht werden.

Als der Regimentskommandeur der zurückgekehrten tapferen Batterie für ihre vorbildliche Haltung seinen soldatischen Dank aussprechen wollte, da stand von den 45 Mann der Gefechtsbedienung nur noch jeder vierte Mann hinter dem verwundeten Batteriechef in Reih und Glied.



3) tapfere Kanoniere waren gefallen oder mit schweren Wunden ausgeschieden. Nur drei Leichtverwundete, die mit ihrem Hauptmann bei der Truppe geblieben waren, und zehn Unverwundete hatten diesen heißen Tag überstanden.

Der Kampf, den die 6. reitende Batterie des Feld-Art.-Regts. 25 am 8. September 1914 zu bestehen hatte, war für sie der schwerste im Weltkrieg. Die Batterie Seederer hat ihn in dem alten Reitergeist, der seit den Tagen des großen Königs die reitende Artillerie im deutschen Heer beseelte, geführt. Noch zu Zeiten, da der letzte Mitkämpfer längst zur großen Armee eingerückt sein wird, wird dieser Kampf der Batterie Seederer als ein heroisches Beispiel unerschütterlicher Kampfgemeinschaft von Führer und Truppe in der Geschichte der deutschen Artillerie fortleben.

## Zwei Armeekorps greifen zum Bajonett

„... Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,  
Das Infanteriesignal zum Avancieren!  
Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren.  
Zum Sturm! Zum Sturm! Die Hörner gellen: Drauf!“

(Detlev von Liliencron.)

„Der deutsche Soldat leistet mehr, als ihm die kühnsten Führer zutrauen, und mehr jedenfalls, als man Soldaten der Theorie nach zutrauen darf.“ — Diese Worte, die Prinz Friedrich Karl v. Preußen nach dem Siege bei Le Mans aussprach, haben im Weltkrieg in einer Fülle fast unglaublicher Truppenleistungen von neuem ihre Bestätigung gefunden. Eine der denkwürdigsten Waffentaten dieser Art, die alle bisherigen Vorstellungen von soldatischer Leistungsfähigkeit weit übertrafen, bildete der geschlossene Bajonettangriff des Gardekorps und zweier sächsischer Divisionen während der Marneschlacht 1914. —

Der 7. September, der zweite Tag der Marneschlacht, hatte den beiden deutschen Armeen v. Bülow und v. Hausen (2. und 3. Armee) bittere Enttäuschungen gebracht. Vor allem war an der Nahtstelle der beiden Armeen, an der

preussische Garde und Sachsen wie bei St. Privat Schulter an Schulter fochten, und der Schwerpunkt des deutschen Angriffs lag, die Truppe trotz größter Anstrengungen und schmerzlicher Verluste nicht vorwärts gekommen. Es war nicht die französische Infanterie gewesen, die dem Angriff der Garde und Sachsen Halt geboten hatte, denn mit diesem Gegner war die deutsche Infanterie in den Vormarschwochen 1914 stets überraschend schnell fertig geworden. Diesen Ruhm konnte vielmehr allein die französische Feldartillerie für sich in Anspruch nehmen. Auf heimischem Boden fechtend und mit dem Gelände vertraut, dazu sehr beweglich und geschickt geführt, hatte sie sich mit ihren rasenden Feuerüberfällen, den berüchtigten „rafales“, sehr bald zum gefährlichsten Gegner der sturmerprobten deutschen Infanterie entwickelt.

Auf die höhere Führung drückte die Enttäuschung über den Verlauf des zweiten Schlachttages um so mehr, als im Hinblick auf Klucks schweren Kampf vor Paris und die zwischen ihm und der Armee von Bülow aufgerissene Lücke ein Durchbruch durch das Zentrum der französischen Front von entscheidender Bedeutung sein mußte. — Auch in der hart mitgenommenen Truppe hatte am Abend dieses blutigen und glücklosen Tages eine düstere Stimmung Platz gegriffen. „Ein schwerer Alp lastete auf allen Gemütern; fraglos war die feindliche Artillerie auch heute Sieger geblieben, und die Verluste gaben unzweideutig Antwort, warum es nicht weiter vorwärts gegangen war. Und was sollte morgen werden, wenn die Schlacht bei Tagesanbruch wieder auflebte? Sollte die Truppe sich morgen wieder von der französischen Artillerie zusammenschießen lassen? Sollte man mit wutgeballten Fäusten und zusammengebissenen Zähnen warten, bis einen selbst das Tod und Erlösung bringende Geschosß erreichte?“, so zeichnet die Feldzugsgeschichte des sächsischen Inf.Regts. 103 die Stimmung am Abend des 7. September.

Auf diese hangen Fragen der Truppe gab der Führer der 3. Armee die Antwort. Generaloberst v. Hausen hatte in den Abendstunden des 7. September den Entschluß gefaßt, durch einen überraschenden nächtlichen Bajonettangriff tief in die feindliche Front einzubrechen und damit schlagartig



die französische Artillerie unschädlich zu machen. Es war nach den Worten des Reichsarchivs eine „Lösung von unerhörtem Wagemut“, ein einzigartiger Entschluß, der die Truppe vor eine Aufgabe stellte, wie sie bisher noch niemals an ein Heer gestellt war und auch von keinem anderen Heer der Welt hätte erfüllt werden können.

Die Truppe, die für diese schwere Aufgabe ausersehen war, bestand aus dem Gardekorps, der 32. sächsischen Division und der 23. sächsischen Reserve-Division. Die Grenzschlachten und die Verfolgungskämpfe auf dem ununterbrochenen vierwöchigen Vormarsch hatten schon ziemlich stark an der Kraft der Truppe gezehrt. Vor allem aber hatten die beiden vergangenen Schlachttage diese vier Divisionen hart mitgenommen. So hatten die französischen Batterien das stolze Garde-Grenadier-Regiment „Augusta“ am 7. September völlig zertrümmert, das 1. Garde-Regiment zu Fuß zählte nicht mehr als die Hälfte seines Offizierkorps in seinen Reihen. Auch bei den übrigen Regimentern klappten breite Lücken.

Von dieser Truppe wurde jetzt gefordert, ohne die geringste Möglichkeit zu vorheriger Aufklärung, ohne Artilleriesvorbereitung auf einer Front von 20 km Breite einen Sturmangriff mit blanker Waffe gegen einen abwehrbereiten Feind durchzuführen.

„Man durfte“, so bemerkt die Feldzugsgeschichte eines Garderegiments treffend, „in dieser Stunde wahrhaftig nicht an das im Frieden Gelernte zurückdenken. Wurde nämlich im Frieden ein Nachtangriff geübt — und dies war im allgemeinen selten genug der Fall gewesen —, dann wurden zur Durchführung unzählige Vorbereitungen und Sondermaßnahmen getroffen. Da mußten der Verlauf der feindlichen Stellung vorher genau erkundet, die Anmarschwege für jede Kompanie sorgfältig festgelegt und durch Bänder gekennzeichnet werden. Mit Laternen, die feindwärts abgeblendet waren, wurde die Truppe stundenlang vorher unter peinlichster Vermeidung jeglichen Geräusches in die Sturmstellungen geführt ...“ Von all dem konnte hier nicht die Rede sein, denn den Regimentern blieb nach Eintreffen der Befehle gerade noch Zeit, die einzelnen Bataillone wecken und antreten zu lassen, als auch schon der große Augenblick des Sturmangriffs gekommen war.

Was dieser Entschluß des Generaloberst v. Gausen bedeutete, erhellt die Tatsache, daß selbst die tatkräftigsten Truppenführer vor der Größe der Aufgabe zurückschreckten. So begab sich der Kommandierende General des Gardekorps, v. Plettenberg, noch mitten in der Nacht in das Hauptquartier des Generaloberst v. Gausen, um seine schweren Bedenken gegen die Durchführung des Befehls zur Sprache zu bringen. Auch der Kommandeur der 2. Gardedivision, der spätere Armeeführer General v. Windler, vermerkte nach Empfang des Armeebefehls in seinem Tagebuch: „Ich kann nicht leugnen, daß ich ihn schweren Herzens weitergab. Wohl begrüßte ich den mannhaften Entschluß . . ., aber ich war mir darüber klar, daß dieser Befehl auch die Vernichtung meiner Division bedeuten konnte.“

Aber Generaloberst v. Gausen hielt trotz dringender Einwände an seinem Entschluß fest. Er war davon überzeugt — und die Tatsachen sollten ihm später recht geben —, daß der Franzose, der am rechten deutschen Flügel die Armee v. Kluck mit großer Übermacht angefallen hatte, sich notwendigerweise an anderen Fronten geschwächt haben mußte. Diese schwachen Stellen der französischen Front zu erkennen, einzustoßen und damit den feindlichen Gegenschlag vor Paris zu parieren, war aber nur durch einen erneuten Angriff möglich, der den Feind so überraschend treffen mußte, daß die Wirkung seiner Batterien von vornherein ausgeschaltet war. Dies kam in den Schlußsätzen des Armeebefehls von Generaloberst v. Gausen unzweideutig zum Ausdruck, in denen es hieß: „Um den Infanterieangriff der Wirkung der französischen Artillerie möglichst zu entziehen, erscheint der Sturm im Morgengrauen angebracht, der mit dem Bajonett bis in die feindliche Artillerie durchgeführt werden muß.“ —



Spät war die Truppe nach dem heißen Kampftag zur Ruhe gekommen. Mitternacht war bereits vorüber, bis endlich die Verwundeten geborgen, das Schanzen beendet und die Feldküchen zurückgefahren waren. — In bleiernem Schlaf liegen auf taudurchnäßtem Boden Offiziere und Mannschaften, als sich noch in tiefer Dunkelheit die Brigade-



adjutanten mühsam zu den Regimentsstäben durchfragen. Die Kommandeure werden geweckt. Zinter Mänteln und Umhängen gedeckt, werden die Befehle beim Schein einer Taschenlaterne entziffert. Dann eilen Adjutanten, Ordonnanzoffiziere und Melder — bei einzelnen Regimentern die Kommandeure persönlich — zu den Bataillonen und Kompanien, um die Truppe zu alarmieren. Schwer ist es, die todmüden Mannschaften aus dem Schlaf zu rütteln. „3,30 Uhr früh Wecken: Die Offiziere zum Major! — Meine Herren, es ist allgemeiner Bajonettangriff befohlen. Jeder Widerstand ist rücksichtslos zu brechen. Keine Patrone im Lauf, Seitengewehr aufgepflanzt, Spielleute vor die Kompanien . . . ! Meine Gedanken: Mach dich fertig zum Sterben.“ — Doch nun nicht viel Zeit zum Grübeln. Leute hochgebracht, Sachen zusammengeschwallt, Kompanie gesammelt und bereitgestellt“, so hat Lt. Leberecht v. Viebahn vom Regiment „Alexander“ diese Minuten vor dem Sturm geschildert.

Überall ist es jetzt auf den deutschen Bivakplätzen lebendig geworden. Leise Kommandos ertönen durch das Dunkel, werden flüsternd von Mund zu Mund weitergegeben. „Entladen!“ — Dumpfes Rasseln der Gewehrslösser, leises metallisches Klingen der aus den Kammern springenden Patronen. Vorsichtig werden die Gewehrslösser herausgenommen und im Brotbeutel verstaut. „Seitengewehr pflanzt auf!“ — Scharf schnappen die Federn der Seitengewehre an den Gewehrläufen ein . . . „Alles fertig!“ —

Schattenhaft, in tiefem Schweigen treten die Kompanien, die Bataillone und Regimenter — zwei Armeekorps — den Gang auf Tod und Leben an. Sieg oder Vernichtung — ein Drittes gibt es hier nicht.



Mit einer unheimlichen Ruhe schieben sich die Bataillone vorwärts. Mit angespannten Sinnen streift ein vorgehobener Schützenschleier durch die Büsche und Kusseln, jeden Augenblick gewärtig, auf den Feind aufzulaufen. Hier und da trifft man auf französische Vorposten. Sie werden, noch bevor sie Lärm schlagen können, lautlos niedergemacht. An anderen Stellen aber haben die Überfallenen noch Zeit,

Alarmschüsse zu lösen. Der Feind ist gewarnt. In dem Angriffsstreifen des Garde-Grenadier-Regiments „Elisabeth“ knattert den Sturmwellen bereits auf 100 m ein rasendes Schnellfeuer entgegen. Kein Schuß auf deutscher Seite. Aber dann — ein brausendes Hurra! Von Bataillon zu Bataillon pflanzt sich der Schlachtruf fort, die Hörner schmettern durch das Dunkel das Sturmsignal, dumpf dröhnen die Trommeln und mit unwiderstehlicher Gewalt braust die Sturmwoge über die erste französische Linie hinweg. Ein verwundeter französischer Offizier vom Inf.-Regt. 135 hat nach seiner Gefangennahme erklärt, daß dieses unheimliche, schweigsame Vorstürmen der deutschen Infanterie durch das französische Feuer, dieses unaufhaltsame Näher- und Näherkommen und schließlich der aus dem Dunkel donnernde Schlachtruf die Nerven seiner Mannschaft einfach zerrissen habe ...

Auf der ganzen Angriffsfront wird die erste französische Linie überrannt. „Es ist noch fast dunkel, und wir fallen buchstäblich in die ersten feindlichen Gräben. Was nicht davonläuft, wird mit dem Bajonett niedergemacht“, so schildert Lt. v. Schenk von den „Franzern“ den ersten Einbruch. Schon treffen in unaufhaltsamem Drang nach vorwärts die Stürmer auf die ersten geschlossenen Abteilungen in der französischen Verteidigungslinie. Auch hier sieht sich vielfach der Feind so überrumpelt, daß er erst auf nächste Entfernung zum Schuß kommt. Aber er findet doch noch die Zeit, den Angreifern ein rasendes Schnellfeuer ins Gesicht zu jagen. So dicht flammt vor den Stürmern das Mündungsfeuer der französischen Gewehre auf, daß man nach den Worten eines Mitkämpfers meinte, „der Feuerstrahl versenke einem den Bart.“ — Sptm. v. Verzen vom 2. Garde-Regiment 3. J., der mit dem Gewehr in der Faust an der Spitze seines Bataillons stürmt, rannte, wie einer seiner Zugführer berichtet, „mit einem Gesicht, als ob ihm jemand Sand in die Augen würfe, dem scheußlichen, aus nächster Nähe aufpeitschenden Infanteriefeuer entgegen.“

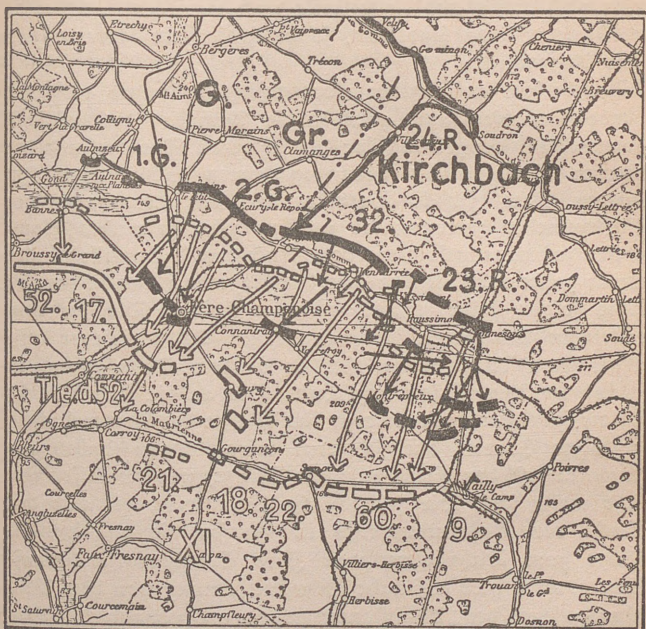
Aber bei diesem heroischen Sturmangriff gibt es nur für Bruchteile einer Sekunde ein Stocken, dann wirft sich Mann für Mann mit donnerndem Hurra auf die Rothosen. In wildem, knirschendem Ringen wird jeder Widerstand mit



der blanken Waffe gebrochen. Dramatische Szenen, die die ungeheure Erbitterung der Kämpfenden widerspiegeln, zucken auf, um sogleich wieder im Strudel dieses beispiellosen Zusammenpralls zu versinken. Noch auf fünf, auf drei Meter schlagen Nahschüsse in die Reihen der Gardisten, brechen unmittelbar vor den französischen Flintenläusen Getroffene mit ingrimmigem Aufschrei zusammen. Hauptmann v. Detten vom Regiment „Alexander“ kommt einem Gegner, der auf ihn anlegt, im Bruchteil einer Sekunde zuvor und streckt ihn mit einem mächtigen Säbelhieb zu Boden. Wenige Augenblicke später hat auch sein tapferes Soldatenherz aufgehört zu schlagen. Sptm. v. Rosenberg von den „Franzern“ stößt mit seiner Kompanie überraschend auf überlegenen Gegner, der gerade im Begriff steht, eine Anzahl Maschinengewehre auf Maultiere zu verladen und in Sicherheit zu bringen. Zwischen den steil aufbäumenden und wild um sich schlagenden Gespannen kommt es zu wogendem Ringen mit Bajonett und Kolben. Der Hauptmann hat einen harten Zweikampf mit einem Franzosen zu bestehen, der mit gefälltem Bajonett auf ihn zu stürzt. Den Stoß kann Sptm. v. Rosenberg mit dem Degen parieren, dann faust sein Degenhieb dem Franzosen quer über das Käppi und wirft den Gegner zu Boden. Zwei Zugführer dieser Kompanie fallen und mit ihnen eine Anzahl Mannschaften, dann aber haben die Gardegrenadiere den Gegner niedergekämpft und die wertvolle Beute sicher gestellt.

Neben Sptm. Lyons, dem Kommandeur des I./„Elisabeth“, stürmen Seite an Seite vier seiner Leutnants und der Gefr. Schulz. Zwei Offiziere fallen kurz hintereinander. Der Gefr. Schulz, einer der besten Bajonettfechter des Regiments, der oft genug bei Besichtigungen Gelegenheit hatte, seine Wendigkeit und Stoßkraft zu beweisen, bewahrt auch im wildesten Sandgemenge seine Kaltblütigkeit. Unter den Augen seines Kommandeurs erledigte er in scharfem Zustoßen fünf Gegner. Schlimm aber erging es der 7. Kompanie der „Kaiser-Franz“-Garde-Grenadiere, die durch einen tiefen Bahneinschnitt steigend auf der anderen Seite der Böschung auf einen unerschütterten Gegner auflief. Salvenfeuer schlug den Grenadieren auf nächste Schußentfernung

entgegen. „Ich höre noch die ruhige Stimme des französischen Offiziers, welcher dann jedesmal die vernichtenden Salven folgten, so daß uns das Surra im Halse stecken blieb“, heißt es in einem Bericht des Kompanieführers. In wenigen Augenblicken lagen drei Offiziere und 68 Mann in ihrem



➡ Die Stoßrichtung des deutschen Bajonettangriffs, ➡ Franzosen  
G = Gardekörps      Gruppe Kirchbach = 32. und 23. Res.-Div.

Blut. Die Kompanie — noch mit entladenen Gewehren — muß zurück in Deckung und von hier den Feuerkampf aufnehmen.

Mit aufkommendem Licht haben die Kompanieführer laden lassen, und mit verheerender Wirkung prasselt auf günstigste Schußentfernung das Verfolgungsfeuer in die Reihen der flüchtenden Rothosen. Eine auf einer Waldlichtung sammelnde, noch ganz verstörte französische Kompanie wird durch zielsicheres Feuer auf 150 m Entfernung so gut wie



vernichtet. Andererseits kommen allzu stürmisch vorpreschende deutsche Abteilungen in schwierige Lagen. So geriet eine Kompanie „Franzer“ im Waldgelände zwischen größere Abteilungen weichender und von rückwärts nach vorn eilender Franzosen. „Wir behaupteten uns nur dadurch, daß wir teils nach rechts und links, teils nach vorn und rückwärts in Baumannschlag feuerten“, so beschreibt ein Unteroffizier diese Augenblicke.

Bei diesem auslebenden Feuergefecht bekommt auch das Garde-Grenadier-Regt. 4 „Königin Augusta“ die ersehnte Gelegenheit, Vergeltung für die schweren Stunden und die bitteren Verluste des vorangegangenen Schlachttages zu nehmen. Das Füsilier-Bataillon des Regiments war am 7. September zertrümmert und zu zwei schwachen Kompanien zusammengelegt worden. Auch das I. Bataillon hatte schwer gelitten. Trotzdem war das Regiment, das in zweiter Linie folgen sollte, einfach nicht zu halten. Die bei dem wehrlosen Ausharren im französischen Artilleriefeuer aufgespeicherte Wut machte sich in wildem Draufgehen, in mächtigem Angriffsschwung Luft. Bis an die Brust reicht den riesigen Gardegrenadieren das Wasser des Sommebaches, der ohne Zögern durchschritten wird. Dann haben die „Augustaner“ den Feind vor der Klinge, und sie lassen ihn nicht mehr frei. Die französische Infanterie, die vor der Wucht des Bajonettangriffs in Laufen die ansteigenden Gänge zum Bahndamm von Fère Champenoise hinauf flüchtet, wird hier auf nahe Schußentfernung von dem Verfolgungsfeuer der „Augustaner“ gefaßt und vernichtet. „Wie blühender Mohn steht das ganze Feld bis zum Bahndamm aus, so zahlreich liegen die roten Rosen überall herum“, vermerkt die Feldzugsgeschichte. Aus der Fülle der Einzeltaten können nur einige wenige herausgegriffen werden, so das aufopfernde Verhalten des Lts. Bonatz, der trotz eines Beinschusses und zeretzter linker Hand mit dem gesunden Arm ein Maschinengewehr hinter sich her zog und gerade zur rechten Zeit die kostbare Waffe in vorderster Linie zum Einsatz bringen konnte. —

Mit dem weiteren Vorgehen häufen sich die Verluste. Die französische Artillerie hat nach der ersten Verblüffung ihre Sprache wiedergefunden und feuert aus allen Rohren. Um

den Bahndamm von fère Champenoise, dem von den Franzosen erbittert verteidigten Hauptbollwerk, kommt es mit starken feindlichen Reserven zu hartem, verlustreichem Kampf.

Mitten auf dem Bahndamm bricht mit der Fahne des Füsilier-Batls. „Alexander“ in der Hand, der 17jährige fähnrich von der Recke, noch das Hurra auf den Lippen, durch die Stirn getroffen tot zusammen. Bunt durcheinandergewürfelte Kampfhausen der Garde-Grenadier-Regimenter „Kaiser Franz“, „Kaiserin Elisabeth“ und der Gardepioniere versuchen in tollem Anlauf den Bahndamm zu überqueren. Von einem Kranz gefallener Grenadiere und Pioniere umgeben, bleiben hier zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere im feindlichen Feuer liegen. Die Führerverluste häufen sich so, daß in zahlreichen Kompanien Unteroffiziere, ja in einzelnen Fällen Gefreite als Führer einspringen müssen. Bei dem Durcheinander des Waldkampfes und dem rücksichtslosen Draufgehen geraten mehrfach Feldzeichen der „Franzer“ und „Elisabether“ in Gefahr, eine leichte Beute des Feindes zu werden. Aber stets gelingt es noch im letzten Augenblick, die Fahnen vor dem Zugriff des Feindes zu retten. — Mögen die Verluste sich mehren, die Verbände durcheinandergewürfelt sein: diesem Sturmangriff, dieser heiligen Begeisterung vermag der Feind nichts entgegenzusetzen. Bei allen vier Garde-Grenadier-Regimentern der 2. Garde-Division ist schon in den frühen Vormittagsstunden ein glänzender Sieg errufen.



Im Kampfabschnitt der 1. Garde-Division war vor allem dem 2. Garde-Regiment zu Fuß ein ins Auge springender Erfolg beschieden. Während vor der 2. Garde-Division die französische Artillerie die ihr drohende Gefahr noch rechtzeitig hatte erkennen und sich dem Zugriff der Garde-Grenadiere durch schnellsten Stellungswechsel hatte entziehen können, gelang es dem 2. Garde-Regiment, diesen verhassten Gegner endlich vor die Klinge zu bekommen. Es war Lt. v. Lölhöffel mit seiner 6. Kompanie, der bei hitziger Verfolgung der fliehenden französischen Infanterie zuerst eine französische Batterie aufstöberte. In breiter Front — die



französischen Schützen vor sich her treibend — stürmte die Kompanie mit hämmernden Pulsen auf die Geschütze zu. Die französischen Kanoniere rissen die einzelnen Geschütze herum, konnten aber auf den so plötzlich auftauchenden Gegner nicht mehr zum Schuß kommen, weil ihnen die eigene Infanterie vor die Rohre lief.

In höchster Not ließ der Batterieführer die Prozen heranholen. Im Galopp nahen die Gespanne. Aber es war zu spät. Schon prasselte auf 80—100 m Entfernung das mit unfehlbarer Wirkung abgegebene Schützenfeuer der Gardisten zwischen die Fahrzeuge. Kanoniere, Fahrer und Pferde wälzten sich am Boden. Der Rest der Bedienung flüchtete. Mit brausendem Zurra drang die Kompanie in die Batteriestellung ein. Zu gleicher Zeit bekamen Lt. v. Petersdorff mit der 8. und Lt. v. Loeper mit der 3. Kompanie zwei andere französische Batterien so überfallartig zu packen, daß die Bajonette der Gardisten schon zwischen den Geschützen auftauchten, bevor noch die französischen Kanoniere einen Schuß hatten lösen können. So war es dem 2. Garde-Regiment gelungen, noch vor dem Stellungswechsel in die französische Artillerielinie einzubrechen und drei feindliche Batterien unschädlich zu machen, denen am Tage zuvor manch braver Gardist zum Opfer gefallen sein mochte.

Auch bei den übrigen Regimentern der 1. Garde-Division rollt die Sturmwooge mit einer alles niederreißenden Gewalt über die französischen Linien hinweg. Das 1. Garde-Regiment 3. J. hat in den vorangegangenen Schlachten und Vormarschkämpfen bereits 1600 Mann verloren, aber dieser herrlichen Truppe ist nichts von Strapazen und Verlusten anzumerken, als die Hörner jetzt zum Sturm rufen. In schweren Waldkämpfen bahnt sich das 4. Garde-Regiment 3. J. seinen Weg zum Bahnhof von Jère Champenoise, auf dem es sich auch durch heftige Feuerüberfälle französischer Batterien nicht aufhalten läßt. Zu einem tragischen Rückschlag kam es nur bei dem 3. Garde-Regiment 3. J., dessen rücksichtslos vorstürmendes II. Bataillon, von flackerndem M.G.-Feuer gepackt und von wachsamem Batterien auf 1500 m Entfernung zugedeckt, völlig aufgerieben wurde. Außer dem Kommandeur stand nur noch ein einziger Offizier in seinen Reihen. Verluste 1914...

Aber diese tragischen Einzelfälle können den durchschlagenden Gesamterfolg dieses denkwürdigen Sturmangriffs nicht beschatten. Bereits zwei Stunden nach Beginn dieses entscheidenden Angriffs hatte das Gardekorps die französische Kampffront in einer Tiefe von mehreren Kilometern aufgerissen. Drei französische Divisionen — zahlenmäßig erheblich stärker als der Angreifer — waren überrannt und befanden sich in aufgelöstem Zustande auf dem Rückzug. Nur Teile dieser schwer mitgenommenen Verbände konnten unter Anwendung drastischer Mittel von ihren Offizieren zu nachhaltigem Widerstand auf den Höhen südlich Sère Champenoise gesammelt werden. Der Ort selbst, einer der Tragpfeiler im Gefüge der Fochschen 9. Armee, mußte verloren gegeben werden. Ein glänzender Erfolg, den die eigene Führung der erschöpften Truppe kaum mehr zugetraut hatte, war ohne die geringste Unterstützung der Artillerie allein im Angriff mit der blanken Waffe erzielt worden.



Mit dem gleichen Schwung wie die preussische Garde führten die Sachsen des Generaloberst v. Hausen, die 32. aktive und die 23. Reserve-Division, den Sturmangriff durch. Unmittelbar vor der ersten feindlichen Linie mußte der teilweise bis zu zwei Meter tiefe Sommebach durchquert werden, dessen Wasser auch an den Furten den Feldgrauen bis über die Schultern reichte. Die Gewehre hoch über dem Kopf haltend, die Maschinengewehre mit ihrem schweren Gerät auf den Schultern schleppend, tastet sich Mann hinter Mann in der Dunkelheit vorsichtig durch den Bach. Es ist ein mühseliger Weg. Den kleineren Leuten geht das Wasser über den Rockragen und durchnäßt sie vollständig. Viele gleiten auf dem glatten Boden aus und müssen Flatschnaß von den Kameraden herausgezogen werden. Und bei alledem ist äußerste Stille geboten.

Ein baumlanger Gardegrenadier vom Regiment „Augusta“ trägt den General v. Gersdorff hinüber, der sich mit gezogenem Degen an die Spitze seiner Truppen stellt. Auch hier werden mit Trommelschlag und unter den aufspeitschenden Klängen des Sturmsignals die ersten französischen Linien



glatt überrannt. Noch in der ersten Dämmerung gelingt den Sachsen der 32. Division der Einbruch in die französische Artillerielinie. Mehrere Kompanien des III./178, vermischt mit Teilen des Inf. Regts. 103 bekommen eine ahnungslose französische Batterie vor die Mündungen. Die Wirkung des infanteristischen Nahfeuers ist derart, daß in der ganzen Batteriestellung nur noch ein einziger Lebender, ein verwundeter Unteroffizier, angetroffen wird. Vor den dicht hinter der Batterie stehenden Progen liegen neben den Fahrern sämtliche Pferde tot in den Gurten. — In weiterem Vorstürmen wurde in diesem Abschnitt der Bahndamm von mehreren gemischten Kampfgruppen, die Major Fränzel, der Kommandeur des III./178 unter seinen Befehl genommen hatte, ohne Aufenthalt überschritten. Im Morgennebel tauchten — den Sturmhaufen die offene Flanke bietend — zwei feuernde französische Batterien auf. Schnell dreht Major Fränzel sein Bataillon gegen die Geschütze ein und allen voran Lt. Maringer, Führer der 10./178, stürzen sich die Kamenzener Musketiere mit keuchenden Lungen auf die acht Geschütze. Nur ein einziger Gedanke beseelt sie: „Drauf!“ — In mächtigen Sprüngen wird die Entfernung durchgemessen. Tambour Päschel schlägt in der Begeisterung so hart auf die Trommel, daß ihm die Stöcke zerbrechen.

Noch 80 m... noch 50 m... Es handelt sich nur noch um Sekunden. Da hat auch die französische Artillerie die tödliche Gefahr erkannt. Zwei Offiziere springen an das Flügelschütz. Die Bedienung reißt es herum, der erste Schuß blizt auf. Es ist ein Volltreffer. Der tapfere Kompanieführer Lt. Maringer sinkt mit einer ganzen Gruppe keine 30 m vor dem heiß erschnittenen Ziel ins Gras. Die zweite Granate aber bleibt im Rohr stecken, denn schon sind die Sachsen mit tosendem Hurra in die Batteriestellung eingebrochen. Die Bedienung wehrt sich erbittert mit Revolver und Karabiner. Mit sämtlichen Offizieren fällt der größte Teil der Bedienung unter den Bajonetten der erbitterten Musketiere. Nur wenige Überlebende heben die Hände. Ingrimmt betrachten die Feldgrauen, die stolz ihr „III./178“ auf die noch heißen Geschützrohre einzeichnen, die Berge von leeren Kartuschen in den Batteriestellungen. Die Geschosse dazu hatten sie gestern zu spüren bekommen.

Zu einem dramatischen Zwischenspiel kommt es in einem anderen Gefechtsabschnitt am Bahndamm fère Champe-noise. Eine buntgemischte Kampfgruppe der Regimenter 102, 103 und 178 gerät beim Heraustreten aus einem Waldstück nur 100 m vor dem Bahndamm in ein tolles Feuer der französischen Besatzung. Die Sachsen nehmen den Kampf entschlossen auf. Heraneilende schwere M.G. der 178er greifen kräftig in den Feuerkampf ein und können in kurzer Frist die Feuerüberlegenheit erringen. Zur gleichen Zeit war es mehreren M.G.-Zügen der 102er und 103er gelungen, in der linken Flanke der französischen Bahnstellung unentdeckt die Bahnböschung zu erreichen. Lt. Noack von den 102ern erkennt sofort die ungeahnten Möglichkeiten, die sich hier zum flankierenden Einsatz der Maschinengewehre bieten. In fliegender Hast werden fünf schwere Maschinengewehre an und auf dem Bahnkörper in Stellung gebracht. Es sind nie gesehene Massenziele, die sich hier den Richtschützen bieten. Auf eine Schußentfernung von 500—600 m liegt — wie an der Schnur gezogen — Kopf an Kopf die französische Linie. „Ein Strich — Dauerfeuer!“ — Aus fünf Läufen zugleich sprühen die Tod und Verderben bringenden Geschossgarben. Gegen die Feuerkraft von fünf schweren Maschinengewehren auf schmalen Raum ist kein Kraut gewachsen. Innerhalb kürzester Frist ist in der Bahndammstellung mit eisernem Besen Auskehr gehalten. Völlig entnervt springen die kargen Reste der Besatzung — zwei Offiziere und 150 Mann — aus der zerstückten Schützenlinie hoch und eilen mit erhobenen Händen über die Böschung. Unter den Gefallenen befand sich auch der französische Regts.-Kommandeur, ein Oberst, mit seinem gesamten Stabe.

So verheerend hatten die Maschinengewehre der Sachsen gehaust, daß nicht ein einziger Überlebender zurückkam, der bei den rückwärtigen Truppenteilen hätte Alarm schlagen können. So nur war es möglich, daß diese 200 Mann starke Kampfgruppe mit der gewaltigen Feuerkraft von jetzt insgesamt elf schweren M.G. nach kurzem Vormarsch lange Reihen französischer Infanterie sichtete, die ohne die geringsten Sicherungen eifrig beim Schanzen waren. Wie im Frieden erlernt, wurden alle Vorbereitungen noch in Deckung getroffen, die Waldränder lautlos besetzt,



und dann prasselte schlagartig der Feuerstoß aus elf Maschinen-  
gewehren vernichtend in den Feind. Unter den schanzenden  
Franzosen, die sich weit hinter ihrer stark besetzten Bahn-  
dammstellung in völliger Sicherheit wähnten, brach eine Panik  
aus. Wie vor den Kopf geschlagen rannten mit dem Spaten  
in der Hand ungeordnete Haufen auf die Gewehrpyramiden  
zu und, ohne die Gewehre aufzunehmen, wieder zurück zu  
ihren Gräben, bis das tödliche Blei sie ereilte. Auch hier ent-  
kamen nur wenige unverwundet aus dem Getümmel. —

Den schwersten Kampf im Abschnitt der 32. Division hatten  
die Sachsen und ein zugeteiltes Batl. „Augustaner“ um das  
stark befestigte Dorf Lenharré zu bestehen. Die Kirche und  
der Friedhof waren zu mächtigen Bollwerken ausgebaut.  
Aus Häusern, Kellern und Dachlukfen, ja sogar aus den  
Baumwipfeln schlug das Feuer unsichtbarer Schützen in die  
deutschen Sturmlinien, als diese noch im Dunkel mit brau-  
sendem Surra in das Dorf einbrachen. Ein wildes Ringen,  
wie es für Häuser- und Straßenkampf kennzeichnend ist,  
spielte sich hier in den noch vom nächtlichen Dunkel um-  
wobenen Dorfgassen, in Gärten und Gehöften ab. Über  
Zügel und Grabsteine des Friedhofes, den eine französische  
Kompanie hartnäckig verteidigte, wälzte sich der Kampf.  
dessen Wogen bis in die Kirche hinein brandeten. Sieben  
deutsche Bataillone wurden nach und nach in diesen Strudel  
hineingerissen. „Wie Motten das Licht zog der Feuerschein  
des brennenden Lenharré die Truppe mit unwiderstehlicher  
Gewalt an...“ — Jedes Gehöft mußte einzeln gestürmt  
werden. Noch in den Stuben, auf Kellerstiegen und Dach-  
böden setzte sich der Nahkampf fort. Aus dem Dunkel der  
dichtbelaubten Baumkronen schlugen die Schüsse unsicht-  
barer Scharfschützen in die Reihen der Feldgrauen, die erst  
im grellen Schein der lodernden Flammen diese gefährlichen  
Gegner entdecken und abschießen konnten. Underthalb Stun-  
den tobte unter schwersten Verlusten auf beiden Seiten der  
Straßenkampf, dann erst war Lenharré von den Sachsen  
genommen. „Unter rauchenden Balken, glimmendem Holz  
lagen die tapferen Verteidiger in Massen. Viele erlitten den  
Flammentod. Selten hatte sich der Feind so ge-  
schlagen!“ — Mit diesen Worten ehrt die Feldzugs-  
geschichte des Inf. Regts. 103, das in diesem Dorfkampf am

schwersten gelitten und von seinem III. Bataillon alle Offiziere bis auf einen eingebüßt hatte, den heldenmütigen Gegner von Lenharré.



Auch bei der 23. sächsischen Reserve-Division kam es zu wildbewegten Kampfszenen. Die Division war durch Aufgaben sehr geschwächt und konnte von ihren zwölf Bataillonen nur sieben ins Feuer führen, aber was mit diesen Kräften zu leisten war, das holte die brave Truppe aus sich heraus. Das erste Ziel, der Sommebach, wurde im ersten Anlauf genommen. Die Büsche an den steilen Uferrändern hatte der Franzose geschickt mit Drahtschlingen durchzogen, aber drüber und drunter weg gingen die Reservisten und Landwehrleute des Res. Inf. Regts. 102 bis an die Güsten im Wasser dem noch unsichtbaren Gegner entgegen, der nur an ausblitzenden Schüssen jenseits des Baches festzustellen war. Stärkere Feldwachen und Postierungen bei Haussimont wurden mit gefällttem Bajonett angefallen und einfach überannt.

Einen harten Zusammenprall hatte gleich zu Beginn des Angriffs das am linken Flügel vorgehende Res. Inf. Regt. 103. In tiefem Schweigen hatten sich die Sturmkolonnen mit entladenen Gewehren an den Dorstrand von Sommesous herangeschoben. Pioniere, zur Freilegung von Barrikaden, Secken und Zäunen, mit Äxten und Kreuzhacken bewaffnet, bildeten die Spitze. Das vom Regts.-Kommandeur Oberst Frhr. v. Ompteda persönlich vorgeführte II. Bataillon war dicht aufgeschlossen bis auf 60 m an den Dorfeingang herangekommen, als den sächsischen Reservisten die ersten Schüsse entgegenschlugen. Unmittelbar darauf folgte Salvenfeuer. —

Die Spitze stockt. Betroffene schreien auf. Es ist der kritische Augenblick, der über Gelingen oder Mißlingen entscheidet. Schon aber ist Oberst Frhr. v. Ompteda vor die Front gesprungen, entreißt dem nächsten Mann das Gewehr und stürzt sich mit Hurra auf den Feind. Ein brausendes Hurra aus Hunderten von Kehlen antwortet ihm und in unaufhaltsamer Schwung stürzt sich das Bataillon in das Dorf. Nach kurzem harten Nahkampf um Straßenbarrikaden und



verrammelte Gehöfte, in die der Feuerbrand flog, war das Dorf genommen.

Überraschend schnell war hier der Widerstand der Franzosen zusammengebrochen. Noch aber stand den sächsischen Reserve-Regimentern eine schwere Aufgabe bevor. Starke feindliche Kräfte hielten die langgezogenen Höhenrücken, gegen die der Angriff auf eine Entfernung von mehr als 1000 m bergauf in laufendem Feuergefecht vorgetragen werden mußte, besetzt. Aber es gab kein Stutzen. Sprungweise arbeiteten sich die Kompanien vor. In vorbildlicher Feuersdisziplin wurde der starke Gegner nach und nach niedergekämpft, wobei mehrere in schneidigem Einsatz vorgeworfene Batterien trotz schärfster artilleristischer Gegenwirkung der Franzosen entscheidend mitwirken konnten. Schon gegen 10 Uhr vormittags begann der Widerstand der französischen Infanterie abzubröckeln. Und in den Nachmittagsstunden war bis auf einige schwache Nachhuten der Gegner auf breiten Strecken vor der Front der 23. Reserve-Division verschwunden. Hier vor der Front der Sachsen begann zwischen der Armee Foch und der östlich anschließenden 4. französischen Armee eine Lücke zu klaffen, die nur notdürftig durch Kavallerie ausgefüllt werden konnte. Der Angriff hatte in diesem Abschnitt die weiche Stelle im Zentrum der französischen Schlachtordnung getroffen.



Erst der nächste Tag, der 9. September, sollte die ganze Größe des Erfolges, der diesem einzigartigen nächtlichen Sturmangriff beschieden war, zutage treten lassen. Der rechte Flügel der Fochschen Armee war vollständig geschlagen, die Infanterie von fünf Divisionen im innersten Gefüge erschüttert. Ihre Verluste übertrafen die der deutschen Sturmtruppen bei weitem. So mußte das französische Inf.Regt. 135 als „nicht mehr verwendungsfähig“ sofort aus der Front gezogen werden. Das frisch eingesetzte Inf.Regt. 32 hatte 75 % seiner Gefechtskraft verloren. Der Regts.-Kommandeur war gefallen, von 65 Offizieren hatten nur 11 diesen blutigen Tag überstanden. Ein Bataillon des Inf.Regts. 114 war buchstäblich vernichtet worden; von 700 Streitern meldeten sich abends beim Appell noch 50 Mann.

Nur noch eines einzigen kräftigen Anstoßes bedurfte es, um das wankende Gebäude der Foch'schen Schlachtordnung endgültig zum Einsturz zu bringen. Ungeachtet des dreitägigen atemlosen Ringens fühlten sich die Garde und Sachsen stark genug, dem Feind am 9. September den entscheidenden Stoß zu versetzen. An diesem Tage sollte die Truppe die Früchte ihres schonungslosen Einsatzes, der übermenschlichen Anstrengungen und ihrer schweren Blutopfer reifen sehen. In die Front der beiden sächsischen Divisionen hatte sich am 9. September morgens die 24. Res.-Division eingeschoben, die nach einem Gewaltmarsch von nahezu 60 km noch rechtzeitig zur Entscheidung auf dem Schlachtfelde eingetroffen war. Ungeachtet der hinter ihr liegenden Strapazen ging die Division unmittelbar nach ihrem Eintreffen zum Angriff vor und warf die erschütterten französischen Linien im ersten Anlauf über die schon von Natur aus starke Stellung des Maurienne-Baches, der letzten Auffangstellung der Armee Foch, zurück. Der Kommandeur der hier gegenüberstehenden 18. französischen Division ordnete — den Zusammenbruch vor Augen — den allgemeinen Rückzug an. Mit Mühe und Not konnte der Commandierende General durch persönliches Eingreifen verhindern, daß der lebenswichtige Maurienne-Abschnitt nicht kampfslos den Deutschen überlassen wurde. Im Gefechtsabschnitt der 23. Res.-Division, vor der am Abend zuvor der Franzose bereits auf weiten Strecken verschwunden war, war eine Lücke in einer Breite von 10 bis 15 km aufgesprungen. Keine Truppe stand hier außer einer Kavallerie-Division dem französischen Oberbefehlshaber mehr zur Verfügung, die er den Sachsen hätte entgegenwerfen können. Ein Durchbruch, dessen Folgen nicht abzusehen waren, bahnte sich an.

Vor dem Gardekorps war mit der Preisgabe der starken Höhenstellung auf dem Mt. Noët der letzte Tragspfeiler der französischen Front zusammengebrochen. Das scharfe Zupacken der Garderegimenter verwandelte stellenweise den Rückzug der Franzosen in regellose Flucht. Mehrere Batterien opferten sich, um mit rasendem Schnellfeuer ihre geschlagene Infanterie zu decken. Bei dem Generalkommando des Gardekorps lief eine Fliegermeldung ein, nach der feindliche Marschkolonnen in einer Ausdehnung von 12 bis 13 km auf



dem Rückzug festgestellt worden seien. Vom Mt. Noût her setzte sich der Zusammenbruch der französischen Front unaufhaltsam nach Westen bis vor die Mitte der 2. deutschen Armee fort. Hier stand im Abschnitt des X. hannoverschen Armeekorps in den Vormittagsstunden des 9. September ein Artillerie-Kommandeur am Scherenfernrohr, und das Schlachtenbild, das sich ihm im Osten bot, ließ ihn vor unbezähmbarer Siegesfreude aufjauchzen: „...links ging die 14. Inf.-Division in langen Marschkolonnen mit geschultertem Gewehr, vom feindlichen Feuer unbehelligt, gegen die französische Stellung auf den Höhen bei Allemant vor. Ganz links strömte der Feind in heftigem Rückzuge vom Mt. Noût herunter nach Westen und Südwesten zu. Französische Batterien jagten in eiliger Gangart im Schrapnellfeuer von drei Seiten davon, wie man aus Lage und Form der Sprengwolken deutlich ersehen konnte. Der Sieg, der Durchbruch war vollendet.“ —

Daß diesen unvergleichlichen Truppen die Ausnutzung des Sieges versagt blieb, steht auf einem anderen Blatt. So wenig der tragische Ausklang der Marne-Schlacht den Ruhm der Kluck'schen Armee, die zur gleichen Stunde nach schwersten Kämpfen und Krisen den Sieg an ihre Fahnen heftete, verdunkeln kann, so wenig vermag er das Selbentum dieser vier Sturmdivisionen zu beschatten, die nach dem Urteil des Reichsarchivs „eine der gewaltigsten Großtaten der Kriegsgeschichte“ vollbracht haben. Selbst Marschall Foch mußte nach dem Kriege bekennen: „An der Marne bin ich geschlagen worden.“ —

Dieser einzigartige Bajonettangriff von vier Divisionen hat auf dem Höhepunkt einer Schlachtenkrise den alten soldatischen Glaubenssatz erhärtet, daß der Krieg allen Regeln spottet, und daß es die ungewöhnlichen Maßnahmen sind, denen die verblüffendsten Erfolge zufallen. Welch eine Zentnerlast an Verantwortung aber nahm der Oberbefehlshaber der 3. Armee, Generaloberst v. Sausen, auf seine Schultern, als er diesen Weg ins Dunkle beschritt. Grillparzers Dichterwort:

„Man sage nicht, das schwerste sei die Tat;  
Da hilft der Mut, der Augenblick, die Regung.  
Das schwerste dieser Welt ist der Entschluß!

ist auf diese nächtliche Stunde, in der Generaloberst v. Hausen dem ihm zur Zeit unterstellten Gardekorps und seinen beiden sächsischen Divisionen den denkwürdigen Befehl zum Bajonettangriff gab, wie zugeschnitten. Ein Angriff mit blanker Waffe im Zeitalter der Mehrladegewehre, Schnellfeuergeschütze und Maschinenwaffen, ein Angriff, der ohne die geringste vorherige Aufklärung, ohne Artillerie-Vorbereitung nur auf Übererraschung aufgebaut war: Wahrlich, nur eine Feldherrnpersönlichkeit war fähig, einen solchen Befehl zu geben, dessen Wirkung auf die Truppenführung das Kriegstagebuch der 32. Infanterie-Division mit diesen eindrucksvollen Sätzen festgehalten hat:

„... also ohne Tiefe, ohne Reserven, mit einer Truppe, die am 6. September 45 km marschiert war, anschließend gefochten, den ganzen 7. September gefochten und unter drückender Hitze schwer unter dem feindlichen Granatfeuer gelitten hatte! Fast schien es uns allen unmöglich. Doch: der deutsche Soldat stürmt auch ohne Schuß, nur mit dem Bajonett!“

Wenn aber etwas dem verantwortlichen Führer diesen schweren Entschluß erleichterte, so war es sein Glaube, daß dieser herrlichen Infanterie von 1914 alles zugemutet werden durfte. Sein Glaube fand seine Erfüllung in dem eisernen Willen der Kommandeure in der Front, dem unaufhaltsamen Vorwärtsdrang aller Offiziere und Unterführer und der besinnungslosen Gefolgschaft aller Grenadiere, Füsilier und Musketiere. In dem brausenden Sturmlied der deutschen Infanterie verschmolz der Dreiklang: Führerverantwortung, Vertrauen und Kampfgemeinschaft zu einem Siegesfang, dessen mitreißende Kraft in dem Tagebuch des Regiments-Adjutanten, Lt. v. Witzleben, seinen klassischen Ausdruck in dem Bekenntnis gefunden hat: „Tubelnder, begeisternder und aufopfernder haben niemals brandenburgisch-preussisch-deutsche Truppen gestürmt!“

## Pommersche Kürassiere in der Walachei

Am 14. November 1916 hatte die 9. deutsche Armee den Wall der rumänischen Gebirgsstellung am Vulkanpaß durch-



brochen und nach wochenlangem schwerem Ringen das Tor zu der fruchtbaren Ebene der Walachei eingestoßen. Die Stunde der Verfolgung hatte geschlagen! Das Kavallerie-Korps v. Schmettow, das mit dem Fuß im Bügel ungeduldig auf den Durchbruch gewartet hatte, schwang sich in den Sattel und trabte an. Der letzte Kiegel, den die Rumänen am Jiu-Fluß vor die Verfolger gelegt hatten, wurde in der zweitägigen Schlacht bei Targu Jiu von Ostpreußen, Bayern und Schwaben bis zum 17. November in rücksichtslosem Ansturm aufgebrochen. Dann gab es kein Halten mehr! Wie ein Sturmwind segten Schmettows Reitergeschwader durch die walachische Ebene hinter den flüchtenden Rumänen her, dicht hinter sich die in Gewaltmärschen folgende Infanterie.

In den Reihen des Kavallerie-Korps v. Schmettow ritt auch das Pasewalker Kürassier-Regt. „Königin“, in dem die Tradition der Ansbach-Bayreuther Dragoner, der Sieger von Zohenfriedberg, fortlebte. Es war am 20. November 1916, einem denkwürdigen Tage in der Geschichte der pommerschen Kürassiere, als die Aufklärungs-Eskadron unter Rittmeister Alfred v. Borcke mit dem Auftrag abritt, gegen den Alt-Fluß vorzufühlen. Die Eskadron zählte etwa 80 Säbel, außerdem war ihr ein Maschinengewehr und ein Geschütz von der reitenden Abteilung des feld-Art.Regts. 11 zugeteilt. Das war alles zusammengekommen keine überwältigende Kampfkraft, aber was der Eskadron v. Borcke an Kämpferzahl und Waffenzuteilung fehlte, das ersetzten Führer und Mannschaften durch ihren Tatendrang und unbeschwerten Reitergeist.

Der Rittmeister hatte drei Fernpatrouillen abgeschickt und nur einen Stamm von 47 Kürassieren bei sich behalten, als er mit seiner Eskadron den Aufklärungsritt antrat. Er fand das ganze Gelände zwischen dem Alt und Jiu von den Rumänen bereits geräumt. Hier war also für die Kürassiere keine Gelegenheit mehr, ihren Tatendrang zu fühlen. — Der Rittmeister sah nachdenklich auf seine Karte. Da lag im Süden, schon außerhalb seines Aufklärungsgebietes, aber nur knapp 15 km entfernt, die alte Hauptstadt der Walachei, Craiova, die Stadt mit den sagenhaften Vorräten und Getreidemagazinen. Das wäre eine Sache, ein echter Reiterstreich, dort in den rumänischen Rückzug hineinzustoßen und

dem Feind diese kostbaren Vorräte abzunehmen. Und schon steht bei dem Führer der Entschluß fest: Sinein nach Craiova! —

Auf der Karte sind am äußersten Stadtrand von Craiova Kasernen eingezeichnet. Wenn sich noch eine rumänische Besatzung in der Stadt aufhalten sollte, dann war sie ganz bestimmt hier und nirgends anders zu finden. Die Kasernen mußten daher zuerst genommen werden! Es ist etwa 9 Uhr morgens und immer noch neblig, als die Kürassiere nach scharfem Ritt sich dem Stadtrand und dem massiven Häuserblock der Kasernen nähern. Der Rittmeister gibt das Zeichen, und in aufgelöster Ordnung reitet die Eskadron zur Attacke gegen die Kasernen an. Es ist ein tollkühnes Reiterstück, diese Attacke in eine Stadt hinein. Es findet in der ganzen deutschen Heeresgeschichte nur ein einziges Beispiel in dem Überfall der Derfflingerschen Dragoner auf die schwedische Besatzung der Savelsefte Rathenow. —

Im Galopp sprengen die Kürassiere heran. Die rumänischen Posten vor der Kaserne sind so fassungslos, daß sie gar nicht dazu kommen, Marmschüsse zu lösen. Sie werden einfach über den Haufen geritten. Schon hallt Hufschlag auf dem Kasernenhof, wo zwei kriegsstarke rumänische Kompanien — fast 500 Mann — gerade zum Brotempfang angetreten sind. Sorgfältig ausgerichtet stehen neben den Kompanien die langen Reihen der Gewehrpyramiden. Auch hier erfolgt der Überfall so schlagartig, daß nicht eine einzige Gruppe, kein Offizier mehr Zeit findet, an die Gewehrpyramiden zu springen. Der Rittmeister mit geschwungenem Pallasch voran, reiten die Kürassiere beide Kompanien nieder, zersprengen sie und nehmen sie gefangen. In einem zweiten Kasernenhof hat Ltffz. S a r t u n g eine rumänische M.G.-Abteilung entdeckt, die bereits fertig zum Abmarsch angetreten war. Auch diesem Gegner wurde keine Zeit zur Besinnung gelassen. Bevor die Maschinengewehre abgeladen und feuerfertig gemacht werden konnten, waren die Kürassiere schon wie eine Windsbraut zwischen die Gespanne gesprengt, hatten die Bedienungsmannschaften überritten und die ganze Abteilung einschließlich der Offiziere dingfest gemacht.

Kaum war hier reiner Tisch gemacht, als Rittmeister v. Bocke die Stadtausgänge durch Posten besetzen und die



noch in der Stadt verborgenen Rumänen in ihren Schlupfwinkeln aufstöbern ließ. Reibungslos ging dank der Blitzartigkeit des Überfalls alles vonstatten, und sehr bald konnte der Rittmeister dem Kavalleriekorps die kaum glaubliche Meldung schicken, daß er mit knapp 50 Reitern Craiova, eine Stadt von 60 000 Einwohnern, erobert habe.

Die Beute dieses verwegenen Landstreiches war gewaltig. Ganz abgesehen von den vor der Vernichtung bewahrten riesigen Getreidemagazinen und der Masse rollenden Eisenbahnmaterials, hatte die Eskadron von Borcke 8 Offiziere und 503 unverwundete Gefangene und außerdem ein Feldlazarett mit 800 verwundeten Rumänen, sowie sechs schwere Maschinengewehre und mehrere gefüllte Munitionswagen erbeutet. —

Rittmeister von Borcke wartete nur das Eintreffen der Infanteriespitzen ab, denen er die Gefangenen übergab, dann ritt er mit seiner Eskadron, die sich durch ein kräftiges Mittagessen und einen wärmenden Satteltrunk gestärkt hatte, neuen Taten entgegen. — Dieser Aufklärungsritt tief in Feindesland war kein Spazierritt. Bald erreichte die Eskadron durch versprengte Reiter die Meldung, daß von den drei ausgesandten Fernpatrouillen zwei vollständig aufgerieben waren. Aber auch diese bitteren Nachrichten konnten den Tatendrang des Rittmeisters nicht hemmen. In scharfem Verfolgungsritt versuchte die jetzt 55 Reiter starke Eskadron wieder Fühlung mit den rumänischen Nachhuten zu bekommen. Bald lief auch von der Spitze die Meldung ein, daß eine größere rumänische Marschkolonne in Sicht gekommen sei.

Der Rittmeister galoppiert zur Spitze vor, und hier bietet sich ihm ein überwältigender Anblick. Da zieht eine endlose Wagenkolonne von mindestens 150 Fahrzeugen mit Rinder- und Pferdeherden ihren Weg, und dieses an einen Wallensteinschen Geereszug erinnernde Bild wird durch den Anblick von zwei Batterien und etwa zwei Bataillonen Infanterie recht kriegerisch untermalt. Einen Überfall wie in Craiova wird es hier nicht geben. Der Feind ist auf seiner Hut. Trotz aller Vorsicht im Anpfeifen den Kürassieren schon sehr bald die ersten Geschosse um die Ohren. Der Rittmeister hält seine Eskadron in achtungsvoller Entfernung,

läßt aber den Feind keinen Augenblick aus dem Auge. Wie der Wolf dem Elchrudel, folgt er der Spur der Rumänen.

Der kühne Reiterführer ist fest entschlossen, sich diese einzigartige Gelegenheit für einen Sandstreich nicht entgehen zu lassen. Zwar weiß er, daß es eine Tollkühnheit ohnegleichen ist, mit seinen 55 Kürassieren, dem einen Geschütz und dem einen Maschinengewehr diesen um das Zwanzigfache überlegenen Gegner anzugreifen, aber auf der einen Seite stehen pommersche „Königin“-Kürassiere und auf der anderen Seite durch Niederlagen und anhaltenden Rückzug zermürbte Rumänen. Und schließlich, so denkt der fromme Feldsoldat, kann sich auch der Alte Fritz einmal irren, und Gott ist nicht immer „bei den stärksten Bataillonen“. —

Schnell hat der Rittmeister seinen Plan gefaßt. Der verstärkte Zug des Lts. v. Oppenfeld mit 32 Kürassieren hat den Feind einzukreisen, ihn zu umschwärmen und nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Der nur 15 Karabiner starke 2. Zug unter Lt. v. Quast hat zum Fußgefecht abzusitzen und mit dem Maschinengewehr und dem einen Geschütz einen stärkeren Angriff vorzutäuschen. Die letzten acht Kürassiere müssen bei den Sandpferden bleiben, um — falls die Geschichte schief geht — die Pferde sofort zur Hand zu haben.

Der Zug v. Oppenfeld löst seine Aufgabe vorzüglich. Weit auseinandergezogen umschwärmen die Kürassiere die lange Marschkolonne von allen Seiten, dabei so geschickt auftauchend und wieder verschwindend, daß der Rumäne sie weder aufs Korn nehmen, noch sich über die Stärke dieses so plötzlich aufgetauchten Gegners Klarwerden kann. Was Rittm. v. Borcke erhofft hat, tritt dann auch bald ein: die rumänische Marschkolonne stellt — durch die ständige Belästigung im Rücken und in beiden Flanken beunruhigt und verwirrt — den Marsch ein. In dem Dorf Ciuari drängt sich die Wagenkolonne auf engstem Raum zusammen und versucht in mehreren Reihen nebeneinander aufzufahren. Die beiden Batterien werden hierbei in dem Troß so festgekeilt, daß sie bewegungsunfähig sind.

Um sich von dem lästigen Störenfried endlich zu befreien, entwickelt der Feind mehrere Kompanien zum Angriff auf die Reiter des Lts. v. Oppenfeld. Jetzt ist es für den Rittmeister Zeit, einzugreifen. Zu dem Artillerie-Oberleutnant



gewandt, sagt er: „Zahn, nun zeigen Sie mal mit Ihrer Kanone, was Sie können.“ — „Zu Befehl, Herr Rittmeister“, entgegnete der Artillerist trocken. „Ich werde eine Batterie markieren!“ — „Bin neugierig, wie er das machen wird“, denkt der Rittmeister, aber dann muß er hell auflachen, denn aus der gegen Sicht gutgedeckten Geschützstellung kracht es plötzlich viermal blitzschnell hintereinander: Bum! Bum! — Bum! Bum ... Eine famose Leistung der Kanoniere diese Feuergeschwindigkeit! Das klingt wahrhaftig so, als ob dort eine ganze Batterie aufgefahren sei. Und diese Schüsse, auf 1200 m Entfernung in direktem Schuß auf die sich schwerfällig entwickelnden rumänischen Kompanien abgefeuert, sitzen. Die Rumänen stutzen. Da beginnt auf ein Winkzeichen des Rittmeisters das auf der Lauer liegende Maschinengewehr auf günstige Schußentfernung von 700 m zu hämmern. Die „Batterie“ jagt Schuß auf Schuß aus dem Rohr. Und jetzt taucht in einem weiten Halbkreis auseinandergezogen die Abteilung des Lts. v. Quast auf, der seine 15 Kürassiere in drei kleine selbständige Kampfgruppen eingeteilt hat. Mit wechselseitiger Feuerunterstützung arbeiten sich die Gruppen vor, feuern ... machen einen kurzen Sprung ... wieder blitzt es aus den Karabinern ... schon wieder springt eine Gruppe ... alles klappt glänzend. Jeder einzelne Mann ist von der Jagdleidenschaft gepackt, jeder Kürassier weiß, daß er „starken Feind markieren“ muß, und dementsprechend handelt er. Die frischen Sprünge, das blitzschnelle Auftauchen und wieder im Gelände verschwinden, das kurze Schnellfeuer der einen und das flinke Vorarbeiten einer anderen weit auseinandergezogenen Gruppe verwirrt die Rumänen vollends.

Feind von allen Seiten! Die rumänischen Kompanien machen schleunigst kehrt und flüchten ins Dorf zurück. Jetzt versucht der feindliche Befehlshaber seine drei Maschinengewehre ins Gefecht zu bringen. Ihre noch wenig kriegsgewandten Bedienungen gehen ungedeckt am Dorfrand in Stellung. Darauf hat Oblt. Zahn nur gewartet. Einige scharf gezielte Granaten krepieren zwischen den Gewehren und vertreiben die Bedienungsmannschaften, ehe sie noch den ersten Gurt eingezogen haben.

Soweit ist also das Unternehmen glänzend verlaufen. Jetzt kommt alles darauf an, die Ruhe zu bewahren und sich durch keine noch so verzweifelte Aktion der Rumänen verblüffen zu lassen. — Im Dorf ertönen Signale. Der Feind bläst zum Angriff. Ein Hornist nach dem anderen nimmt das Signal auf. Weit hallt der Ruf der Hörner über das Land. Aber den Rittmeister v. Borcke läßt das kriegerische Geschmetter kalt. „Solange sie mir nicht mit ihren beiden Bataillonen gleichzeitig auf den Pelz rücken, kann mir nichts passieren“, brummt er vor sich hin. Das Horngeschmetter setzt sich noch eine Weile fort, aber erstaunlicherweise erfolgt kein Angriff. Keine Schützenlinie läßt sich sehen. Offenbar hat die rumänische Infanterie von der ersten Abfuhr genug ...

„Jetzt drauf!“ befiehlt der Rittmeister. Während der Zug v. Oppenfeld das Dorf näher und näher umschwärmt, setzen die 15 Schützen des Lts. v. Quast mit einer unglaublichen Dreistigkeit ihren Angriff fort. Die Kosakentaktik der Oppenfeldschen Reiter und die hervorragende Geländeausnutzung des zum Fußgefecht abgeessenen Zuges v. Quast bewährt sich vortrefflich. Überall sehen die Rumänen Gespenster. Ihre Unruhe wächst. Ihr Widerstand ist regellos und schlaff. Und fröhlich legt jetzt der Artillerist, Oblt. Zahn, 300 m zu und setzt Granate auf Granate in das mit Truppen und Fahrzeugen vollgestopfte Dorf hinein. Um Treffer braucht er nicht besorgt zu sein. Jeder Schuß sitzt.

Plötzlich ertönte zur allgemeinen Verblüffung der Kürassiere das wohlbekannte Signal: „Das Ganze halt!“ Vom Dorf her näherte sich ein rumänischer Oberst in Begleitung eines deutschen Sanitäters, ging auf Rittmeister v. Borcke zu und bot die Übergabe an. Er gab freimütig zu, daß er alle Hornisten das Sturmsignal habe blasen lassen, um die Deutschen zu bluffen. Aber als er weder seine Infanterie vorbeikam, noch die Deutschen sich einschüchtern ließen, im Gegenteil ihren Angriff energisch fortsetzten, da sei auch er überzeugt gewesen, von feindlicher Übermacht eingekreist zu sein. Um nutzloses Blutvergießen zu verhindern, habe er sich so schnell zur Übergabe entschlossen.

Einen kritischen Augenblick gab es noch, als den zu Hunderten dicht gedrängt auf der Dorfstraße stehenden Rumänen



beim Anblick der jetzt gesammelten Eskadron zum Bewußtsein kam, daß sie dem tollen Sandstreich einer winzigen Abteilung aufgefressen waren. Offiziere und Unteroffiziere, die noch nicht ihre Waffen niedergelegt hatten, begannen plötzlich mit verdächtigen Gebärden erregt auf die Mannschaften einzureden. Es war unverkennbar, daß sich auch unter der Mannschaft der Widerstandsgeist neu belebte. Nur schärfstes Durchgreifen konnte die Kürassiere vor einer bösen Überraschung bewahren. So sprengten instinktiv mehrere Offiziere und Unteroffiziere mit gezogenem Pallasch mitten in die rumänischen Säufen hinein und brüllten die Verdutzten mit einer Stimmkraft an, daß die Masse widerstandslos die Hände hob. Ein rumänischer Offizier, der dem Befehl, die Waffen niederzulegen, nicht sofort nachkam, wurde von einem baumlangen Unteroffizier überritten. Diese drastische Art der Verständigung veranlaßte jetzt auch die übrigen rumänischen Offiziere schleunigst abzuschnallen.

Der Erfolg dieses glänzend angelegten und mit rücksichtslosem Schneid durchgeführten Überfalls stellte sogar den Sandstreich auf Craiova noch weit in den Schatten. Vor den etwa 50 im Gefecht eingesetzten Reitern der Eskadron v. Borcke, dem einen Geschütz und dem einen Maschinengewehr hatten 20 rumänische Offiziere — darunter drei Stabsoffiziere — und 1700 Mann die Waffen gestreckt. Zehn Geschütze, drei Maschinengewehre, 150 mit Kriegsbedarf aller Art vollbeladene Fahrzeuge, dazu 400 Stück Rindvieh und 250 Pferde bildeten die Beute dieses mit beispielloser Verwegenheit ausgeführten Reiterstreiches.

Es kennzeichnet den ritterlichen Sinn des Rittmeisters v. Borcke, wenn er in seinem Gefechtsbericht schrieb: „... Dank schulde ich meinen schneidigen Offizieren und vorzüglichen Unteroffizieren, vor allem den Uffz. Manske, Vonhoff, Gattung, und meinen braven pommerischen Kürassieren. Sie nur machten mir diesen Erfolg durch ihren unermüdlischen Eifer, der trotz aller Anstrengungen nie erlahmte, und durch den rücksichtslosen Einsatz ihrer Person möglich ...“ — Der prächtige Kürassier-Rittmeister hat den Feldzug nicht überstanden. Als Bataillonskommandeur im Inf. Regt. 336 fiel er wenige Wochen vor dem Waffenstillstand am 3. Oktober 1918 an der Westfront.

## Abwehrschlacht 1917

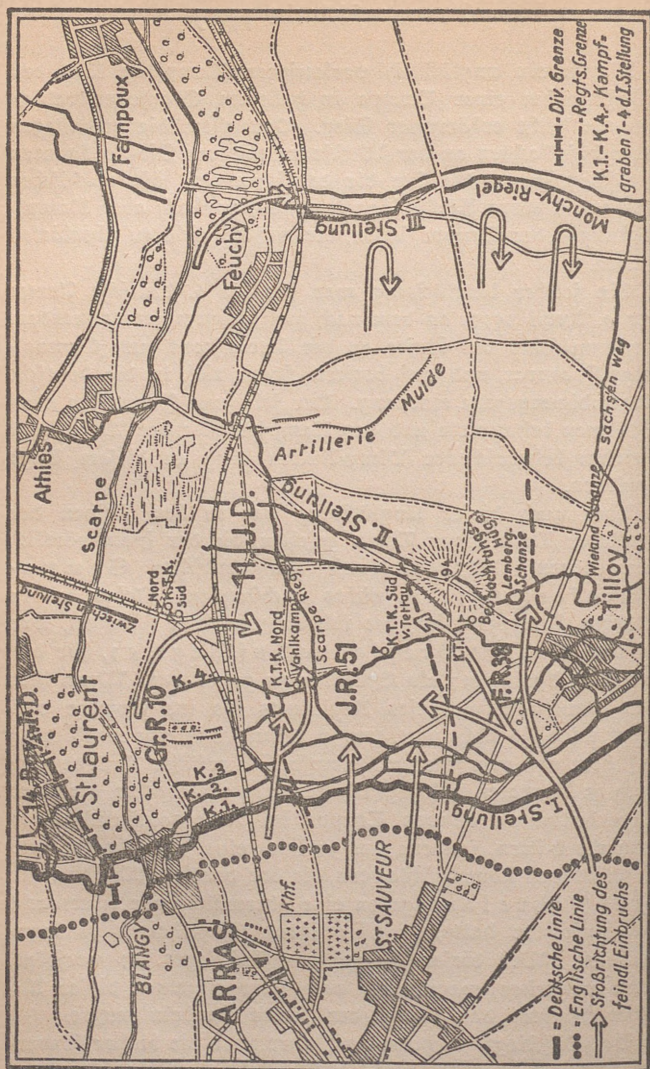
Manch ein unglücklich verlaufener Kampftag läßt den Waffenruhm einer Truppe in hellerem Glanze erstrahlen als ein leicht erkämpfter Sieg. Vor allem die gewaltigen Abwehrschlachten an der Westfront und am Isonzo kannten Großkampftage, die für die deutschen und österreichischen Armeen schwere Rückschläge brachten, zugleich aber Kampfleistungen der Truppe sahen, die einfach nicht zu überbieten waren.

Ein solcher Unglückstag war für die 6. deutsche Armee der 9. April 1917, an dem nach fünftägigem zermalmendem Trommelfeuer der Briten an der Arrasfront zum Generalangriff antrat und auf breiter Front tief in die deutsche Verteidigungszone eindrang. Der seit zwei Jahren in allen Stürmen behauptete und das Kampfgebiet der Arrasfront weithin beherrschende Vimy-Rücken ging an diesem Tage verloren.

Aber auch dieser Unglückstag hat in den Reihen der deutschen Verteidiger Taten gesehen, die der sprichwörtlich gewordenen Widerstandskraft des deutschen Sommerkämpfers 1916 in nichts nachstanden. Neben vielen anderen Truppenteilen, die sich ausgezeichnet schlugen, war es vor allem das Breslauer Inf. Regt. 51, für das dieser 9. April 1917 als Ehrentag zu gelten hat. Wenn hier der Abwehrkampf dieses Regiments bis ins einzelne verfolgt wird, so nicht nur, um zu zeigen, wie eine vorbildlich geführte und von starkem Kampfwillen erfüllte Truppe noch nach 33 Monaten Feldzug Waffentaten vollbrachte, die einer unverbrauchten aktiven Truppe bei Kriegsausbruch Ehre gemacht hätten, sondern um zugleich eine jener harten und aufreibenden Abwehrschlachten, die der deutsche Westkämpfer drei Jahre lang gegen eine überwältigende Übermacht durchzufechten hatte, in allen ihren Einzelheiten zu kennzeichnen. Wer diesen Kampf des Inf. Regts. 51 verfolgt, wird verstehen, warum sich nach jeder einzelnen dieser Abwehrschlachten das Antlitz der Front wandeln mußte.

Das Inf. Regt. 51 hatte im Jahre 1916 die bisher schwersten Monate des Krieges zu überstehen gehabt. Zweimal hatte es je fünf Wochen in den Brennpunkten der





Sommeschlachten gestanden, beide Male war es vollständig aufgerieben worden. Die von dem Regiment hierbei bewiesene Härte in der Abwehr und sein Angriffsschwung im Gegenstoß hatten den Ruf der 51er über die ganze Westfront verbreitet. Seinen hervorragenden Kommandeur, Oblt. Schwerk, zierte als einen der ersten Regimentskommandeure der Armee seit dem September 1916 der Pour le mérite. Seiner starken soldatischen Persönlichkeit war es auch trotz karg bemessener Ruhezeit gelungen, den neuen Ersatz mit den Resten des bewährten alten Stammes wieder zu einer Einheit zu verschmelzen, die sich allen künftigen Gewaltproben gewachsen zeigen sollte.

Die Westfront war bereits aus ihrer winterlichen Starre erwacht, als die 11. schlesische Division in den letzten Märztagen 1917 in die Front vor Arras einrückte. Die 51er lagen in der Mitte der Division unmittelbar vor den östlichen Ausfallstraßen von Arras, während sich rechts von ihnen die 10. Grenadiere aus Schweidnitz zwischen den Trümmern der Vorstadt St. Laurent und am linken Flügel die Moltke-Füsilier aus Glatz einnisteten.

Die Stellung, die die 11. Division vorfand, war alles andere als für einen Großkampf geeignet. Der scharfe Frost und das darauf einsetzende Tauwetter mit Schneetreiben und schweren Regengüssen hatten die Gräben zerfressen und in Schlammulden verwandelt. Die Laufgräben waren fast unpassierbar, die Schützenauftritte zerfallen und eingestürzt, die Hindernisse vielfach lückenhaft, zahlreiche Unterstände waren ersoffen. So mußten die Schlesier die nahe bevorstehende Offensive der Engländer, die sich bereits in mächtig anschwellendem Beschuß abzeichnete, in denkbar ungünstiger Stellung annehmen.

Nach fünftägigem Trommelfeuer, das die deutsche Abwehrzone bis weit über die Batteriestellungen hinaus in ihrer ganzen Tiefe aufriß, dämmerte unter Schneesturm und Hagelschlag der Morgen des 9. April herauf. Es war Punkt sechs Uhr morgens, als nach einem gigantischen Feuerwirbel, der alles Bisherige in den Schatten stellte, auf der ganzen 20 km breiten Angriffsfront von Souchez über den Vimy-Rücken bis nach Croisilles der Feind mit 14 vollkampffähigen Divisionen in vorderster Linie zum Sturm antrat.



Auf die neun Bataillone der 11. schlesischen Division warf sich in gewaltigem Anprall die Masse von zweieinhalb britischen Divisionen in Stärke von 30 Bataillonen.

Bevor sich der Vorhang des britischen Trommelfeuers hebt und die Szene für die Infanterieschlacht freigibt, muß noch ein kurzer Blick auf die Kräfteverteilung im Frontabschnitt der 51er geworfen werden. Der etwa 1000 m breite Gefechtsstreifen des Regiments war in zwei Abschnitte „Nord“ und „Süd“ geteilt. Den Nordabschnitt hielt am 9. April morgens das III./51 unter Sptm. Vahlkampff und den Südbabschnitt das II./51 unter Sptm. v. Tettau besetzt. Die I. Stellung bestand aus vier Grabenlinien. Die ersten beiden Gräben verteidigten die Kompanien in vorderster Linie, der dritte und vierte Kampfgraben wurde durch die Bereitschafts-Kompanien und mehrere schwere M.G. gedeckt. Die Gliederung der beiden Kampf-Bataillone bei Beginn des englischen Sturmangriffs veranschaulicht das folgende Schema:

#### Gren.Regt. 10

|                |        |                   |
|----------------|--------|-------------------|
| Abschnitt Nord | 12./51 | 10./51            |
|                | 11./51 | K.T.K. Vahlkampff |
| Abschnitt Süd  | 5./51  | 9./51             |
|                | 6./51  | K.T.K. v. Tettau  |
|                |        | 7./51             |

#### Füs.Regt. 38

Die 8./51 lag als Regimentsreserve in der II. Stellung und das geschlossene I. Bataillon als Divisionsreserve in Rœux, das sich unter den Volltreffern schwerer und schwerster Kaliber nach und nach in ein wüstes Trümmerfeld verwandelte.

☆

Inmitten heftigen Schneegestöbers erfolgte gegen 6 Uhr morgens, unmittelbar nach dem Vorspringen der Feuerwalze, der englische Einbruch in die verschütteten vordersten Gräben der 51er. Am rechten Flügel, an der Grenze zu den Schweidnitzer Grenadieren, entbrannte im Abschnitt der 12./51 ein erbitterter Handgranatenkampf. Vfw. Schöpke,

der die erste Linie mit seinem Zuge verteidigte, fiel. Seine wenigen noch gefechtsfähigen Gruppen wurden von der Übermacht niedergekämpft. Der englische Angriff brandete gegen die zweite Linie vor. Hier aber gebot ihm das Schnellfeuer der um ihren Komp.-Führer, Lt. T i l c h, gescharten Besatzung Halt. Zu glänzender Wirkung kam das hier eingesetzte schwere M.G. „Moritz“, dessen Bedienung jedoch bald einem Volltreffer zum Opfer fiel. — Kritisch wurde die Lage, als der Engländer nach tiefem Einbruch bei den 10. Grenadieren schon in der ersten Stunde des Angriffs die rechte Flanke der 51er aufreißen konnte. Zwar hielten hier Männer wie Utffz. B i e n a t Wacht, der sich schon 1915 im Regiment einen Namen gemacht hatte, aber auch die erbitterteste Gegenwehr konnte nicht verhindern, daß der aus der Flanke und bald auch aus dem Rücken ausgeübte Druck die kleine Kampfgruppe auf enger und enger werdendem Raum zusammenpreßte. Bei diesem erbitterten Ringen zwischen Trichtern und eingestürzten Grabenwänden fiel außer dem Off.Stellv. Stephan fast das gesamte Unterführerkorps der Kompanie — 7 Unteroffiziere und 4 Gefreite —, alles bester alter Stamm von 1914/15.

In einen Stollen zurückgedrückt, konnte Lt. T i l c h mit den Resten seiner Mannschaft den Stollenausgang durch Scharfschützen und Handgranatenwerfer freihalten, dann gelang es dem Engländer, ein M.G. in Stellung zu bringen, dessen Geschossgarben die Verteidiger die Treppe hinuntersegte. — Das war das Ende! Rauchbomben und in die Stolleneingänge geschleuderte Handgranaten zwangen den Rest der Besatzung zur Übergabe. Drei Stunden — bis 9 Uhr — hatten die letzten Männer der 12./51 einer vielfachen feindlichen Übermacht Trotz geboten. Dem Komp.-Führer, Lt. T i l c h, wurde das bittere Los der Gefangenschaft durch die anerkennenden Worte eines britischen Generalstabs-offiziers erleichtert, der während des Verhörs in Arras freimütig erklärte, er habe mit einem nennenswerten Widerstand in der zertrommelten ersten deutschen Stellung nicht gerechnet und sei von der hartnäckigen Gegenwehr sehr überrascht gewesen.

Auch den linken Nachbar, die 11./51 unter der Führung des Lt. Z i e m a n n, hatte um diese Zeit das gleiche Schick-



sal ereilt. Diese vom Trommelfeuer besonders hart mitgenommene Kompanie focht buchstäblich bis zur letzten Patrone, bevor sie der britischen Sturminfanterie den Weg freigab. Schon die Wegnahme einer vorgeschobenen Feldwachstellung hatte dem Engländer viel Blut gekostet. Dann warfen sich ihm im ersten Kampfgraben die Züge des Lt. Tänzer und Vfw. Kösl er entgegen. Zwischen eingerissenen Schulterwehren und in versumpften Entwässerungsgräben wurde ingrimmig gefochten. Lt. Tänzer brach mit schwerem Bauchschuß zusammen und verschied bald darauf. Ein Querschläger zerschmetterte dem Vfw. Kösl er beide Unterschenkel. Seine Leute wollten ihn nicht verlassen, aber energisch drängte der Schwerverwundete die letzten sechs Mann seines Zuges, ihn liegenzulassen und sich auf den zweiten Graben zurückzuziehen.

Hier erwartete Lt. Ziemann mit dem letzten Zuge seiner Kompanie den Feind. Infanteristen, M.G.-Mannschaften und die Bedienungen der Granatwerfer wetteiferten im Kampf. Der Führer des schweren M.G.-Zuges, Vfw. Sahn, der für eine abgeschossene Bedienung selbst als Richtschütze eingesprungen war, brach mit Kopfschuß über seinem Gewehr zusammen. Uffz. Schulze, der von seiner Granatwerfer-Bedienung fünf Mann verloren hatte, verfeuerte allein mit sichtbarem Erfolg seine Munition, bis der letzte Schuß aus dem Rohr war. Erst nach völliger Umzingelung streckten die Reste dieses Zuges die Waffen. Vier Portepeeträger und 34 Mann hatte die 11./51 allein an Gefallenen verloren. —

Ein dramatisches Ringen spielte sich auch im Südabschnitt des Regiments in den vordersten Kampfgräben des 11./51 ab. Der Abschnitt der 5./51 war gleichfalls vollständig eingetrommelt, als der Engländer angriff. Gleich zu Beginn des Infanteriekampfes wurde der Komp.-Führer, Lt. Schulz, tödlich getroffen. In würgenden Nahkämpfen wehrte sich die führerlose Kompanie ihrer Gatt. Die Verluste häuften sich in erschreckendem Maße. Die beiden ausgezeichneten Zugführer, Vfw. Komor und Kalusch e, aktive Soldaten, die schon 1914 ausgerückt waren, folgten mit zahlreichen Unteroffizieren und Mannschaften ihrem Kompanieführer in den Tod. Drei Leichtverwundete verteidigten zäh das letzte Widerstandsnest, dann war nach einem Verlust von

39 T o t e n der ganze Kompanieabschnitt von den Engländern überschwemmt.

Am linken Flügel des Regiments erwartete die 6./51 unter Führung des Lts. L i n d e r, eines alten Frontsoldaten von echtem Schrot und Korn, abwehrbereit den Feind. Da das Trommelfeuer hier nicht so verheerend gewirkt hatte, konnte der erste Angriff der Engländer von der Besatzung des vordersten Grabens glatt abgeschlagen werden. Dann aber tauchte hier das Gespenst der doppelseitigen Umfassung auf. Von rechts aus den Gräben der niedergekämpften 5. Kompanie und von links aus dem Abschnitt des Füsilier-Regts. 38 brachen britische Sandgranatentrupps hervor. Zwar nagelten die beiden schweren M.G. „Kurt“ und „Ulan“, die bald nach vorn, bald nach links und nach rechts Tod und Verderben spien und der schwer ringenden Kompanie die Flanken deckten, die Angreifer in den Trichtern fest, aber als diese beiden Gewehre durch Granatsplitter außer Gefecht gesetzt waren, war die Abschnürung der Kompanie Linder nicht mehr aufzuhalten.

Von dem Todeskampf, der sich jetzt hier in den aufgewühlten Gräben abspielte, wird die Nachwelt niemals etwas erfahren. Nur die Kreuze in der Ehrentafel dieser Kompanie zeugen davon, wie diese Männer auf vereinsamtem Posten bis zum letzten Atemzug gekämpft haben. Einige Verwundete, wie der bewährte Vfw. L i n d n e r, der sich mit einem Unteroffizier und vier Mann nach rückwärts durchzuschlagen vermochte, waren in der Lage, diese oder jene Einzelheit von dem Endkampf zu berichten. Da war der blutjunge Fähnrich K i m p l e r, der sich im Sandgranatenkampf nicht weniger hervortat als der alte Feldsoldat Vfw. G e s r a l. Beide — der alte und der junge Frontkämpfer — blieben auf dem Platz, auf den die Pflicht sie hingestellt hatte. Zum Schluß kämpften zwischen Toten und Verwundeten einsam und allein nur noch Lt. L i n d e r und der Gefr. T o m e t s c h e k, der ein verlassenes M.G. der 38er bediente, bis es versagte. Über das Schicksal des tapferen Gefreiten ist nichts bekannt geworden. Von dem Kompanieführer wissen wir nur durch Berichte von Verwundeten, daß er als letzter noch kampffähiger Mann in vorderster Linie gefallen ist. Alle weiteren Einzelheiten dieses erbit-



terten Endkampfes hat das düstere Trichterfeld mit den träge über das Kampffeld ziehenden Dunst- und Qualmwolken aufgesogen. —

In Ehren waren die vier in vorderster Linie eingesetzten Kompanien der beiden Kampfbataillone einer vielfachen Übermacht erlegen. Die Grabenstärke dieser vier Kompanien und der zugeteilten schweren M.G.-Züge betrug 22 Portepeeträger und 560 Mann. Siervon waren 12 Portepeeträger gefallen und sechs verwundet; drei waren in englische Gefangenschaft geraten. Nur einem einzigen, dem Off.Stellv. Kladamitza, war es gelungen, sich unverwundet mit einigen Leuten bis zum Gefechtsstand des Sptm. Vahlkampf durchzuschlagen. Das waren Portepeeträger-Verluste durch Tod und Verwundung, die 80 % überstiegen. Die Mannschaft stand an Opferbereitschaft hinter ihren Führern nicht zurück. 140 Gefallene deckten den Abschnitt der vier Kompanien in vorderster Linie. Die Zahl der Verwundeten läßt sich nicht feststellen, da die meisten in englische Hand gefallen sind. Aber wenn man auch hier den alten Erfahrungssatz gelten läßt, daß im Durchschnitt auf einen Gefallenen drei Verwundete entfallen, so ergibt sich, daß die vier Kompanien der 51er mit den Bedienungen der schweren M.G. buchstäblich bis zum letzten Mann die ihnen anvertraute Stellung gehalten haben und nur einige wenige unverwundet in Gefangenschaft gerieten.

Aber diese schweren Opfer waren nicht umsonst gebracht. Die 51er in der Mitte der Divisionsfront erwiesen sich in jenen entscheidenden Stunden als Wellenbrecher der feindlichen Sturmflut. Beide Flügel der 11. schlesischen Division waren in den ersten drei Stunden des britischen Generalangriffs, der um 6 Uhr morgens begonnen hatte, eingerissen worden. Bei den besonders hart mitgenommenen Schweidnitzer Grenadieren waren bereits um 7 Uhr die vier Linien der I. Stellung verloren. Schon hatte sich der Engländer mit stärkeren Teilen an dem beherrschenden Punkt der II. Stellung, dem Gleisdreieck, tief in der Flanke der 51er festgesetzt. Auch am linken Flügel der Division war trotz erbitterten Widerstandes der Glazer „Moltke“-Jäger mit Hilfe mehrerer Tanks drei Stunden nach Angriffsbeginn

die I. Stellung in ihrer ganzen Tiefe durchbrochen. Auch die Trümmer von Tilloy waren verlorengegangen. Die beiden Bataillone, über die das Füsilier-Regiment 38 nur verfügte — das II./38 war Armeereserve —, mußten um diese Zeit bereits als aufgerieben gelten. So war es angesichts dieser katastrophalen Lage auf beiden Flügeln für die Gesamtlage der Division von ausschlaggebender Bedeutung, daß in der Mitte der Divisionsfront die Briten trotz scharfen Zupackens erst gegen 1 Uhr nachmittags die letzten Pfeiler in der I. Stellung des Breslauer Inf. Regts. 51 zum Einsturz bringen konnten. Es waren die noch intakten drei Bereitschaftskompanien der beiden Kampfbataillone Vahlfeld und v. Tettau, die hier unter persönlicher Führung der Kommandeure fünf, zum Teil sogar sechs Stunden lang — von allen Seiten abgeschnitten — sich dem Ansturm der Briten bis zur Vernichtung entgegenstimmten.

Während in den beiden vordersten Gräben das Bersten von Sandgranaten und peitschendes Gewehrfeuer noch von der erbitterten Abwehr der letzten Besatzungsreste zeugte, waren starke englische Kräfte bereits an diesen Widerstandspunkten vorbei über die nur schwach besetzte dritte Linie hinweg gegen den vierten und letzten Kampfgraben der I. Stellung vorgestoßen. Lt. Bindseil kommt mit seiner in der Mitte eingesetzten 9./51 zuerst ins Gefecht. Kaum waren hinter der haushohen Rauchwand der vorwärts ziehenden Feuerwalze die aus dem Trichterfeld hervorquellenden britischen Sturmwellen sichtbar geworden, als auch schon die Alarmglocken die Kompanie Bindseil auf die Brustwehren riefen. Auf 200 m Entfernung wurde der Feind mit ausgezeichnet liegendem Schützenfeuer empfangen. Die erste Welle der Engländer flappte zusammen, eine zweite, dritte und vierte Welle stürzte vor, aber alle Versuche, diese 200-Meter-Zone zu unterlaufen, scheiterten. Wohl hatten sich einige schneidige Abteilungen bis auf Sandgranaten-Wurfweite herangearbeitet, aber hier war auch ihre Stoßkraft gebrochen. Schwer erschüttert war der Feind vor der Front der 9./51, die der Führer der 2. M.G.K., Lt. Heinrich, mit seinen beiden letzten Gewehren vorzüglich unterstützt hatte, liegengeblieben.

Vor allem kam es dem tatkräftigen Lt. Bindseil jetzt darauf an, eine durchlaufende Linie nach rechts zum Gefechts-



stand des 5ptm. Nahkampf und der dort liegenden 10./51 herzustellen. Bei einem Erkundungsgang, den der Kompanieführer mit dem bewährten Utffz. Ziegenberg vornahm, stieß er jedoch zu seiner Überraschung in einem unbesezt gebliebenen Grabenteil bereits auf einige eingedrungene Engländer. Es war eine M.G.-Bedienung von vier Mann, die gerade im Begriff war, sich einen Stand für ihre Waffe auszuschnitten. Hier war einer jener gefährlichen flankierenden Stützpunkte im Werden, die in dieser Phase der Infanterieschlacht den im Frontalkampf verstrickten Verteidigern oft genug das Lebenslicht ausgeblasen hatten. Hinter einer Schulterwehr gedeckt gehen der Leutnant und der Unteroffizier sofort in Anschlag. Zwei Schüsse — zwei der Briten brachen zusammen. Ein blitzschnelles Repetieren, zwei weitere Schüsse, und die beiden letzten Engländer sanken — bevor sie noch erfaßt hatten, worum es ging — getroffen zu Boden. Dieses flankierende M.G. richtete kein Unheil mehr an. —

Noch einmal versuchte der Brite, die Kompanie Bindseil in schneidigem Anlauf frontal zu überrennen. Wieder brach der Stoß in dem verheerend wirkenden Abwehrfeuer zusammen. Deckung suchend stuteten die zersprengten britischen Linien zurück. Ein tapferer englischer Offizier, der unablässig die Reihen entlanglief und seine verstorbenen Mannschaften vorzureißen suchte, wurde durch einen Unteroffizier, der noch von Friedenszeiten her die Schützenschnur trug, niedergestreckt. Mitten in übermütigster Siegesstimmung, die nach den schweren Tagen des Trommelfeuers die Mannschaften der 9. Kompanie erfaßt hatte, traf diese ein unerseßlicher Verlust. Durchs Auge getroffen brach ihr Führer, Lt. Bindseil, hinter der Brustwehr zusammen. Er wurde bewußtlos in den Sanitätsunterstand geschafft. Als er nach kurzer Zeit wieder zu sich kam, war sein erstes Wort an den vor ihm stehenden Lt. Mache: „Ich übergebe Ihnen die Truppe. Wahren Sie die Ehre der Kompanie und lassen Sie die Engländer nicht heran!“ — Das ganze Denken dieses hervorragenden Frontoffiziers galt auch in diesen Augenblicken nur seiner Truppe und der ihm anvertrauten Stellung.

Inzwischen hatte sich am rechten Flügel der 51er ein

Kampf auf Tod und Leben entsponnen. Hier an diesem gefährdeten Punkt, der aus dem Abschnitt der 10. Grenadiere vom Gleisdreieck her bereits überflügelt war, stand in Sptm. Vahlkampff der richtige Führer am rechten Fleck. Sptm. Vahlkampff — seit der Sommeschlacht Kommandeur des III./51 — hatte schon Schweres und Schwerstes im Verlauf des Krieges durchgemacht. Ihm waren auch die grausigsten Eindrücke nicht erspart geblieben. Genau ein Jahr zuvor, im April 1916, als er noch ein Bataillon beim Res. Inf. Regt. 51 vor Verdun führte, waren zwei Granatvolltreffer in seinen Gefechtsstand eingeschlagen und hatten hier eine Anzahl lagernder Verwundeter, die Offiziere seines Stabes, Melder und Telephonisten zerrissen oder schwer verstümmelt. 32 Mann waren das Opfer dieses tragischen Ereignisses geworden, bei dem Sptm. Vahlkampff wie durch ein Wunder nur leicht verwundet wurde. Aber nicht einmal ein derartiges Erlebnis, das auch an dem stärksten Mann nicht spurlos vorübergeht, hatte der Persönlichkeit des Sptm. Vahlkampff etwas von ihrer Geschlossenheit und Festigkeit nehmen können. Das ganze Bataillon sah zu diesem Führer, der sich auch den schwierigsten Lagen gewachsen zeigte, mit gläubigem Vertrauen empor. —

Fast zur gleichen Zeit wie vor der Front der Kompanie Bindseil waren auch in der Nähe des K.T.K. Vahlkampff die ersten englischen Schützen aufgetaucht, denen sehr bald stärkere Kräfte folgten. Von Anfang an mußte Sptm. Vahlkampff mit der 10./51 und seinem Stabe nach drei Seiten fechten, denn nicht nur seine rechte Flanke zu den 10. Grenadiern hin war aufgerissen, sondern auch in der linken Flanke, in der ein breiter Abschnitt zur Kompanie Bindseil hin aus Mangel an Kräften nicht besetzt werden konnte, hatte sich der Feind eingenistet.

Der Kampf hatte von Anbeginn an einen äußerst erbitterten Charakter. In Front und Flanken gleichzeitig angreifend, suchten die Engländer den durch Barrikaden abgestützten schmalen Abschnitt der Verteidiger einzudrücken. Aber sie bißen auf Granit! Die Barrikade am rechten Flügel verteidigte Off. Stellv. Thelander, ein viel bewährter aktiver Soldat mit seinem Zuge. Zahlreiche Engländer, die mit Todesverachtung die Bastion zu stürmen suchten, deckten



das Trichterfeld und die Grabensohle. Auch die linke Barrikade verteidigten zwei alte Aktive, Off.Stellv. Klada mitza, der sich aus vorderster Linie bis hierher durchgeschlagen hatte, und Off.Stellv. Pillar. Sie schossen jeden sich zeigenden Engländer mit unerschütterlicher Ruhe ab. In der Mitte leitete der Komp.führer der 10./51, Lt. Schlensoß, der gleichfalls auf eine bewegte kriegerische Vergangenheit zurückblicken konnte, die Abwehr. Eine seiner tollsten Sachen hatte er sich in der Sommeschlacht geleistet, als er in Ermangelung anderer Waffen den anstürmenden Franzosen eine Anzahl Leuchtraketen auf den Leib brannte. — Neben ihm stand — das Gewehr im Anschlag — sein Kommandeur, Sptm. Vahlkampf. Wiederholt bat Schlensoß den Hauptmann, sich nicht unnötig dem feindlichen Feuer auszusetzen und sich wenigstens solange in seinen Gefechtsstand zu begeben, als andere Offiziere noch zur Führung der Verteidigung vorhanden waren. Sptm. Vahlkampf erwiderte ihm: „Wo meine Leute sind, da muß auch ich sein. Jetzt sind wir nicht mehr Führer, sondern Kämpfer. Vorbild ist alles!“ Mit diesen Worten, die in der Geschichte des Breslauer Regiments eingemeißelt stehen, gab er seinen nächsten Schuß ab, lud und ging von neuem in Anschlag.

Unter solchen Führern läßt sich gut kämpfen. Obwohl ein Gewehr nach dem anderen erkalteten Säuden entsank, der umzingelten Besatzung auch schon vom Rücken her Geschosse um die Ohren pfißen, schließlich sogar noch britische Flieger im Tiefflug mit M.G.-Feuer und Sandgranaten-Abwürfen eingriffen, hielt jeder einzelne Mann entschlossen auf seinem Posten aus.

An der rechten Barrikade hatte der Nahkampf seinen Höhepunkt erreicht. Auf wenige Meter Entfernung fochten die ineinander verbißenen Gegner hinter zersplitterten Balken, Sandsäcken und eingestürzten Schulterwehren ingrimig mit Gewehr, Pistole und Sandgranate. Off.Stellv. Thelaner kämpfte wie ein Löwe um jeden Fußbreit Boden. Als Sptm. Vahlkampf seinem getreuen Edehard zu Hilfe eilte, traf diesen prachtvollen Kommandeur dicht an der zerrümmerten Barrikade das tödliche Blei. Unmittelbar neben ihm sank im gleichen Augenblick Offz.Stellv. Thelaner zu Tode getroffen nieder. —

Aber noch hält sich die zusammengeschmolzene Truppe. Der Batl.-Adjutant, Lt. Seiffen, ist an das einzige noch gefechtsfähige M.G., dessen Bedienung vernichtet war, gesprungen und jagt die letzten Gurte heraus. Lt. Schlenfog deckte ihm mit Handgranaten den Rücken. — Es geht auf 12 Uhr mittags. Der fünfstündige Kampf hat die letzten Patronenreserven aufgezehrt. Das langsam absterbende Feuer sagt dem Engländer, wie es um die Verteidiger steht. Einige schrille Pfeifensignale — und von drei Seiten zugleich dringen die Briten auf die zusammengedrängten Reste der Kampfgruppe Vahlkampf ein. Ein letztes kurzes Aufbäumen, hier und da zerspringt noch eine Handgranate, dann tritt nach dem Toben des Grabenkampfes tiefe Stille ein. Die Bastion Vahlkampf — im Grunde nicht mehr als ein von Granaten zerpflegtes Grabenstück — ist nach heroischem Widerstand um 12.30 Uhr mittags gefallen. Der Rest der Besatzung — 15 Mann — tritt in Ehren den Weg in die Gefangenschaft an.

An eine Unterstützung durch die beiden benachbarten Kompanien und den K.T.K. v. Tettau war nicht zu denken gewesen. Die 9. und 7. Kompanie kämpften mit dem Stab des II. Bataillons selbst um Sein oder Nichtsein. Auch diese Truppe verkaufte ihr Leben teuer und machte dem Engländer jeden Meter Boden streitig. Der unermüdliche Lt. Heinrich, Führer der 2. M.G.K., der den ganzen Kampf über sein eigener Richtschütze war, warf sein Gewehr „Roßbach“ bald auf die vordere Brustwehr, bald auf die rückwärtige Böschung, bald feuerte er in die linke, bald in die rechte Flanke. In der offenen linken Flanke zum Abschnitt der 38er Füsilier hin, in der schon tief im Rücken der 51er geschlossene feindliche Marschkolonnen auftauchten, stemmte sich die 7./51 unter Lt. Koziol in zähem Ringen dem Gegner entgegen.

Schlag auf Schlag häuften sich die Verluste. Der für den Schwerverwundeten Lt. Bindseil als Kompanieführer bei der 9./51 eingesprungene Lt. Mache fiel durch Kopfschuß. Kurze Zeit nach ihm fiel Lt. Sander gleichfalls durch Kopfschuß. Er war der dritte Führer, den die 9./51 in diesem würgenden Ringen innerhalb weniger Stunden verloren hatte.



Aber wenn es in solchem Augenblick keine kampffähigen Offiziere mehr gab, sprangen Verwundete ein. Der schon am Morgen durch schweren Schulterschuss außer Gefecht gesetzte Lt. Tichon, der tief unten im Sanitätsstollen mit fieberhafter Spannung auf das Toben des Kampfes lauschte, hielt es trotz seines gelähmten linken Armes nicht mehr auf seiner Bahre aus. Mit der gesunden Rechten zog er sich die steile Stollentreppe hoch und stürzte sich in den Kampf. Seine Mannschaft zu äußerstem Widerstand anfeuernd, traf diesen tapferen Offizier der tödliche Schuss. — Die 9. Kompanie, diese prachtvolle Truppe, vor deren Front am Morgen dieses heißen Tages alle englischen Angriffe zerschellt waren, bestand um die Mittagszeit nicht mehr. Drei Offiziere tot, ein Offizier und zwei weitere Portepeeträger schwer verwundet, 33 gefallene Unteroffiziere und Mannschaften und die im Sanitätsunterstand zu Laufen geschickten, nicht gezählten Verwundeten sind Blutzengen ihres heldenhaften Widerstandes. Bei der 7./51, deren Zugführer sämtlich gefallen sind, stehen keine zwei Gruppen mehr im Gefecht. Und jetzt geht auch hier der Ruf nach Patronen durch die Reihen. Verschoffen... Noch einmal rattert das schwere M.G. „Kosbach“ im Dauerfeuer los, dann sind die letzten Gurte verbraucht. Enger und enger zieht der Engländer seinen pressenden Ring. Einigen Mannschaften gelingt noch der Durchbruch. Drei wilde Draufgänger, Utffz. Wunsch, Musf. Standke und Kawig legen mit Handgranaten ihren Kameraden Bresche und schlagen sich mit einer Gruppe nach rückwärts durch. Für die Reste der Besatzung aber gab es kein Entkommen mehr. Um den Stollen des K.T.K. zusammengeedrängt, drückten britische Handgranaten sie schnell in die Deckung hinein. Als auch auf der Stollentreppe die ersten Handgranaten detonierten, entschloß sich Sptm. von Tettau angesichts der vielen hilflosen Verwundeten schweren Herzens zur Übergabe.

Es war mittags 1 Uhr, als hier die letzten überlebenden 51er in der I. Stellung — die Waffen streckten. Sieben Stunden hatten die beiden Kampfbataillone des Inf. Regt. 51 einer überwältigenden Übermacht getrotzt und sich bei der Verteidigung der I. Stellung geopfert. Sieben Stunden hatten die britischen Sturmregimenter gebraucht, um vier

eingetrommelte und verschüttete Grabenlinien in einer Tiefe von 750 m zu durchstoßen und die Verteidiger niederzukämpfen.

Verluste reden die deutlichste Sprache! Bei den in der I. Stellung eingesetzten sieben Infanterie- und zwei Maschinengewehr-Kompanien waren außer Sptm. Vahlkampff 20 Offiziere und Portepeeträger gefallen und 10 verwundet. An der Seite ihrer Führer hatten 238 Unteroffiziere und Mannschaften ihre Treue mit dem Tode besiegelt. Das waren unter Einrechnung der nicht feststellbaren Verwundeten, deren Zahl mit 600 nicht zu hoch geschätzt sein dürfte, vernichtende Verluste.

Aber diese Opfer waren gering im Vergleich zu den schweren Verlusten, mit denen die britischen Sturmtruppen den Einbruch in die I. deutsche Stellung bezahlt hatten. Sechs Bataillone — 24 vollkampffähige Kompanien — hatte der Engländer einsetzen müssen, bis der Widerstand dieser in der Artillerieschlacht bereits schwer mitgenommenen sieben Kompanien gebrochen war. Die über das unaufgeräumte Schlachtfeld zurückgeführten Gefangenen der 51er waren, wie Oberarzt Wolf später berichtete, tief beeindruckt von dem Bild, das die reihenweise im Trichterfeld niedergestreckten und an den Brennpunkten des Grabenkampfes Mann an Mann liegenden Engländer boten.



Schwere Stunden hatte unterdessen auch der Regimentsstab in seinem Gefechtsstand hart hinter der II. Stellung durchlebt. Von dem Einbruch des Feindes hatte Obstlt. Schwerk noch Kenntnis erhalten. Dann aber waren kurz nach 7 Uhr morgens alle Verbindungen abgerissen. Abgesandte Melder waren bereits auf britische Streifen gestoßen und hatten umkehren müssen. Auch von vorn zurückkommende Verwundete konnten nur ungenaue und widerspruchsvolle Angaben machen, die jedoch kaum einen Zweifel ließen, daß der feindliche Angriff bereits zur vierten und letzten Linie der I. Stellung und damit zu den Gefechtsständen der beiden K.T.K. vorgedrungen war.



Helfen konnte Obstl. Schwert in diesen bitteren Stunden seinen beiden Kampf-Bataillonen nicht. Er hatte zu dieser Zeit nur noch eine einzige Kompanie, die 8./51, zur Verfügung, die weit auseinandergezogen als Sicherheitsbesatzung in der II. Stellung lag. Um in dieser ungewissen Lage wenigstens eine kampfkraftige Reserve zur Hand zu haben, hatte Obstl. Schwert dringend um Freigabe seines als Divisionsreserve zurückgehaltenen I. Bataillons ersucht. Die Verstärkung wurde ihm zugesagt, jedoch mußte einige Zeit vergehen, ehe das Bataillon zur Stelle war.

Inzwischen hatte sich die Gefechtslage im Abschnitt der 51er gefährlich zugespitzt. Schon gegen 10 Uhr vormittags tauchten aus der Scarpe-Niederung in der rechten Flanke britische Schützenlinien auf und drohten die II. Stellung zu überflügeln. Einige Gruppen der 8./51 warfen sich ihnen entgegen. Gleichzeitig näherte sich auch in der Front feindliche Infanterie, die an den so standhaft haltenden eingeschlossenen Bastionen Vahlkampf und v. Tettau vorbei nach Osten vorgestoßen war. Den letzten Zweifel an dem furchtbaren Ernst der Lage behoben britische Schwarmlinien, die über die markanten „Beobachtungshügel“ im Gefechtsabschnitt des Füsilier-Regiments 38 hinweggluteten und über mehrere in der Artilleriemulde stehende Batterien herfielen.

Feind vor sich — Feind tief in der rechten und linken Flanke der II. Stellung, und zur Abwehr nichts außer einer Kompanie und einigen Gruppen der soeben eingetroffenen Vorkommandos des auf das Schlachtfeld hastenden I. Bataillons: das war die Lage, der sich Obstl. Schwert gegenüberfah! —

In dieser drangvollen Lage faßte der Regts.-Kommandeur einen ganzen Entschluß. Der Versuch, die bereits beiderseits überflügelte II. Stellung noch zu halten, mußte unweigerlich zu einer völligen Zersplitterung der ihm noch zur Verfügung stehenden Kräfte und zu ihrer Einkreisung führen. Unter den gegebenen Verhältnissen konnte nur noch in der zwei Kilometer zurückliegenden III. Stellung, dem Monchy-Kiegel, erfolgreich Widerstand geleistet werden. Hier mußte die dem Regiment noch verbliebene Kampfkraft zusammengefaßt und der letzte gefechtsfähige 51er eingesetzt werden. In dieser letzten ausgebauten Stellung der

deutschen Arrasfront galt es auszuharren und, wenn es sein mußte, zu sterben, denn hier fiel die Entscheidung des Tages. Während Obstlt. Schwert mit seinem Stab unter heftigem Verfolgungsfeuer der bereits bis auf 200 m an den Gefechtsstand herangekommenen Engländer nach dem Monchy-Riegel eilte, um hier persönlich den Einsatz des I. Bataillons zu regeln, mußte die zur Sicherung zurückgelassene 8./51 unter Lt. Knoll bereits nach drei Seiten Front machen, um den scharf nachdrängenden Gegner abzuwehren. Nur unter herben Verlusten konnte diese Kompanie noch den Anschluß an den Monchy-Riegel gewinnen.

Hier wartete unterdessen der Regts.-Kommandeur ungeduldig auf das Eintreffen der Verstärkungen. Es war höchste Zeit, als Sptm. Thiele mit den ersten Kompanien des I./51, das sich durch das dichte Sperrfeuer hatte hindurcharbeiten müssen, gegen 12 Uhr mittags im Monchy-Riegel eintraf, denn ein neues Unwetter zog sich über der deutschen Front zusammen.

Sehr bald setzte heftiger feindlicher Beschuß auf den schon schlimm zugerichteten Monchy-Riegel ein, der sich zu planmäßigem Zerstörungsfeuer verdichtete. Schwere und schwerste Kaliber wühlten die III. deutsche Stellung auf, Fernfeuer riegelte die Anmarschstraßen ab, starke Fliegergeschwader stießen vor, dann traten um 2 Uhr nachmittags auf der ganzen 20 km breiten Offensivfront die aufgefüllten britischen Divisionen zum einheitlichen Angriff an, um im Gewaltstoß die letzten Dämme der deutschen Wehrstellung einzureißen.

Der zweite Akt des gewaltigen Schlachtendramas hatte begonnen. Es ging jetzt ums Ganze. Gelang es dem Briten, auch die III. deutsche Stellung einzureißen, dann war der Durchbruch eine vollendete Tatsache, dann stand der Feind im freien Feld...

Von der Gießler-Göhe bei Givenchy über Thelus und Jampour bis nach Senin entbrannte die Infanterieschlacht zu äußerster Stärke. Die zusammengeschmolzenen deutschen Regimenter mußten das letzte Gewehr einsetzen, um des Ansturmes Herr zu werden. Bei manchen Divisionen standen bereits Rekrutendepots, Bagageleute und aus Handwerksbetrieben und Schreibstuben zusammengekratzte Abteilungen



im Feuer, um die klaffenden Lücken zu stopfen. Eingreif-Divisionen hasteten in Eilmärschen zur Front, um an den Bruchstellen den Briten im Gegenstoß zu packen. Durch die Straßen von Douai, dessen Bevölkerung sich in höchster Erregung befand, wälzte sich der feldgraue Heermurm — Infanteriekolonnen, Batterien, Troß- und Munitionsfahrzeuge — frontwärts. Es war wenig genug, was das Inf. Regt. 51 auf diesem Höhepunkt der Schlacht noch aus eigener Kraft aufzubringen vermochte. Eine Kompanie war ihm noch genommen und dem Füsilier-Regt. 38 zur Unterstützung geschickt worden, so daß der Regts.-Kommandeur alles in allem nur über vier Infanterie-Kompanien und fünf schwere Maschinengewehre verfügte. Erschwerend kam hinzu, daß in der rechten Flanke des Breslauer Regiments sich eine der gefährlichsten Bruchstellen der deutschen Abwehrfront befand. Hier war schon frühzeitig der Widerstand bei der 14. bayerischen Division, einer erprobten Westfronttruppe, zusammengebrochen, und in den Strudel dieses Zusammenbruchs war auch der rechte Nachbar der 51er, das Schweidnitzer Grenadier-Regt. 10, hineingezogen worden. Die Folgen des tiefen englischen Einbruchs in der aufgerissenen rechten Flanke hatten schon die in vorderster Linie eingesetzten Kompanien der 51er, vor allem auch die Kampfgruppe Vahlkampf zu spüren bekommen. Auch jetzt bei dem zweiten englischen Großangriff kam es an dieser Bruchstelle wieder zu gefährlichen Krisen. An mehreren Stellen zugleich durchbrach der Brite die III. Stellung. Die Trümmer des Schweidnitzer Gren.-Regts. 10 mußten trotz aufopfernden Widerstandes das wichtige Sampour räumen, zum Teil wogte die Schlacht hier bereits im freien Feld, wo es frischen Eingreiftruppen erst nach erbittertem Ringen gelang, den feindlichen Stoß aufzufangen.

Wie zu Beginn der Schlacht sollte daher jetzt auch bei dem entscheidenden Durchbruchversuch dieses Tages die rechte Flanke für die 51er die „Schicksalsflanke“ werden. Aber mochte Obstl. Schwerk auch nur noch einige hundert Gewehre ins Feuer führen: diese letzten Kompanien der 51er wichen und wankten nicht. Angeseuert von dem persönlichen Beispiel ihres Regts.-Kommandeurs, der sich schonungslos einsetzte, hielten diese kargen Reste des stolzen Regiments

mit verbissener Zähigkeit ihre Stellung. — Fünf Wellen tief stieß die britische Infanterie gegen den Monchy-Kiegel vor. Ein rasendes Feuer schlug ihr entgegen. Kaum konnten die Schützen die erhitzten Eisenteile ihrer Gewehre mehr fassen, die glutheißen Läufe der M.G. mußten wegen Aufbauchung ausgewechselt werden, aber an keiner Stelle gelang dem Feind der Einbruch. Die khakibraunen Schützen-schwärme stuteten zurück. Der Angriff war abgeschlagen.

Aber was dem Engländer mit seinem frontalen Gewaltstoß versagt geblieben war, sollte die Überflügelung bringen. Wieder drohte das Verhängnis aus der Wetterecke der rechten Flanke. Hinter zerrissenen Weidenbüschen und rauchenden Trichtern quollen aus der Scarpe-Niederung Haufen britischer Schützen hervor und warfen sich auf die Reste der hier eingesetzten 8./51. Aber ebenso wie Off.Stellv. Thelauer beim K.T.K. Vahlkampf die offene Flanke mit seinem Leibe gedeckt hatte, ließ hier Vfw. N i t s c h k e mit seinem Zuge seinen Engländer heran. In wütenden Sandgranatenkämpfen, bei denen sich an der Seite ihres Zugführers die Musketiere Buhren und Demel vor allen anderen Tapferen durch ihre Kaltblütigkeit und Treffsicherheit auszeichneten, konnte diese Sandvöll Musketiere anderthalb Stunden den immer wieder anlaufenden Feind in Schach halten. Erst als der tapfere Führer verwundet war und mehrere Sandgranatentreffer die Verteidiger dezimiert hatten, wich die kleine Schar Schritt für Schritt nach links in die Stellung der 2. Kompanie zurück. Diese bekam jetzt die ganze Kraft des britischen Flankenstoßes zu spüren.

Lt. B e r e u t e r machte mit seinen Musketieren der 2./51 dem Gegner das Leben höllisch schwer, aber in glänzender Zusammenarbeit mit tief herabstoßenden Fliegern und einer Nahkampfbatterie rang der hart zupackende Brite auch diese Kompanie nieder. Um jeden Meter Boden wurde erbittert gerungen. Jeder Mann wußte, worauf es ankam. Wo ein Musketier fiel oder blutend seinen Platz räumen mußte, sprang ein anderer ein. Die Offiziere hatten es nicht notwendig, ihre Mannschaften anzufeuern. In verbissener Abwehr stemmten sich die einzelnen Gruppen der britischen Übermacht entgegen. Über dem Mantel seines M.G. sackte Vfw. S t e l z e r durch die Brust geschossen zusammen.



Utffz. Marowski sprang sofort ein, schaffte die Waffe aus dem Sprengkreis der britischen Sandgranaten heraus und jagte dem Feind von neuem seine Geschossgarben entgegen, bis auch ihn ein tödlicher Schuß hinwegraffte. Innerhalb von zwei Stunden schmolz die tapfere Kompanie Bereuter, die mit 4 Offizieren und 120 Mann in den Kampf getreten war, auf 2 Offiziere und 63 Mann zusammen. Schrittweise wichen die Reste auf die Mitte der Stellung in den Abschnitt der 4./51 zurück, wo sie sich zu neuer Abwehr festsetzten.

Aber wenn der Engländer auch in dem unmittelbar an die Scarpe-Niederung reichenden ersten Kampfgraben des Monchy-Kiegels hatte Fuß fassen können, so sollte er sich an dem harten Widerstand der Reste des Regiments Schwerf die Zähne ausbeißen. Ein hehres Bild soldatischer Kampfgemeinschaft bot sich hier in dieser letzten Bastion des Regiments. Obstlt. Schwerf und Sptm. Thiele, der letzte Bats.-Kommandeur, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere vom Stabe lagen Schulter an Schulter mit den Kompanieführern, Musketieren und Richtschützen im Anschlag. Hier zeigte sich, welch eine zündende Kraft von der Persönlichkeit des Regts.-Kommandeurs ausging. Überall wo es brannte — und es brannte an allen Ecken und Enden — war Obstlt. Schwerf zur Stelle. Er griff im zweiten Kampfgraben bei dem Ringen um die rechte Flanke mit einigen schnell zusammengerafften Gruppen energisch durch, vereitelte durch rasche Gegenmaßnahmen die wiederholten Umfassungsversuche der Engländer, um im nächsten Augenblick wieder in den Gefechtsabschnitt der 1./51 zu eilen, die unter Lt. Kennoch, der sich schon 1915 als Stoßtruppführer seine Sporen verdient hatte, noch den ersten Kampfgraben zähe verteidigte. Die Besatzung eines schweren M.G. unter Führung des unverwundlichen Richtschützen Ostarck, die schon mehrfach in höchster Not mit vernichtender Wirkung eingegriffen hatte, war auch hier wieder zur Stelle, als es bei der 1./51 auf Biegen oder Brechen ging.

Kurz vor 3 Uhr nachmittags warf der Brite gegen die deutsche Front südlich der Scarpe von neuem frische Kräfte vor, um ohne Rücksicht auf Verluste den Durchbruch zu erzwingen. — Es ging hart auf hart. Tanks fuhren der In-

fanterie voraus, um Bahn zu brechen. Auch vor dem Abschnitt der 1./51 erschien eines dieser Panzerungeheuer. Aus allen Läufen feuernd rollte es gegen das Hindernis vor. Im rechten Augenblick hatte Richtschütze Ostarek, der sich vollständig verschossen hatte, einen verlassenen M.G.-Stand mit 5000 gegurteten Patronen entdeckt. Ohne mit der Wimper zu zucken nahm dieser hervorragende Richtschütze, dessen schweres M.G. hier noch als einziges gefechtsfähig war, den Zweikampf mit der Panzermaschine auf. Da der Schlitten des Gewehrs durch Treffer zerschlagen war, warf Ostarek die Waffe auf eine Patronenkiste. Schütze Kr y p z i k hielt auf der Deckung liegend mit eisernen Fäusten das im Dauerfeuer hin und her schlagende, heißer und heißer werdende Maschinengewehr fest; neben dem Richtschützen Ostarek lag der Batls.-Kommandeur, Sptm. Thiele, und führte die Patronengurte zu. Sein Adjutant, Lt. Kolbenach, beobachtete und sprach die Ziele an. —

Wahrlich, dieser Kampf des Breslauer Inf. Regts. 51 muß jedes Soldatenherz schneller schlagen lassen. Die Sprache versagt, um diese von allen Seiten einstürmenden Kampfeindrücke in Worte zu fassen. Man muß das lebendige Bild dieser feldgrauen Männer im Brennpunkt der Arrasschlacht auf sich einwirken lassen: Der Todeskampf von Offizier und Mann in der verschütteten vordersten Linie. Gefr. Tometschek, der sich als letzter Mann der 6. Kompanie neben seinem Kompanieführer noch hinter ein verlassenes M.G. wirft und an seiner Waffe stirbt, sein Komp.-führer, Lt. Linder, der wie ein Kapitän auf versinkendem Schiff als letzter seiner vernichteten Truppe aushält und den Tod der Gefangennahme vorzieht, der Batls.-Kommandeur, Sptm. Vahlkampff, der mit noch rauchendem Gewehr neben dem prachtvollen Zugführer, Off. Stellv. Thelauer, beim Nahkampf um die Barrikade fällt, sein Adjutant, Lt. Seiffen, der für die vernichtete Bedienung eines M.G. einspringt, der schwerverwundete Lt. Tichon, der sich mühsam die Stollentreppe hochzieht, sich ins Kampfgetümmel stürzt und fällt, Utffz. Wunsch und die Musk. Standke und Kawig, die sich in blutigem Nahkampf durch den englischen Ring den Weg bahnen. Und jetzt hier inmitten seiner letzten 300 Mann der Regts.-Kommandeur,



Obstl. Schwerk, als Führer und Vorkämpfer seiner Truppe die kargen Reste seines Regiments zu äußerster Hingabe anspornend, und der letzte Batl.-Kommandeur, Sptm. Thiele, neben dem Kaltblütigen Richtschützen Ostarek liegend und mit einer Selbstverständlichkeit Patronengurte zuführend, als ob er nie etwas anderes getan hätte. Auch er handelte nach den unvergeßlichen Worten seines Kameraden Vahlkampf, daß es in solchen Augenblicken nichts mehr zu führen gäbe, sondern nur noch zu kämpfen. Eine solche Truppe ist unsiegbar.

Und diese letzten 300 vom Inf. Regt. 51 — ein winziges Eiland inmitten der feindlichen Brandung — waren unsiegbar. Der scharfsägige Ostarek setzt zielsicher seine Geschossgarben zwischen die hinter dem Tank vorspringenden englischen Stößtrupps, die nach wenigen Feuerstößen das Trichterfeld deckt. Auch dem Panzer wird der Boden zu heiß. Er räumt — von seiner Infanterie verlassen — rasch das Feld. — Neue Ziele, Massenziele, wie sie sich nicht häufig bieten, tauchen im Blickfeld der 51er auf. Englische Abteilungen werden schon in der Bereitstellung zusammengeschossen. Die Straße nach Feuchy ist mit braunen Flecken wie besät. Auch hier hat das Gewehr Ostarek mit vortrefflicher Wirkung vorgehende Infanterie zu fassen bekommen. Und dann taucht etwas im Zielfeld auf, was noch kein 51er im bisherigen Verlauf des Feldzuges zu sehen bekommen hat, was die erfahrenen Westfrontkämpfer im ersten Augenblick für eine Täuschung ihrer erregten Sinne halten: anreitende Kavallerie! Ostarek sprengt sie mit seinen pfeifenden Geschossgarben in wenigen Augenblicken auseinander. „... Ich ließ sie herankommen, und wie sie geritten sind, so sind sie umgefallen, Kopfüber habe ich sie zusammengeschossen“, so berichtete der tüchtige Schütze später.

So trogte dieses in Trümmer geschossene Regiment im Mondy-Kriegel allen feindlichen Anstürmen. Abends gegen 8 Uhr endlich konnte Obstl. Schwerk aufatmend feststellen, daß die Kraft des feindlichen Angriffs gebrochen war. In 14stündigem harten Ringen hatte das Inf. Regt. 51 in der ihm anvertrauten Stellung den britischen Durchbruchversuch vereitelt. Gegen Mitternacht hielt Lt. Kennochs 1. Kompanie nach wie vor den ersten Kampfgraben des Mondy-

Kiegels besetzt, die 2./51 stand im zweiten Kampfgraben hinter Barrikaden am rechten Flügel und deckte die Flanke. Von ihren 120 Mann waren aber nur noch 16 kampffähig. Links von ihr hatte sich die 4./51 eingenistet, die immerhin noch über die beachtliche Kampfkraft von annähernd 50 Gewehren verfügte. Das war mit einigen Leuten der 8. Kompanie sowie der bei den Glazer Jüsilieren fechtenden 3./51, etlichen M.G.-Schützen und Mannschaften der Stäbe alles, was von dem Inf. Regt. 51 übriggeblieben war. Aber dieses Regiment hatte, und das war das allein Entscheidende, sich in schwerster Krise als der Traggpfeiler seiner Division erwiesen und damit verhindert, daß dem Aufreißen der beiden Flügel ein Einsturz der Mitte und damit der englische Durchbruch folgte. —

Erst am 10. April morgens um 3.30 Uhr räumten die 51er auf den Befehl der Division den Monchy-Kiegel. Unmittelbar vor der Ablösung, am 9. April abends, traf das Regiment der härteste Schlag. Sein Kommandeur, Oberstleutnant **Schwerf**, wurde so schwer durch einen Granatsplitter verwundet, daß ihm das linke Bein amputiert werden mußte. Obstk. **Schwerf**, „dieser Mann von Stahl und Eisen“, wie ihn der Divisions-Kommandeur nach der Sommeschlacht vor versammeltem Regiment genannt hatte, mußte sich für immer von seiner geliebten Truppe trennen.

„Was Obstk. **Schwerf**“, so heißt es in der Geschichte des Inf. Regts. 51, „an dem blutigen Ostermontag der Arras-Schlacht durch den rücksichtslosen Einsatz seiner Person und seine sichere, durch keinen Rückschlag beirrbare Führung für die Abwehr des englischen Durchbruchs geleistet hat, war so hervorragend, daß ihm als ersten Regimentskommandeur das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen wurde — eine Auszeichnung, die bis dahin nur Armeeführer und Kommandierende Generale erhalten hatten.“

Mit dieser seltenen Auszeichnung aber wurde zugleich „das unvergleichlich tapfere Regiment“, wie ein hoher Vorgesetzter im Herbst 1916 das vom zweiten Somme-Einsatz zurückkehrende Inf. Regt. 51 genannt hatte, jeder einzelne Offizier, Unteroffizier und Musketier geehrt, die alle ihr Bestes hergegeben hatten, um den Ansturm einer überwältigenden Übermacht zu brechen. Bei einer Grabenstärke von 51 Offizieren und etwa 1500 Mann hat das Inf. Regt. 51 in



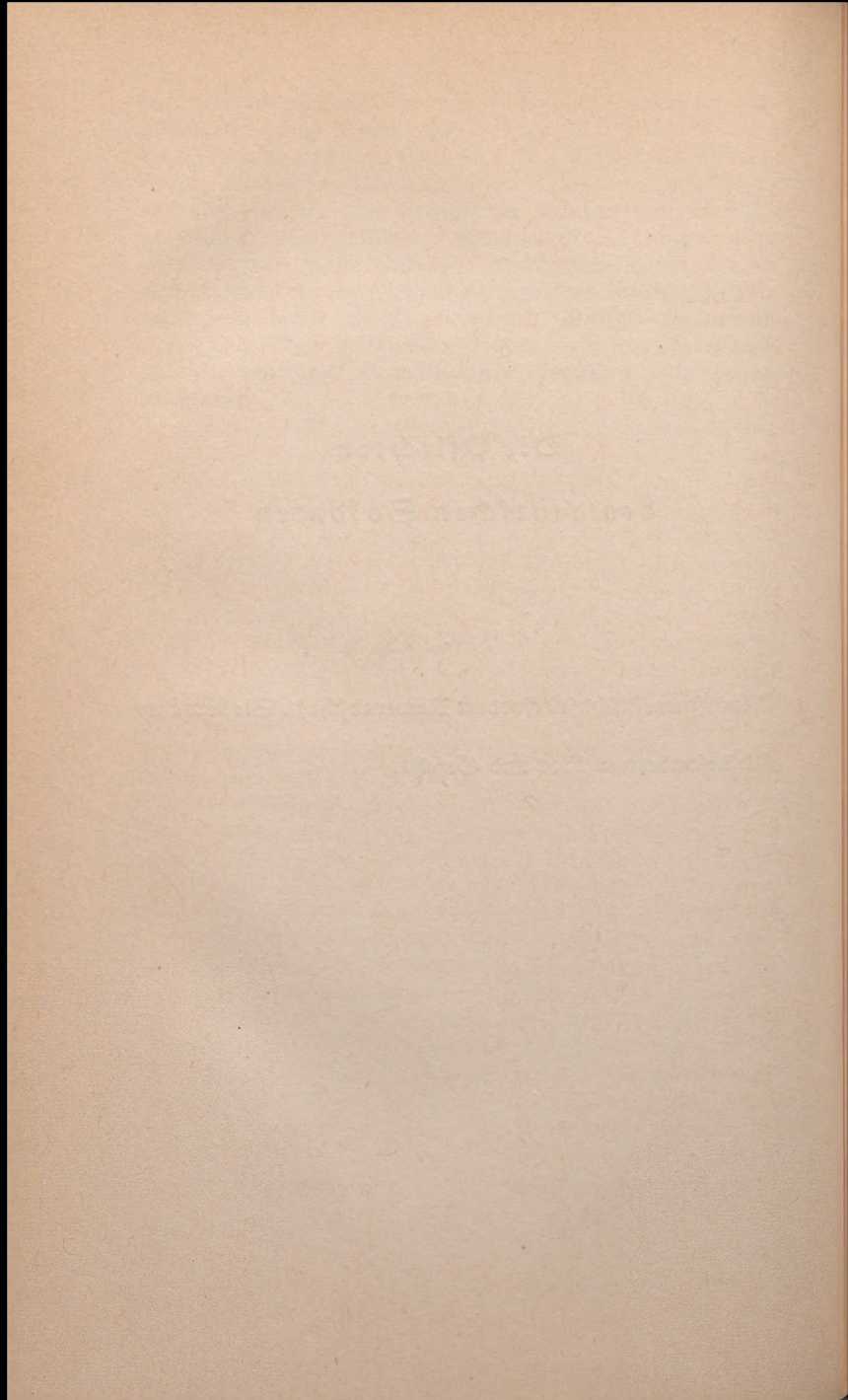
der Frühjahrsschlacht bei Arras — und zwar fast ausschließlich am 9. April 1917 — 41 Offiziere und 1110 Unteroffiziere und Mannschaften verloren. Von je fünf Offizieren und Portepeeträgern kehrte nur einer zurück. Die Verluste an Mannschaften betrugen 73 Prozent. Um die Gräber der 295 Gefallenen aber rankt sich der Ruhm einer der glorreichsten Taten, die die Abwehrschlachten des Jahres 1917 gesehen haben. Waffentaten von dieser Größe, deren der deutsche Infanterist nach 33monatiger Feldzugsdauer noch fähig war, überziehen auch die dunkelsten Stunden einer Niederlage mit lichtem Schimmer.

Die Pflichten  
des deutschen Soldaten

6.

Kampfgemeinschaft erfordert Kameradschaft. Sie bewährt  
sich besonders in Not und Gefahr.





## Kameradschaft

Alle Waffengattungen des alten Heeres sind hier vor uns aufgetaucht, nur eine Formation, ohne die ein Heer nicht bestehen kann, hat bisher gefehlt: Die Sanitäts-truppe. Sie gehört an die Spitze dieses Kapitels, denn die kriegerische Tätigkeit dieser Truppe erschöpft sich einzig und allein im Dienst der Kameradschaft. Waffenlos standen der Arzt, der Sanitäter und Krankenträger Schulter an Schulter mit der fechtenden Truppe an der Front. Ihre soldatische Aufgabe war nicht, zu kämpfen, sondern Helfer und Tröster der Kranken, Verwundeten und Sterbenden zu sein. Es war eine entsagungsvolle Aufgabe, denn führten diese Männer mit der Binde des Roten Kreuzes auch keine Waffen, so fragte das feindliche Geschloß so wenig danach, ob es einen feuernden Schützen oder einen Sanitäter beim Verbinden eines Verwundeten traf, wie die Granate, ob sie einen M.G.-Stand oder einen Sanitätsstollen zertrümmerte.

Als im letzten Kriegsjahr bei dem Küstriner Inf. Regt. 48 ein größerer Ersatztransport von Sanitätern und Krankenträgern eintraf, begrüßt der Regimentskommandeur, Major v. Glasenapp, den Ersatz mit den Worten: „Sie kommen hier in ein Regiment, in dem die Sanitätsmannschaften eine Elite darstellen!“ — Dieser Kommandeur hatte in einem Satz all das zusammengefaßt, was dem Feldheer die Sanitätstruppe wert war. —

Es gehörte viel Mut und Überwindungskraft dazu, um als Arzt, Sanitäter und Krankenträger seine Pflicht im Felde zu erfüllen, bisweilen mehr Mut, als dem Feind mit der Waffe in der Hand entgegenzutreten. Auch in den schwersten Gefechtslagen gab es für die Sanitätsmannschaft keine Schonung. Erscholl aus den Reihen der Truppe der Ruf: „Sanitäter!“, so war der Helfer zur Stelle. Deckungslos den feindlichen Geschossen ausgesetzt, eilte er den Verwundeten zu Hilfe. Traten beim Durchbrechen des Sperrfeuers Verluste ein, so konnten die Sanitäter der vorwärts



hastenden Truppe nicht folgen. Ihre Pflicht hielt sie bei den hilflos dem feindlichen Feuer preisgegebenen Verwundeten fest. Und welchem Frontsoldaten hat sich nicht der Anblick der Krankenträger tief in die Erinnerung eingegraben, die mit ihren wunden Lasten auf der Bahre oder in der Zeltbahn sich Schritt für Schritt durch einen Wald spritzender Einschläge hindurcharbeiteten und flammende Sperrfeuerzonen im Schritt überwandten, durch die jede Truppe nur in wildem Lauf hindurchzueilen pflegte. Das Bild, das die Geschichte des bayerischen Leib-Infanterie-Regiments von dem Verbandplatz auf dem Douaumont in den Sommerschlachten vor Verdun entwirft, ist kennzeichnend für alle Großkampffronten des Westens. Es heißt hier: „... Mit keuchendem Atem setzen Krankenträger ihre ... wunden Lasten ab und fallen selbst wie tot daneben. Stundenlang haben sie durch die Hölle von Verdun, die Glut und Krater spie, den Todesweg von vorn gemacht ...“ Und wenn in diesen Junitagen 1916, als die Schlacht um Verdun ihre letzte gigantische Steigerung erfuhr, der Sanitäts-Utffz. Oswald von der 2. Kompanie des bayerischen Leib-Regiments freiwillig vierzigmal den Weg zwischen dem Fort Douaumont und der vordersten Linie bei Fleury zurücklegte, eine unheimliche Wegstrecke, die mit Gefallenen besät war und an der ganzen Front in ärgstem Verruf stand, eine Strecke von wenigen tausend Metern, vor der den verwegensten Meldeläufern schauderte, so weiß jeder Verdunkämpfer: Dieser Sanitätsunteroffizier war ein Held. — Und es gab viele Männer dieses Schlages in der deutschen Sanitätstruppe. Nicht umsonst trugen im bayerischen Jäger-Regt. Nr. 1 von insgesamt 29 verliehenen Goldenen Tapferkeitsmedaillen fünf Sanitäts-Oberjäger diese höchste Auszeichnung, nicht umsonst stehen in der Ehrenliste des Münchener Leib-Regiments von 38 Ärzten, die im Verlauf des Feldzuges in den Reihen des Regiments Dienst taten, 14 Tote und Verwundete verzeichnet. Und daß an schweren Fronten die Sanitätsmannschaften den gleichen Blutjoll entrichteten wie die fechtende Truppe, beweisen Verlustlisten. Das Potsdamer Lehr-Inf.-Regt. büßte in der „Großen Schlacht in Frankreich“ die Hälfte seiner Krankenträger, das Inf.-Regt. 48 in der gleichen Schlacht vier Fünftel seiner Sanitätsunteroffiziere ein. —

Wer wollte sich nicht vor der entsagungsvollen Arbeit der Ärzte beugen, die in den gewaltigen Abwehrschlachten inmitten eines betäubenden, atembefleckenden Dunstes im engen Sanitätsstollen oder im stickigen flandrischen Betonfloß Tag und Nacht mit kargen Ruhepausen tätig waren. Zu Beginn der Sommeschlacht hatte am 7. Juli 1916 ein Arzt vom Lehr-Inf. Regt. im Sanitätsunterstand bei Bazentin 200 Verwundete zu verbinden, für ihren Weitertransport zu sorgen und in vielen schweren Fällen sofortige Eingriffe vorzunehmen. Bei 24stündiger ununterbrochener Arbeit blieben an einem solchen Großkampftage dem Arzt keine acht Minuten für einen Verwundeten!

Von dem Arzt in der Front hat ein Fähnrich des Inf. Regts. 48 in seinem Tagebuch ein Bild entworfen, das hier nicht fehlen darf. Es heißt darin bei der Darstellung eines schweren Kampftages an der Combreshöhe 1915:

„Über dem Graben hinter mir tauchte in stärkster Feuer ein Arzt auf, wunderbar ruhig, und fragte, ob hier in der Nähe Unterstände seien, wohin er seine Verwundeten bringen könne. Das Bild dieser Sicherheit, der Klang dieser ruhigen Stimme ist mir unvergeßlich. Ihn schien das Kampfgetümmel rings herum nichts anzugehen, nur sein Beruf beherrscht seine Gedanken.“ —



Von der Tat eines einfachen Krankenträgers soll hier in der folgenden Kampfszene die Rede sein, von einer aufopfernden Tat, die einen tiefen Einblick in den Geist der deutschen Sanitätsgruppe gewährt. Der 18. Juli 1918, der Tag des Marneüberganges in der letzten deutschen Offensive des Weltkrieges, war für das Posener Grenadier-Regiment 6 einer der dunkelsten Tage des ganzen Feldzuges. Das Regiment, das als erstes der Division den Übergang über den Fluß vollzogen und in scharfem Draufgehen die französischen Linien zurückgeworfen hatte, wurde durch wuchtige Gegenstöße amerikanischer Massen in Front und Flanke schwer getroffen, auf den Fluß zurückgeworfen und völlig zertrümmert. Nur 200 Mann des stolzen Regiments konnten das jenseitige Ufer wieder erreichen. —



Der Krankenträger, Gefr. Cramer von der 1. Kompanie, war mit dem Verbinden der zahlreich im Gelände verstreuten Verwundeten so beschäftigt, daß er von dem Gegenstoß und dem Einbruch der Amerikaner völlig überrascht wurde. Erst durch die Zurufe von Verwundeten aufmerksam gemacht, sah er unweit von sich eine Anzahl Amerikaner feuernd in Richtung auf die Marne vorgehen.

Die Lage für die vielen hilflosen Verwundeten war verzweifelt. Den Fluß im Rücken, keine Brücken oder Notstege in der Nähe, schien ihr Schicksal besiegelt, ihre Gefangennahme unvermeidlich zu sein. Aber Cramer ist nicht von der Art, dem Schicksal fatalistisch seinen Lauf zu lassen. Sein Entschluß steht fest. Er muß retten, was zu retten ist. Er muntert die Verwundeten auf, verspricht ihnen, sie nicht im Stich zu lassen und friecht zur Erkundung vorsichtig zum Marneufer zurück. Unterwegs trifft er im Gebüsch versteckt einen Krankenträger seiner Kompanie mit zerschossenem Knie. Schnell verbindet er den Kameraden und schleppt ihn zum Ufer zurück. Sie werden unterwegs entdeckt und beschossen. Der Verwundete erhält einen zweiten Schuß, jedoch gelingt es Cramer, den Schwerverletzten bis an das Ufer zu schaffen, wo er im Gebüsch eine ganze Anzahl Verwundeter antrifft. Sie haben sich unter größten Schwierigkeiten bis zur Marne zurückgeschleppt, können aber hier angesichts des rettenden jenseitigen Ufers nicht weiter. Kein Ponton, kein Kahn, kein Notsteg ist in der Nähe. So findet Cramer eine verzweifelte Stimmung vor. „Vier Jahre im Felde“, stößt ein alter Unteroffizier bitter hervor, „und jetzt sollen wir diesen grünen Jungen, den Amerikanern, in die Hände fallen?“ —

Aber Gefr. Cramer behält auch hier den Kopf hoch. Zunächst eilt er zu den verwundeten Kameraden seiner Kompanie zurück und schafft einen nach dem anderen ohne jede Hilfe durch das deckende Buschwerk zur Marne. Weder die schwere Last der Verwundeten noch die brütende Julihitze können diesem Mann etwas anhaben.

Cramer ist Nichtschwimmer. Der einfachste Weg, über den Fluß hinüberzukommen, schaltet für ihn also aus. Aber der tüchtige Gefreite weiß Rat. Er sucht sich einen Tragegurt von M.G. Schützen, windet sich den Gurt um den Leib und befestigt ihn an dem über den Fluß gespannten Leitseil für

die Pontons. Dann zieht er sich an dem Seil hinüber. Schon hat er die Mitte des Flusses erreicht, als die Verwundeten mit Entsetzen sehen, wie dicht bei dem Gefreiten eine Mine in den Fluß schlägt. Cramer verschwindet im weißen Gischt einer aufsprudelnden Fontäne. Da — alles atmet auf — erscheint er wieder, offenbar unverletzt, nur der Gurt hat sich an dem Leitseil festgedreht und droht ihn abzuwürgen. Endlich hat er sich befreit und erreicht glücklich das jenseitige Ufer, wo er im Schilf einen zererschossenen, aber immerhin noch benutzbaren Ponton entdeckt.

Allein kann der Gefreite das schwere Fahrzeug durch die Strömung nicht hindurchbringen, aber ein versprengter Grenadier kommt ihm zu Hilfe. So gelingt es den beiden Männern, den Ponton über den Fluß zu bringen. Die Verwundeten drängen herbei, aber die zahlreichen Schußlöcher verbieten eine allzu starke Belastung. So muß Cramer mit seinem Begleiter dreimal das unförmige, durch die Schußlöcher immer wieder vollaufende Fahrzeug hin und zurück bringen. Der Schweiß rinnt den beiden Kettern in Strömen nieder, Herz und Lunge drohen den Dienst zu versagen, aber es wird geschafft.

Gefr. Cramer hatte alles getan, was ein Soldat in seiner Lage nur hätte tun können, aber auch jetzt durfte er noch nicht an Schonung denken. Heftiges Artilleriefeuer strich das jenseitige Flußufer ab, und die Verwundeten konnten hier unmöglich deckungslos liegenbleiben. Mit Hilfe seines unverwundeten Kameraden und mehrerer amerikanischer Gefangener, die am Ufer herumlungerten und von Cramer sofort als Träger herangeholt wurden, schaffte der Gefreite einen Verwundeten nach dem anderen in das in der Nähe befindliche Dorf St. Père. Hier entdeckte er in einem Keller seinen verwundeten Kompanieführer und eine Anzahl Schwerverletzter, die unversorgt und unverbunden mit fliegenden Augen in ihren Schmerzen lagen. Cramers Verbandzeug ist verbraucht. So begibt er sich auf die Suche, sammelt auf der Dorfstraße und am Flußufer die Verbandpäckchen der zahlreichen Gefallenen ein und macht sich sodann im Keller an die Arbeit. Und als dieser unermüdliche Helfer auch den letzten Schwerverwundeten versorgt hat, tut er ein Letztes, sucht in langem Umherirren die Sanitätskompanie auf und sorgt dafür, daß noch am gleichen



Abend alle Verwundeten ins Feldlazarett abtransportiert werden.

Der Krankenträger Gefr. Cramer hat hier in den dunkelsten Stunden seines Regiments den Satz aus den „Pflichten des deutschen Soldaten“ wahrgemacht: „Kameradschaft ... bewährt sich besonders in Not und Gefahr.“ — Er hat sich wieder und wieder schonungslos eingesetzt, um die zerschossenen, hilflos auf dem Schlachtfeld liegenden Offiziere und Grenadiere zu bergen, dem Zugriff des Feindes zu entziehen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu versorgen und zu verbinden. Mehr als 40 Verwundete — nach damaligen Gefechtsstärken eine halbe Kompanie — hat dieser prachtvolle Gefreite vor dem bitteren Los der Gefangenschaft bewahrt, einer ganzen Anzahl schwerverwundeter Kameraden aber hat er das Leben gerettet. Sie wären ohne sein Eingreifen verblutet. Unter diesen Geretteten befand sich auch der Führer der 4. Kompanie, Oblt. Kregschmann, der mit einem schweren Kopfschuß besinnungslos in der Grube eines ausgeschachteten M.G.-Standes „im offenen Grabe an der Marne“ lag und hier elend hätte umkommen müssen. — Mit Stolz kann die Sanitätstruppe auf solche Männer in ihren Reihen zurückblicken, die das E.K. I mit dem Bewußtsein tragen, im Dienste der Kameradschaft ihr Höchstes eingesetzt zu haben.

## Das ungeschriebene Gesetz

Ein ungeschriebenes Gesetz unter Stoßtrupplern befahl: Kein Verwundeter darf in Feindeshand zurückgelassen werden! Dieser innere Befehl forderte von den Stoßtruppen, die sich häufig nur unter schärfstem Druck des Gegners ihren Weg aus den feindlichen Gräben zur eigenen Linie zurückbahnen mußten, Kameradschaft bis zur Selbstaufopferung. Die deutschen Stoßtruppen sind auch bei den schwersten Zusammenstößen diesem eisernen Gesetz treu geblieben, und die Fälle sind zu zählen, wo bei besonders tragisch verlaufenen Unternehmungen deutsche Stoßtruppler lebend in Gefangenschaft gerieten.

Es war im Januar 1917, als an der Front von Noyon eine Offizierspatrouille vom Inf. Regt. 51 unter Führung des Lts. Glick einen Vorstoß gegen die französische Stellung unternahm. Es gelang dem deutschen Stoßtrupp, sich durch die scheinbar unbefetzten und völlig verschlammten beiden ersten französischen Linien hindurchzuarbeiten und im dritten Graben eine Unterstandsbesatzung von sieben Mann zu über-rumpeln.

Jetzt aber war der Feind erwacht. Sperrfeuer signale zischten hoch, mehrere M.G. setzten hämmern ein. Es war höchste Zeit, mit der Beute den Rückzug anzutreten, sollte der Stoßtrupp nicht in das französische Sperrfeuer geraten. Aber die feindlichen Batterien waren schneller als die in den ausgewählten Gräben und dem finsternen Trichter-gelände vorwärts kommende Patrouille. Schon zwischen den beiden ersten französischen Linien packt das Sperrfeuer den Stoß-trupp. Ein Volltreffer vernichtet den Gefangenentrupp. Sechs Franzosen sind sofort tot. Ein zweiter Volltreffer löscht das Leben von vier Stoßtrupplern aus. Es ist un-möglich, die Gefallenen aus dem Gefangenschaft herauszubringen. Jede unnötige Verzögerung könnte der ganzen Patrouille den Rest geben. Aber die Erkennungszeichen müssen wenig-stens entfernt werden. Messer fliegen aus den Scheiden. Es ist eine unheimliche Arbeit, aber sie muß getan werden. Acht-mal schneidet das Messer über die Schultern der gefallenen Kameraden, acht 51er-Achselklappen verschwinden in den Rocktaschen. Dann noch schnell den gefallenen Franzosen die Rang- und Truppenabzeichen abgeschnitten und heraus aus der Feuerzone ... Schweißtriefend und völlig abgehezt ge-langt der Rest der Patrouille zu den eigenen Linien. Beim Namensaufruf stellt der Führer fest, daß außer den vier Gefallenen noch zwei Mann fehlen: Die Musk. Gorfel und Kulik. In der dritten französischen Linie waren die beiden noch bei der Patrouille, aber niemand kann sich ent-sinnen, sie bei dem Durchbruch durch das Sperrfeuer gesehen zu haben. — Ein bitterer Abschluß dieses verwegenen Sand-streiches. Von 16 Mann vier Tote und zwei Vermisste. Be-sonders die Ungewißheit über das Schicksal der beiden ver-missten Kameraden schmerzte. Waren sie gefallen? Waren sie abgeschnitten und in Gefangenschaft geraten? Oder lagen



sie irgendwo verwundet hilflos zwischen den feindlichen Gräben? —

Nicht nur auf dem Stoßtrupp, sondern auf der ganzen Kompanie lastete der unglückliche Ausgang dieser Patrouille wie ein Alpdruck. Nichts wurde unterlassen, um die Vermissten aufzufinden. Den Posten wurde äußerste Wachsamkeit eingeschärft. Schleichpatrouillen suchten das Niemandsland ab, strichen bis vor die feindlichen Hindernisse. Vergeblich! Die schwarze verhangene Januarnacht hatte alle Spuren vermischt. — Als vier Stunden seit der Rückkehr der Patrouille verstrichen waren, mußte jede Hoffnung auf Rettung der beiden Vermissten aufgegeben werden.

Plötzlich — es ging schon auf 5 Uhr morgens — ertönte aus dem nachtschwarzen Niemandsland ein keuchender Ruf: „K a m ' r a d ! K a m ' r a d !“ — Ein Doppelposten hat den Ruf vernommen: „Das muß ein Mann von der Patrouille sein!“ — flüstern sich die Posten erregt zu. Vor dem Drahtverhau taucht ein Schatten auf. Wieder ertönt der keuchende Ruf. Schon ist der schnell herbeigeholte Offizier vom Grabendienst zur Stelle, nimmt sich drei, vier Mann — man weiß nicht, es kann auch eine französische Kriegslist sein —, steigt mit entschlossener Pistole durch das Drahtverhau, nähert sich dem Schatten auf wenige Meter, da sinkt die dunkle Gestalt plötzlich in die Knie. Der Leutnant und seine Begleiter springen hinzu, fangen den Wankenden auf: Es ist Musk. Kulick, und auf seinem Rücken hängt, die Hände fest um den Hals des Kameraden gelegt, der schwer verwundete Gorfel.

Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht von der Rückkehr der beiden Vermissten durch die ganze Stellung der Kompanie verbreitet. Schon sind Sanitäter und Krankenträger zur Stelle. Teilnehmer der Patrouille mit dem Stoßtruppführer eilen herbei: Der Leutnant kann vor innerer Bewegung kein Wort hervorbringen. Der Zug, zu dem Kulick und Gorfel gehören, hat Arbeitsdienst im Graben. Jetzt fliegen Schaufel und Hacke zur Seite, schwielige Hände strecken sich Kulick entgegen, und manch ein harter Händedruck sagt mehr, als Worte vermögen.

Im Stollen des Kompanieführers erhält der völlig erschöpfte Kulick zur Auffrischung seiner Lebensgeister erst einmal heißen Kaffee, einen tüchtigen Schluck Schnaps und

etwas Ordentliches zu essen. Dann muß er berichten ... Gorsel war schon unmittelbar nach dem Einsetzen des französischen Sperrfeuers durch einen Granatsplitter schwer verwundet worden. Kulick sah ihn stürzen, sprang hinzu, schleppte seinen Kameraden in einen deckenden Granattrichter und verband ihn, so gut es ging. Da in der Dunkelheit und dem Krachen der Einschläge der Anschluß an die Patrouille verlorengegangen war, beschloß Kulick, bei seinem Kameraden auszuharren und ihn nach Abflauen des Sperrfeuers zurückzuschleppen. —

Als sich die französische Artillerie beruhigt hatte, lud sich Kulick den Schwerverwundeten auf den Rücken und tastete sich Schritt für Schritt durch das fremde düstere Gelände vorwärts. Jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, von französischen Posten oder nachstoßenden Patrouillen angeschossen zu werden. Vor der zweiten Linie angelangt, setzte er seinen Kameraden ab, kroch an die Böschung heran, lauschte, ob alles ruhig war, kroch zurück, lud sich den Verwundeten wieder auf, ließ sich mit ihm in den Graben hinunter und fletterte auf der anderen Seite der Böschung wieder hoch.

Auf die gleiche Art überwand Kulick auch die erste französische Linie. Was dies allein für eine körperliche Leistung bedeutete, kann nur derjenige ermessen, der einmal in ähnlicher Lage mit einer Last von  $1\frac{1}{2}$  Zentnern auf dem Rücken sich unter Vermeidung eines jeden Geräusches zwei Meter tief in einen verschlammten Graben hinunterlassen und sich dann, mit Klumpen von Lehm behaftet, an der jenseitigen Böschung wieder hocharbeiten mußte. Und auch das schwerste Stück, die Überwindung des dreifachen französischen Hindernisses gelang. Die rostigen Stacheln rissen Uniform und Hose der beiden Musketiere in Fetzen, die Hände und Schenkel blutig, der Verwundete, der schwer litt, biß die Zähne zusammen, um sich jetzt nicht noch durch einen Klage-laut zu verraten.

Endlich lag das Hindernis hinter den beiden. Aber jetzt war auch Kulick am Ende seiner Kräfte. Er brach zusammen. Nach Luft ringend lag er neben dem leise stöhnenden Gorsel in einem Granattrichter. Dann raffte er sich wieder auf. Um ihn herum die undurchdringliche Finsternis einer trüben Januarnacht. Underthhalb Stunden irrte Kulick mit seinem



Kameraden im Niemandsland umher und suchte vergeblich die deutschen Linien zu erreichen, bis ihn ein wahrer Zufall vor die Hindernisse seiner Kompanie führte. Über dreieinhalb Stunden hatte dieser treue Mann seinen verwundeten Kameraden geschleppt, bis er die deutschen Linien erreicht hatte.

Kulick berichtete dies alles so einfach, als ob es sich um eine Selbstverständlichkeit handelte, aber aus jedem Wort des schlichten Berichtes dieses Beuthener Bergarbeiters klang das ewige Lied der Kameradentreue.



Wie hier der einzelne Mann, so handelte bei einem unglücklich verlaufenen Unternehmen des Inf.Regts. 452 ein ganzer Stoßtrupp. Das junge märkische Regiment hatte bei dem Ausgang der Tankschlacht von Cambrai ein Ablenkungsunternehmen durchzuführen. Ablenkungsangriffe sind für die beteiligte Truppe immer eine undankbare Aufgabe, aber sie lassen sich im Interesse des großen Ganzen nicht vermeiden. Ein alter bewährter Kampfgrundsatz lautet, daß Ablenkungs- oder Scheinangriffe — sollen sie ihren Zweck erfüllen — mit der gleichen Tatkraft durchgeführt werden müssen wie der Hauptangriff. So gingen auch die 452er entschlossen an ihre Aufgabe heran, obwohl das Regiment gerade erst in diesen fremden Abschnitt eingerückt, auch nicht für einen einzigen Erkundungsgang Zeit geblieben war und bei der noch immer herrschenden Hochspannung an dieser Kampffront mit schärfer Wachsamkeit des Engländers gerechnet werden mußte.

Sechs Offizier-Stoßtrupps mit etwa 100 Mann standen am 12. Dezember 1917 zur Durchführung des Unternehmens „Barbarafest“ im Feldwachhohlweg von Fontaine les Croiselles sprungbereit. Pünktlich um 7.40 Uhr morgens setzte das Zerstörungsgeschütz der deutschen Artillerie ein. Kaum eine Minute nach Beginn des Beschußes stiegen in den englischen Gräben bereits Signalkraketen hoch, die sofort kräftiges Vergeltungsgeschütz der feindlichen Batterien auslösten. Kein Zweifel, der Brite erwartete den Angriff!

Eng an die Böschung des Sohlweges gepreßt warten die Stoßtrupps auf den Augenblick des Sturmes. Der Blick der Offiziere ist starr auf das Leuchtzifferblatt ihrer Uhren

gerichtet. Noch zehn — noch fünf Sekunden — noch eine Sekunde — schrille Pfeifensignale, und schon stürzen die Stoßtrupps hinter ihren Führern über die Hohlwegböschung in das Trichtersfeld vor.

Kaum sind die deutschen Stahlhelme im Niemandsländ aufgetaucht, da setzt schlagartig das Sperrfeuer zahlreicher englischer Batterien frontal und aus der Flanke, aus dem weit vorgeschwungenen Cambraibogen in die Stoßtrupps hinein. „Das Feuer unterlaufen!“ — „Vorwärts! Vorwärts!“ — so tönt es inmitten der krachenden Einschläge durch die Gruppen. In schärfstem Lauf versuchen die Stoßtrupps die dichte Sperrfeuerwand zu durchstoßen, da zerbricht innerhalb weniger Minuten unter schweren Volltreffern die Kraft des Angriffs. Von den sechs Sturmsäulen erreichen nur die beiden linken Trupps unter den Lts. Donat und Pöppinghaus, die durch einen tiefen Hohlweg einen gedeckten Anlauf haben, die britische Vorpostenstellung. Sie war bis auf einige blitzschnell verschwindende Posten geräumt. Beide Trupps mußten nach aufklarernder Sicht ohne Gefangenenbeute den Rückweg antreten. —

Bei den vier anderen Stoßtrupps ist die Wirkung dieses konzentrischen Beschusses auf schmalem Raum verheerend. Am schlimmsten hat es den Stoßtrupp des Lt. Laugisch gepackt. Drei, vier Volltreffer hintereinander sprengen den Trupp völlig auseinander. Einen Augenblick sieht man noch die mächtige Gestalt des Führers durch den Pulverdampf springen, dann hat auch ihn ein Einschlag zu Boden gerissen. Vier schwere Verwundungen hatte Laugischs Bärennatur im Laufe des Krieges überstanden; diese fünfte sollte ihm den Rest geben. Sein Stoßtrupp ist so gut wie vernichtet. Von 17 Mann liegen dreizehn in ihrem Blut.

In dem neben Laugisch vorstürmenden Stoßtrupp Bathe reißt ein aus der Flanke heranbrausendes schweres Kaliber vier Mann zu Boden. Unter einem zweiten Treffer bleiben drei weitere Stoßtruppler liegen. Bei dem Stoßtrupp Ludwig decken gleichfalls mit dem tödlich verwundeten Führer sieben Mann das Feld. Der entschlossene Ltffz. Buß übernimmt sofort die Führung. Auch den am weitesten rechts vorgehenden Stoßtrupp Wiedow ereilt unmittelbar vor den englischen Hindernissen sein Schicksal. Er wird gleichfalls zur Hälfte zusammengeeschossen.



Die Situation drohte zur Katastrophe zu werden. Die vier Stoßtrupps zerschossen ... zersprengt ... Schon rennen einige Mannschaften völlig verstört zurück. Schwerverwundete winden sich hilflos in den Trichtern, zwischen die das Sperrfeuer mit unverminderter Gewalt schlägt. Über allem stand jetzt der innere Befehl, die Masse der Schwerverwundeten aus der Feuerzone herauszubringen. Der überlebende Offizier der vier Stoßtrupps, Lt. Bathe, zieht die Trillerpfeife. Gruppenführer nehmen das Signal auf, das schrill durch das Krachen der Einschläge dringt. Von Mund zu Mund läuft der Befehl durch: „Verwundete zurückschleppen!“ — Der Leutnant und seine Unteroffiziere brauchen gar nicht zu befehlen oder einzugreifen. Jeder Mann kennt seine Pflicht. Schon packen die Gesunden und Kampffähigen an, schleppen einen Verwundeten nach dem anderen zum Feldwachhohlweg zurück. Es ist ein höllischer Weg durch das zerklüftete Trichterfeld. Zurückbleibende Schwerverwundete klammern sich an die Füße, bitten flehentlich: „Nehmt mich mit, Kameraden, laßt mich nicht liegen!“ — „Geduld, Kamerad! Wir können doch nicht alle auf einmal nehmen! Laß die Füße los!“, so klingen abgerissene Wortsetzen durch die krachenden Einschläge. Mehrmals schleudert der Luftdruck der Saubizgranaten die Trägertrupps in die Trichter, mehrfach stürzen die wackeren Ketter getroffen über ihre wunden Kameraden. Endlich aber ist der Feldwachhohlweg mit den rettenden Unterständen erreicht. Hilfreiche Hände strecken sich den keuchenden Stoßtrupplern entgegen, nehmen ihnen die Schwerverwundeten ab, schaffen sie die steilen Stollentreppe hinunter.

Nun die nächsten! Nur ein sekundenlanges Zögern. Wieder hinein in die Höller! Die Blicke des Leutnants und seiner Mannschaften treffen sich. Mag werden was will, da vorn ertönt immer noch aus der Rauchwand der Hilferuf von Schwerverwundeten. Da gibt es kein Überlegen, da gibt es auch unter Stoßtrupplern nichts zu befehlen, da fällt kein überflüssiges Wort ... Stahlhelm festgeschnallt ... vorwärts! Schweigend geht jeder von diesen Männern den harten Weg der Kameradenpflicht.

Niemals können, solange noch ein Mann dieses Stoßtrupps am Leben sein wird, diese Augenblicke im Trichterfeld von Fontaine verlöschen. Der Pionier-Gefr. König

und der Gefr. Bastian irren solange zwischen den Einschlügen umher, bis sie den todwund geschossenen Lt. Laugisch, den Stolz des III. Bataillons, in einem Granattrichter entdeckt haben. Musk. Neundorf packt sich mit seinen mächtigen Armen allein Verwundete auf und schleppt sie wankend durch das zerklüftete Gelände zurück. Auch Pionier Kelbel hat sich seinen schwerverwundeten Gruppenführer, Uffz. Mathieß, allein auf die Schultern geladen und bringt ihn glücklich zum Feldwachhohlweg zurück. Uffz. Kurzweg und Gefr. L y b z y n s k i schaffen zusammen mit dem Leutnant einen Verwundeten und Gefallenen nach dem anderen zurück. Sie weichen zwischen den berstenden Einschlügen und aufwirbelnden Erdschollen ihrem Offizier nicht von der Seite, spornen den letzten Mann zu äußerster Kraftanstrengung an und sind unermüdlich tätig, bis der letzte Verwundete in Sicherheit ist. Mit gleicher Rücksichtslosigkeit setzt sich Uffz. Kamin mit seinem Trupp ein, der verzweifelt nach seinem vermisten Führer, Lt. Wiedow, sucht. Umsonst ... Nach langem vergeblichem Umherirren zwingt eintretende Sicht zur Umkehr. —

Das Unternehmen „Barbarafest“ war einer jener Tage, die im Gefechtskalender rot angestrichen stehen. Von den sechs Offizieren waren drei geblieben, von den knapp 100 Mann starken Stoßtrupps mußte gleichfalls die Hälfte — 46 Mann — auf die Verlustliste gesetzt werden. 21 Mann waren hiervon gefallen. Bis auf Lt. Wiedow und zwei weitere Vermiste, die einige Monate später alle drei friedlich im Tode vereint in einem Granattrichter aufgefunden wurden, brachten die Reste der Stoßtrupps alle Gefallenen und Verwundeten aus dem bis zum Schluß tobenden Sperrfeuer zurück. Eine Truppe, die sich in einer derartigen Lage so bewährte wie die 452er Stoßtrupps an diesem grauen Dezembermorgen vor dem Feldwachhohlweg von Fontaine, war auf der Höhe. Echte Kameradschaft, die nicht befohlen werden kann, sondern von innen heraus wachsen muß, die Kameradschaft, die Offizier und Mann mit Blut unlösbar fittet, hatte sich auch hier in einer fast verzweifeltsten Lage stärker gezeigt als alle Schrecken, die das qualmverhangene Trichterfeld mit den berstenden Einschlügen und zischenden Splittern ausströmte.



So fest der deutsche Soldat davon überzeugt sein konnte, daß er als Verwundeter nicht im Stich gelassen wurde, so sicher konnte er sein, daß er in gefährlicher Lage im Nahkampf niemals verlassen war, solange noch ein kampffähiger Kamerad in seiner Nähe war.

Bei einem Unternehmen der 186er im Sommer 1917 vor Lens hatte sich Uffz. Krichbaum, ein alter Markmann-Stoßtruppler, einigen flüchtenden Engländern an die Fersen geheftet und war von seinem Stoßtrupp abgekommen. Dem einen Gegner konnte er den Weg verlegen und sprang ihn an, um ihn lebendig zu fangen. Aber der Brite war ein riesiger, sportgestählter Bursche. Es kam zu einem erbitterten Ringkampf, bei dem der Engländer den Unteroffizier unter sich bekam und ihn zu Boden drückte. „Kameraden, hierher!“, rief Krichbaum aus Leibeskräften. Aber schon waren drei weitere Engländer hinzugesprungen, hatten den strampelnden und wie wild um sich schlagenden Unteroffizier an den Beinen gepackt und schleiften ihn durch eine Kiesgrube zurück. Auch sie wollten ihre Beute lebendig einbringen. Einen Unteroffizier von einem angreifenden deutschen Stoßtrupp als lebenden Gefangenen einzuliefern, war schon zwei Wochen Sonderurlaub nach Cornwallis wert.

Obwohl ein Engländer Krichbaum den Mund zudrückte, konnte der Unteroffizier trotzdem noch einige Male seinen gellenden Ruf ausstoßen: „Kameraden, hierher! — Zu Hilfe!“ — Zwei Mann des Stoßtrupps, der Gefreite Göring und Reservist Gündler, vernahmen den Ruf und eilten herbei. Sie sahen, wie ihr Unteroffizier von vier Engländern an den Füßen gezerrt und über den Erdboden geschleift wurde. Schießen durften sie nicht! Auch zwischen den feindlichen Trupp geschleuderte Handgranaten hätten ihrem Kameraden das Leben kosten können. So blieb nur eins übrig: Drauf mit der Zieh- und Schlagwaffe!

Unter dem Kolbenhieb des Reservisten bricht ein Engländer betäubt zusammen. Der Gefreite schmettert mit der Stielhandgranate in der Faust einen zweiten Gegner zu Boden. Uffz. Krichbaum hat Luft bekommen und ist sofort wieder auf den Beinen. In langen Sätzen versuchen die beiden übrigen Engländer zu entkommen, aber schon hat Krichbaum einen britischen Karabiner an der Backe — zwei Schüsse, und beide Briten brechen im Feuer zusammen. —

Einer jener blitzschnell sich abspielenden, dramatischen Zusammenstöße, die das Kennzeichen des Graben- und vor allem des Stoßtruppkampfes bilden, hatte mit der Vernichtung des Gegners geendet. —

Mochte auch im Herbst 1918 sich im inneren Gefüge des erschöpften und ausgebluteten deutschen Heeres manches gelockert haben, die kameradschaftliche Bindung umschloß Offizier, Unteroffizier und Mann niemals fester als in jenen letzten Monaten des Weltkrieges, in denen die von Flandern bis Lothringen in ununterbrochenem Ansturm heranrote deutsche Front ihren schwersten und zugleich größten Kampf durchfocht.

Kaum eine zweite Einzelepisode vermag die Erbitterung, mit der der deutsche Soldat von 1918 sich dem Ansturm einer Welt von Feinden entgegenstemmte, schärfer zu kennzeichnen, als die hier folgende Kampfszene aus der Abwehrschlacht in der Champagne im Oktober 1918, in der das Girschberger Jäger-Bataillon Nr. 5 nahezu vernichtet wurde. — Nach mehrfachen vergeblichen Angriffen war es französischen Kolonialtruppen gelungen, in der Tiefenzone der deutschen Abwehr Fuß zu fassen. In wuchtigem Gegenstoß, mit aufgepflanztem Girschsfänger, hatte Lt. v. Diebitsch die eingedrungenen schwarzen Franzosen wieder zurückgeworfen, sah sich jedoch unmittelbar darauf von frischen feindlichen Reserven angegriffen. Der Zusammenprall war hart. Auf Unterstützung konnte die schwache Kompanie mit ihren 45 Gewehren nicht rechnen. Jeder Mann hatte dort, wo er lag oder stand, mit Büchse und Handgranate seinen eigenen Kampf durchzufechten. An mehreren Stellen war den Marokkanern der Einbruch in die dünne Linie der weit auseinandergezogenen Kompanie gelungen, und hier kam es mit abgesprengten Gruppen zu wilden Nahkämpfen.

Oberjäger Berrer, ein stämmiger schlesischer Forstmann, sah sich — mit dem Rücken gegen eine Kiefer gelehnt — von einem Trupp Marokkaner unter Führung eines weißen Offiziers angefallen. Auf wenige Schritte Entfernung zielte der französische Offizier mitten in das Gesicht des Oberjägers. Durch eine blitzschnelle Wendung konnte Berrer dem tödlichen Schuß ausweichen, der ihm jedoch noch eine stark blutende Halswunde riß. Mit gefälltem Gewehr sprangen die Schwarzen auf den Verwundeten ein, aber



Berrer war entschlossen, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Eine Berserkerwut hatte ihn gepackt. Wie ein Rette aus grauer Vorzeit kämpfte dieser einsame Mann, Kolbensschläge nach rechts und links austeilend, Bajonettstöße geschickt parierend, so daß es ihm gelang, sich trotz des starken Blutverlustes zu behaupten.

Aber es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, und sein Schicksal war besiegelt. Da aber hatte inmitten des Kampfgetümmels Lt. v. Diebitsch die verzweifelte Lage seines alten Oberjägers erkannt. Einige Jäger mit sich reisend, eilte er in langen Sätzen dem Verwundeten zu Hilfe. Er war in dem Augenblick zur Stelle, als ein riesiger Marokkaner den Oberjäger von hinten anfiel, um ihm den Fangstoß zu geben. Mit einem Satz sprang Lt. v. Diebitsch den Marokkaner an, packte ihn an der Kehle und drückte ihn würgend zu Boden. Mit der urwüchsigen Kraft des Naturmenschen bäumte sich der Schwarze auf, versuchte um sich schlagend und stoßend seinen Gegner abzuschütteln, aber der eiserne Griff um seine Kehle lockerte sich nicht. Mit verkrampten Fäusten brach der Schwarze erstickt zusammen. — diesem Furor Teutonicus waren auch die zähen Afrikaner nicht gewachsen. Widerstandslos ergab sich der Rest den schlesischen Jägern.

Mit seinem eigenen Leibe hatte Lt. v. Diebitsch einen seiner Treuesten gedeckt und den seinem Oberjäger zugeachten tödlichen Stoß mit blanker Faust pariert. Welch eine unbefiegbare Kraft steckte noch in diesen zusammengeschmolzenen Regimentern und Bataillonen, in deren Reihen Männer fochten, die nach 5½ Kriegsmonaten noch solcher Taten fähig waren.



Der harte Charakter des unterirdischen Minenkrieges drückte der Kameradschaft der Pioniere seinen eigenen Stempel auf. Es war die Kameradschaft des Bergmannes, der schon von seiner friedlichen Arbeit her mit den in Schacht und Stollen lauernden Gefahren vertraut war und seit früher Jugend Schulter an Schulter mit seinen Arbeitskameraden in stetem Kampf gegen die Tücke des Bergtodes stand.

Bergmännisch war die Arbeits- und Lebensweise der Mineure vor dem Feind, bergmännisch ihr Wesen und ihre Haltung, bergmännisch ihre Ausdrucksweise, die selbst ihren Soldatenliedern eine eigene Prägung verlieh:

„Und sollt es mich treffen zur letzten Schicht,  
So setzt auf das Grab mir ein Kreuzlein schlicht  
Und schreibet darauf: Glückauf! Glückauf!“ —

Dieses Lied sangen im Felde zuerst westfälische Pioniere, Bergarbeiter von der Ruhr, und später fand es überall da eine Heimstätte, wo Pioniere im Minenkrieg standen. Dieses Bergmannslied soll hier vor jenem Kampferlebnis aus dem Alltag des Stellungskrieges stehen, bei dem sich ein Mann nach dem anderen schweigend in selbstverständlicher Kameradenpflicht opferte. —

Der tödlichste Feind für die Mineure war das nach Sprengungen sich entwickelnde geruchlose Kohlenoxydgas. Ihm fielen trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen viele Pioniere zum Opfer. An der La-Bassée-Front bei Loos, an der im Frühjahr 1916 magdeburgische Pioniere vom 4. Bataillon im Minenkrieg tätig waren, war dem Engländer eine größere Sprengung geglückt. Zur Prüfung der Sprengstelle hatten sich Oberarzt Dr. Best, Lt. Schmidt, ein San.-Gefreiter und zwei Pioniere, mit kleinen Sauerstoff-Apparaten, den sogenannten Selbstrettern, versehen, in den angequetschten Stollen begeben. Ein Pionier erhielt den Auftrag, in den Stollen hineinzusteigen und den dort befindlichen Ventilator zu betätigen. Sobald er angelassen war, sollte der Einstieg beginnen. Vom Stolleneingang aus sahen die übrigen, wie der am Ventilator hantierende Pionier *S i n z e* plötzlich leblos zu Boden stürzte. Sofort stieg Oberarzt Dr. Best nach, um den Mann zu retten; er beugt sich über den Pionier, um ihm den vielleicht undicht gewordenen Selbstretter zurechtzurücken, da brach er gleichfalls zusammen. Der Sanitäter ist schon seinem Oberarzt gefolgt, aber bereits auf der achten Treppenstufe sackte auch er bewußtlos zusammen. Sogleich aber waren Lt. *S c h m i d t* und der letzte Pionier bei ihm und in vereintem Bemühen gelang es ihnen, den Sanitäter noch lebend an die frische Luft zu schaffen.



Der Leutnant eilte jetzt zu dem nächsten Unterstand und holte vier Infanteristen zur Unterstützung herbei, die — gleichfalls mit Selbstrettern ausgerüstet — ihm bei der Bergung der beiden noch im Stollen liegenden Männer behilflich sein sollten. Wie der Sanitäter brach aber der erste Infanterist schon auf der Stollentreppe zusammen, ein Kamerad packte schnell zu, um ihn an den Schultern herauszuziehen, da schwand auch ihm das Bewußtsein. Eine wahre Menschenfalle ist dieser gasverseuchte Stollen...

Um keine weiteren Menschenleben aufs Spiel zu setzen, verbot Lt. Schmidt seinen Begleitern den Einstieg. Er selbst legte sich, obwohl schon stark mitgenommen, noch einmal den Selbstretter an und stieg in den Todesstollen hinunter. Viermal tastete er sich die Stufen hinab, viermal schaffte er unter übermenschlichen Anstrengungen einen leblosen Körper zum Eingang, wo hilfreiche Hände ihn von der schweren Last befreiten. Pionier Ginze und Oberarzt Dr. Best waren bereits tot, aber die beiden Infanteristen hatte der Leutnant noch lebend bergen können.

Nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Alltag des Stellungskrieges vermittelt dieser Vorgang, der, wie so viele andere seiner Art, im Schatten der großen Ereignisse verschwand, und doch welch eine Größe offenbart die Haltung dieser durchgemeinsames Kampferleben zusammengeschweißten Männer, ob sie nun dem Sanitätskorps, den Pionieren oder der hier eingesetzten Infanterie angehörten. Hier, wo es galt, dem Bergtod seine Opfer zu entreißen, gab es kein Zögern. Ein Mann nach dem anderen wagte den schweren Gang in den Todesstollen, getrieben von dem inneren Befehl: Rette deine Kameraden!



Im Juli 1916 wurde die 3. Garde-Division unmittelbar nach Ausbruch der Sommeschlacht im Brennpunkt dieses gewaltigen Ringens eingesetzt. Tagelang hatte das Lehr-Infanterie-Regiment den von drei Seiten bestürmten Trümmerhaufen Boiselles hartnäckig behauptet, als das in vorderster Linie eingesetzte I. Bataillon unter Spth. v. Schaurrott den Befehl erhielt, diesen bereits umfaßten Stützpunkt zu räumen und eine rückwärtige Kiegelstellung zu beziehen.

Als der Rückzugsbefehl eintraf, hatte der Kampf seinen Höhepunkt erreicht. Ein dichter Sperrfeuervorhang riegelte die rückwärtigen Wege ab. Granaten aller Kaliber wühlten sich in die Dorfstrümmen. Die Besatzung im ersten Kampfgraben war bereits in wilde Handgranatenkämpfe verstrickt. — Um die schwierige Rückzugsbewegung an Ort und Stelle zu leiten, war der Batls.-Kommandeur, *Sptm. v. Schau-  
roth*, in die vorderste Linie geeilt. Sein Adjutant fiel an seiner Seite. Mitten im ärgsten Getümmel verwundete ein Sprengstück den Hauptmann an der Stirn hart über dem linken Auge und warf ihn halb betäubt gegen die Grabenwand.

Ein Melder vom Batls.-Stab sprang sofort hinzu, stützte den verwundeten Kommandeur und verband ihm trotz der schon im Umkreis herstenden Handgranaten Stirn und Auge so ruhig, als ob kein Feind in der Nähe sei und so sachgemäß, wie es kein Sanitäter besser hätte machen können. Als der feindliche Druck sich verschärfte und die letzten Sicherungen den vordersten Kampfgraben zu räumen begannen, sagte der Hauptmann zu dem Gefreiten: „Ich danke Ihnen. Lassen Sie jetzt das Verbinden und gehen Sie mit den anderen zurück. Sie kommen sonst noch in Gefangenschaft. Da entgegnete der Gefreite seinem Kommandeur: „Wenn Herr Hauptmann hier sterben müssen, kann ich es auch!“ — In diesem Gefreiten war inmitten des Grauens der Materialschlacht jener Geist lebendig, den Bismarck in seiner berühmten Rede vor dem Deutschen Reichstag am 6. Februar 1888 mit den Worten beschwor: „Kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich — das haben wir erfahren!“ —

Niemals hätte das deutsche Heer allen Zerreißproben des Weltkrieges mit einer derartigen Härte widerstehen können, wenn nicht diese soldatische Treue und Kameradschaft zwischen Offizier und Mann in der Truppe so tief verwurzelt gewesen wäre. Treue um Treue — hier wurde dieses schwerwiegende Wort zur Tat, nicht bei einigen seltenen Gelegenheiten, sondern in ungezählten Fällen, wohin wir auch den Blick über die Schlachtfelder schweifen lassen.

Die Mannentreue des deutschen Soldaten und der Einsatz des Offiziers und Unteroffiziers für ihre Truppe ging bis zur Selbstaufopferung. Es waren heilige Kräfte,



die aus der Kameradschaft strömten, Kräfte, die das wilde Antlitz des Krieges veredelten und inmitten von Tod und Verwüstung höchstes Menschentum offenbarten. Greifen wir aus der Fülle des Geschehens einige eindrucksvolle Beispiele heraus: In der Schlacht bei Lodz im November 1914 wurde, als die doppelseitige Umfassung und Einkesselung der russischen Armee Scheidemann sich bereits scharf abzeichnete, die am rechten deutschen Umfassungsflügel fechtende 38. thüringische Division von dem flankenangriff eines zum Entsatz herbeigeeilten sibirischen Armeekorps hart getroffen. Gegen 12 deutsche standen 32 russische Bataillone. Dieser von den Thüringern bis zum Weißbluten durchgefochtene Kampf vor den Toren von Pabianice steht an Größe keineswegs dem wenige Tage später erfolgten „Durchbruch auf Brzeziny“ nach, und die hier von den thüringischen Regimentern vollbrachten Waffentaten wären wert, so fest im Volksbewußtsein verankert zu sein wie die Sprengung des russischen Ringes durch Scheffer-Boyadel und Lizmann.

Als der Divisionskommandeur in den Nachmittagsstunden des 19. November den Rückzug befahl, lag die Truppe bereits derart mit dem Gegner verstrickt, zum Teil war die russische Umfassung so weit gediehen, daß an einen reibungslosen Rückzug nicht mehr zu denken war. Besonders schwierig war die Lage der Besatzung von Swionniki. Hier hatte sich das III. Bataillon des Inf.Regts. 94 unter Sptm. v. Schrader seit dem Morgengrauen nach drei Seiten hin der Angriffe der Sibirier erwehren müssen. Gegen Mittag war der Russe in das Dorf eingebrochen und hatte drei Kompanien umzingelt. Nur die 10. Kompanie im Westteil des Dorfes hatte noch den Rücken frei. Bei dieser Truppe — seiner alten Friedenskompanie — befand sich auch Sptm. v. Schrader, der trotz eines schweren Unterleibsschusses jeden Abtransport verweigert und die Gefechtsleitung in der Hand behalten hatte. Drei Meldeläufer sandte Sptm. v. Schrader mit dem eingetroffenen Rückzugsbefehl zu seinen abgeschnittenen Kompanien. Zwei Melder schossen die Sibirier ab, dem dritten aber gelang es, hindurchzukommen und wieder zurückzukehren. Er brachte von dem letzten überlebenden Kompanieführer die Meldung mit: „Rückzug nicht mehr möglich! Kämpfen bis zur letzten Patrone...“

So mußte die 10./94 allein den Rückzug antreten. Es war

die allerhöchste Zeit. Schon segte Flankenfeuer durch die Dorfgärten, schon tauchten die Pelzmützen der Sibirier seitlich der Stellung auf. Und jetzt spielte sich hier bei dem beginnenden Rückzug dieser letzten Kompanie des aufgeriebenen Bataillons bei der Rettung des Sptm. v. Schrader eine ergreifende Szene ab. In Deckung der Gehöfte wurde der Schwerverwundete auf einen Ackerwagen gelegt, sechs Mann spannten sich vor die Deichsel, vier Mann griffen in die Speichen, und dann zogen sie an. Während der Rest der Kompanie den Rückzug deckte und die Sibirier mit Schnellfeuer empfing, raste dieses menschliche Gespann mit Aufbietung aller Kräfte über die unter Strichfeuer liegende deckungslose Ebene. Es war eine wilde Fahrt querfeldein über den Sturzsacker. Schüsse schlugen ringsum in den gefrorenen Boden, Querschläger surrten hart vorbei, aber das Schicksal war diesen treuen Männern gnädig. Glücklicherweise langten sie mit ihrem Hauptmann auf dem Verbandplatz an. Aber die Wunde war zu schwer. Zwei Tage später schoss die Kompanie, die ihre Treue zu ihrem alten Friedenschef in einzigartiger Weise zum Ausdruck gebracht hatte, die Ehrensalve über dem Grabe ihres Hauptmanns. —

Nicht minder ergreifende Szenen spielten sich an diesem schweren Kampftag der 38. Division bei dem Erfurter Inf.-Regt. 71 ab. Sptm. Schlottmann, der Chef der 10./71, war tödlich verwundet worden. Als mehrere Musketiere herbeieilten, um ihren Führer aus der Feuerzone zu schaffen, winkte der Hauptmann ab: „Laßt mich! Ich will bei euch in der Schützenglinie sterben!“ — Dieser Hauptmann hatte — den Tod vor Augen — keinen anderen Wunsch, als seine letzte Stunde inmitten seiner treuen Mannschaft, seinen alten Kampfgefährten von Belgien, Ostpreußen und Südpolen zu verbringen und die Feuerkommandos seiner Zugführer, die Rufe der Entfernungsschäger, das Peitschen der Schüsse und das Zirpen der feindlichen Geschosse als letzten und schönsten Abschiedsgruß eines Soldatenlebens hinzunehmen, das sich erfüllt hatte.



Die soldatische Kameradschaft vor dem Feinde hat Bilder hervorgezaubert, die wert wären, in Erz gegossen zu werden.



Auf dem Vormarsch in Rußland 1915 waren an einem heißen Kampftage des hannoverschen Armeekorps im Abschnitt des braunschweigischen Inf. Regts. 92 Angriff und Gegenangriff aufeinandergeprallt. Auf nahe Schußentfernung lagen die Braunschweiger in dürftigen, schnell ausgekragten Schützenlöchern vor einer russischen Feldstellung fest.

Uffz. Lütjens, ein stiller, zäher Seidebauer, hörte von seinem Schützenloch aus ein leises Stöhnen im Vorgelände. Hin und wieder glaubte er deutlich den Ruf „Kamerad“ zu hören. Vorsichtig beobachtete der Unteroffizier das Vorgelände und sah, halb verdeckt, den Bataillons-Adjutanten, Lt. Schmidt, in einer Blutlache liegen. Ohne sich zu besinnen kroch Lütjens aus seinem Schützenloch heraus; aber so vorsichtig er sich auch an den Schwerverwundeten heranpirschte, der Feind hatte ihn in dem fast deckungslosen Gelände entdeckt und eröffnete Punktfeuer.

Ein Zurückfrischen mit dem Schwerverwundeten war ausgeschlossen. Es hätte auf dem feindwärts abfallenden Gang den sicheren Tod bedeutet. Nur Tollkühnheit konnte hier noch Rettung bringen. So hob der bärenstarke Unteroffizier den Verwundeten hoch, nahm ihn in seine Arme und schleppte ihn aufrecht gehend zurück. Bis hart vor sein Schützenloch gelangte Lütjens noch, dann trafen ihn gleichzeitig mehrere Schüsse. Seine wunde Last nicht loslassend, taumelte Lütjens noch einige Schritte mit äußerster Kraftanstrengung vorwärts und sank in seinem Schützenloch zusammen. Hier fanden ihn seine Kameraden bewußtlos, die Arme fest um den toten Offizier gepreßt, dessen Leben ein Kopfschuß beendet hatte. Ein Bild soldatischer Treue, das keine Zeit verweisen kann. —

Wenn ein in Not und Gefahr erprobter Führer in Gefahr war, dann fragte der deutsche Soldat nicht nach der Zahl der Opfer, die seine Rettung kostete. Es war im August 1917, als das brandenburgische Inf. Regt. 48 in schwerer Abwehrschlacht vor Verdun lag. Im Abschnitt der 3. Kompanie hatte das französische Trommelfeuer arg gehaust, vor allem war der von Vfw. Schulz geführte Zug schwer mitgenommen. Die Stollen waren eingequetscht und die Stellung derart zertrümmert, daß die Reste des Zuges ihren Abschnitt räumten und sich scharf zur Mitte der Kompaniestellung heranzogen. Solange das schwere Feuer anhielt, ließ der Komp.-Führer,

Lt. Zippenstiel, den eingetrommelten Zugabschnitt unbesezt und nur durch einige Signalposten sichern. Schwer hatte die Kompanie der Verlust des Vfw. Schulz, eines Kampferprobten alten Soldaten von 1914, getroffen. Trotz aufopfernden Suchens mehrerer Patrouillen war er nicht zu finden und blieb vermißt.

Als am Tage darauf die 3. Kompanie nach Einbruch der Dunkelheit abgelöst werden sollte, forderte der Kompanieführer noch einmal Freiwillige auf, um Schulz zu suchen und, falls er gefallen sein sollte, wenigstens seine Leiche zu bergen. Sofort meldeten sich trotz des immer noch mit unverminderter Gewalt auf der Stellung liegenden Granatfeuers drei Mann, um sich nochmals auf die Suche nach ihrem Zugführer zu begeben. Nach langem Umherirren in den schon vom Nachtdunkel umwobenen, verwüsteten und verschütteten Gräben entdeckten die drei Mann ihren Zugführer schwer verwundet in einem Granattrichter der ehemaligen Vorpostenstellung. In hilflose[m] Zustand hatte der Feldwebel hier 36 Stunden inmitten des tobenden Trommelfeuers aushalten müssen.

Mit großer Spannung, die sich von Viertelstunde zu Viertelstunde steigerte, erwartete der Kompanieführer die Rückkehr der Suchmannschaft. Nach langem Warten traf ein durch Granatsplitter verwundeter Musketier ein und meldete: „Vfw. Schulz ist gefunden. Bei dem Abtransport schlug ein schweres Kaliber unmittelbar neben unserem Trupp ein. Außer mir wurde der zweite Träger verwundet, der dritte war sofort tot. Was aus Vfw. Schulz geworden ist, weiß ich nicht.“ —

Mit den Worten: „Unseren Feldwebel lassen wir nicht im Stich!“ meldeten sich sofort weitere drei Mann, als erster der Gefr. S a n f e - K a l b o w, der lange Zeit einen Druckposten bei der großen Bagage gehabt und diesen freiwillig verlassen hatte, um wieder zu seiner alten Kompanie an die Front zurückzukehren. — Noch war erst kurze Zeit vergangen, als ein blutender Verwundeter mit offenem Ruck, einen zackigen Granatsplitter in der Brust, zurückgetaumelt kam. Er konnte nur das eine Wort „Volltreffer!“ herausstoßen...

Eine ingrimmige Wut, zugleich aber auch ein verbissener Trotz gegen den tückischen Zufall packte die Kompanie. Obwohl die Ablösung unmittelbar bevorstand, und jeder ein-



zelne nach diesen schweren Tagen den Augenblick herbeisehnte, wo er Verdun den Rücken kehren konnte, obwohl sechs Mann bereits ihre Kameradentreue mit dem Tode und mit schweren Wunden besiegelt hatten, erklärte sich auch jetzt ein Trupp entschlossener Musketiere ohne weiteren Befehl sofort bereit, noch einmal den Weg in diesen verwunschenen Zugabschnitt anzutreten und Schulz mit seinen Begleitern tot oder lebendig zu bergen.

Als dieser dritte Trupp an der Stelle anlangte, wo der Volltreffer seine Vorgänger gefaßt hatte, bot sich ihnen ein erschütternder Anblick. Da lagen tot im Graben der Befreite Sanke und der zweite Träger, und unter den Leichen seiner beiden treuen Helfer der wie durch ein Wunder am Leben gebliebene Feldwebel. Er war nach all dem grauenhaften Erleben der letzten 36 Stunden völlig apathisch und hatte jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Diesem dritten Bergungstrupp endlich gelang es, den Feldwebel ohne weitere Verluste aus der Feuerzone herauszubringen, und schon wenige Tage später befand sich Schulz, dem als Schwerverwundeten auf dem Schlachtfelde nichts erspart geblieben war, auf dem Wege nach Deutschland. — Auch diese Episode stellt nur einen winzigen Ausschnitt aus einer Abwehrschlacht dar, aber sie mag dem Soldaten, der den Großkampf im Westen nur vom Hörensagen her kennt, einen Eindruck vermitteln, was es bedeutete, vor Verdun Verwundete zu bergen, und welche innere Stärke hier die Erfüllung einfachster Kameradschaftspflicht erforderte.



Nur in einem Heere, in welchem die Schicksalsgemeinschaft zwischen Führung und Truppe, zwischen Offizier, Unteroffizier und Mann lebendiges Erbgut war, in dessen Reihen jeder einzelne Mann das Bewußtsein in sich trug: Dein Offizier und Unteroffizier wird dich niemals in Not und Gefahr verlassen; sie sind deine treuesten Kameraden! — konnte diese Aufopferung des einfachen Soldaten für seine Vorgesetzten eine Selbstverständlichkeit sein.

Aus Führerverantwortung und Kameradschaft war die Haltung jener Bataillonskommandeure und Kompanieführer geboren, die sich trotz ihrer schweren Wunden weigerten,

ihre Truppe zu verlassen. Nicht anders handelten deutsche Unteroffiziere, wie der Feldwebel *Urndt* vom Res. Inf.-Regt. 36, der in der Marneschlacht 1914 trotz fünf Verwundungen die Führung seines Zuges nicht aus der Hand gab, oder *Utffz. Ellwitz* vom Inf.-Regt. 48 in der Schlacht bei Soissons im Januar 1915, dem beim Angriff ein Geschöß elf Zähne herauschlug, ohne daß er im Sturmloch innehielt. Ein zweiter Treffer in den rechten Arm schlug ihm sein Gewehr aus der Hand. Er packte es mit der Linken und stürmte weiter, und erst als ihn ein dritter und vierter Schuß zu Boden warfen, mußte auch dieser harte Soldat, einer von jenen, die „nicht tot zu kriegen“ waren, den Kampf aufgeben und seine Gruppe allein weiterstürmen lassen.

Auf der gleichen Linie von Führerverantwortung und innigster Kameradschaftlicher Verbundenheit liegt es, wenn der schwerverletzte Stoßtruppführer Lt. *Wiegmann*, dem wir schon zu Beginn unserer Darstellung begegneten, an einem Stock humpelnd seinen Stoßtrupp gegen den Feind führt, und der Pour-le-mérite-Ritter *Sptm. Caspari* vom Regiment „Bremen“, auf seinen Adjutanten gestützt in die Sommeschlacht rückt, von Fieber und Krankheit geschüttelt auf seinem Gefechtsstand ausharrt, schließlich noch während eines englischen Angriffs in die vorderste Linie eilt und hier in hartem Zusammenprall mit den eingedrungenen Briten schwer verwundet wird. Oder greifen wir aus der Fülle von Beispielen den schwerkranken Kompanieführer Lt. *Saenike* († 1917) vom Res. Inf.-Regt. 78 heraus, dem es ein unerträglicher Gedanke war, seine Kompanie zu dem schwersten Sturmangriff, den die Hannoveraner im Mai 1916 vor Verdun durchzuführen hatten, allein antreten zu lassen. Er ging mit 40,6° Fieber in Sturmstellung und erklärte dem Bataillonsarzt, der dies nicht zulassen wollte: „... Den Sturm mache ich auf alle Fälle mit, und wenn ich mich von meiner Kompanie tragen lassen muß.“ —

Ebenso wenig wie diese Offiziere ließ sich der Feldgeistliche des 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiments, Feldkurat Dr. *Blumenschein* aus Kremsmünster, ein echter Sohn der Berge, davon zurückhalten, eine auf verlorenen Posten ziehende Truppe auf ihrem Opfergang zu begleiten. — Es war im Hochgebirgskrieg 1916, in dessen Brennpunkt der Gipfel des Col



di Lana stand. Nach lang anhaltenden, aufreibenden Kämpfen hatten sich in den letzten Augusttagen die Sturmzeichen vermehrt, daß der Italiener zu einem entscheidenden Schlage ausholen würde. Jeden Tag mußte mit der Sprengung des Gipfels und einem überraschenden Angriff gerechnet werden. Trotzdem konnte dieser beherrschende Berg nicht kampflos preisgegeben werden. Sein Verlust hätte für den ganzen Frontabschnitt schwerwiegendste Folgen gehabt. — Als die Kompanie, die das Schicksal berufen hatte, zu diesem Zeitpunkt die abgekämpfte Gipfelbesatzung abzulösen, ihren Aufstieg auf den Berg begann, schloß sich der Feldkurat des Regiments freiwillig diesem Opfergang an. Alle Einwände lehnte er mit den Worten ab: „In diesen Stunden ist mein Platz bei denen, die mich am nötigsten haben.“ —

Einen Tag nach dem Einrücken der Kompanie sprengte der Italiener den Gipfel. Wer von der Besatzung der Sprengung und dem Trommelfeuer entgangen war, fiel dem Angriff der Italiener zum Opfer. Als die Kaiserjäger nach kurzer Atempause zum Gegenangriff schritten, fanden sie inmitten ihrer gefallenen Kameraden den tapferen Feldkurat tot auf, das Kreuz in den erkalteten Händen haltend. Er hatte die Kameradschaft des Feldpredigers zur fechtenden Truppe mit seinem Blute besiegelt. —

Wenn am Schluß dieses Abschnitts das grauenhafte Erleben der Besatzung des forts Douaumont am 23. Oktober 1916 nachgerufen wird, so nur, um zu zeigen, daß selbst in dem in Brand geschossenen und unter den Einschlägen schwerster Mörser zerbröckelnden Fort die kameradschaftliche Bindung sich stärker erwies als alle zersetzenden Einflüsse dieser Stunden, die zweifellos zu dem schwersten gehören, was Soldaten jemals auszuhalten hatten.

Fünf Tage bereits hatte das Fort unter planmäßigem Zerstörungsfeuer gelegen, als sich am 23. Oktober Schlag auf Schlag das Verhängnis vollziehen sollte. Mörsergranaten schwersten Kalibers, die der Franzose hier zum erstenmal benutzte, durchschlugen Panzerschutz und Betonmauern, wühlten sich tief in den Leib des Forts, zertrümmerten Kasematten und begruben die Besatzungen unter den Gesteinsbrocken. Die Deckengewölbe des oberen Gefechtganges stürzten ein. Ein verhängnisvoller Treffer setzte das Infanteriemunitionslager in Brand. Auch im Pionierdepot, in unmittel-

barer Nähe des Sandgranatenlagers, flammte es auf. Mit ungeheurer Schnelligkeit breitete sich das Feuer aus und füllte alle Gänge mit erstickenden Rauchschwaden. Die etwa noch 200 Mann starke Besatzung — hauptsächlich Mannschaften des Schleswiger Inf. Regts. 84 und mehrere Abteilungen Pioniere — drängten sich im unteren Gefechtsgang zusammen, der von Brandgasen, Qualm und aufgewirbelten Kalkwolken erfüllt war. Ein weiterer Treffer, der sämtliche Lichtleitungen zerstörte, vollendete das Chaos. Da der Fortkommandant durch den Brand von dem größten Teil der Besatzung abgeschnitten war, übernahm Sptm. Soltau, einer der tapfersten Degen, die das Inf. Regt. 84 in seinen Reihen zählte, den Befehl über alle erreichbaren Teile der Besatzung.

Die anhaltenden Explosionen im Munitionslager, der um sich greifende Brand und der unerträgliche Qualm führten zu einer Panik. In ungeheurer Erregung drängten die in dem unteren Gefechtsgang zusammengepferchten Mannschaften durch das Dunkel den verschütteten Eingängen zu. Sptm. Soltau war es gelungen, sich mit Gewalt aus dem Gedränge zu befreien und eine Bank zu erklettern. Während der von der Masse völlig festgekeilte Lt. Lindelof geistesgegenwärtig seine Taschenlampe aufleuchten ließ und damit wenigstens etwas Helligkeit verbreitete, kommandierte Hauptmann Soltau mit Ausbietung seiner ganzen Stimmkraft: „Achtung! Stillgestanden! Alles hört auf mein Kommando!“ Auch inmitten dieses wilden Getümmels verfehlte die auf dem Kasernenhof erlernte Disziplin nicht ihre wundertätige Wirkung. Wie angewurzelt blieben die Mannschaften stehen, und nach wenigen beruhigenden Worten hatte der Hauptmann seine Leute fest in der Hand. Mit Hilfe einiger Offiziere wurden sogleich verschiedene Abteilungen gebildet, die sich an die dringendsten Lösch- und Aufräumarbeiten machten, um vor allem den dichten Rauchschwaden Abzug zu verschaffen.

Durch das Knattern der explodierenden Infanteriemunition hindurch wurden wiederholt abgerissene Rufe von Verwundeten vernommen. Sptm. Soltau ging die Reihen der erschöpften, durch Rauch- und Gasvergiftung schwer mitgenommenen Besatzung durch: „Freiwillige vor zur Bergung der Verwundeten!“ — Eises Schweigen. Es ist ein Weg



durch Explosionen und Flammen. Wer von diesen hart mitgenommenen Männern sollte noch die Kraft zu dieser Tat finden?

Da trat der Kompanieführer, Lt. L i n d e l o f , vor. Sein Bursche, Gefr. J o h a n n s e n , folgte ihm auf dem Fuße. Und dann gesellte sich diesen beiden ein dritter Freiwilliger zu, ein Mann von einem fremden Regiment, der hier im Fort irgendeinen Sonderauftrag auszuführen hatte. Durch qualmverhangene Gänge, in denen sich das Feuer auf dem Boden fortkriecht, vorbei an hochleuchtenden Flammen und explodierender Munition stoßen die drei Männer bis zur Kommandantur vor, deren Holztreppe auch bereits in Flammen steht. In einer benachbarten Kasematte werden mehrere Schwerverwundete entdeckt. Sie wären verloren gewesen, wenn sich nicht im rechten Augenblick die Ketten eingefunden hätten. Die Verwundeten auf dem Rücken müssen diese drei Männer den gleichen schaurigen Weg zurück, eilen ein zweites und ein drittes Mal in die Kasematte, bis der letzte Verwundete geborgen ist.

Tiefbewegt dankte Sptm. Soltau den tapferen Kettenträgern. Den dritten Mann von dem fremden Regiment aber fragte der Hauptmann: „Weshalb haben Sie sich gerade zu diesem gefährlichen Gang gemeldet?“ — „Das ist Kameradschaft, Herr Hauptmann“, entgegnete der Befragte. Sprach's und verschwand unter den Umstehenden. Der Name dieses Musketiers ist unbekannt geblieben. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens. Auch Sptm. Soltau kann keine Auskunft geben. Er ruht bei Cambrai. Man weiß nur, daß dieser Mann vom Rostocker Res.Regt. 90 stammte. — Die Antwort dieses unbekannten Feldgrauen aber strahlt jene Kraft aus, die sich auch in den bittersten Stunden des Krieges sieghaft durchsetzte: Die Kameradschaft.

## Die Pflichten des deutschen Soldaten

### 7.

Selbstbewußt und doch bescheiden, aufrecht und treu, gottesfürchtig und wahrhaft, verschwiegen und unbestechlich soll der Soldat dem ganzen Volk ein Vorbild männlicher Kraft sein. Nur Leistungen berechtigen zum Stolz.



THE  
JOURNAL  
OF  
THE  
AMERICAN  
MEDICAL ASSOCIATION  
PUBLISHED WEEKLY  
CHICAGO, ILL., U.S.A.  
1914

„Verschwiegen und unbestechlich“ — das ist die Kernforderung, die diese Pflicht dem deutschen Soldaten auferlegt. Der Soldat, der seine Waffen beherrscht und auch von Natur aus mutig ist, ist im Sinne seiner beruflichen Pflichten noch kein vollendeter Soldat, wenn er nicht versteht, seine Zunge im Zaum zu halten. Verschwiegenheit ist für den Soldaten eine nicht minder wichtige Pflicht als der Gehorsam. Sie beide bilden die Grundlage der Manneszucht.

Jeder Soldat muß wissen, daß schon im Frieden eine leichtfertige Unterhaltung auf der Straße oder in der Eisenbahn, ein Wort zuviel am Wirtshaustisch über inneren Dienstbetrieb, Waffentechnik oder besondere Leistungen seiner Truppe bei Felddienstübungen großen Schaden anrichten kann. Der Soldat, der mit seinen Kameraden, seinem Mädchen oder befreundeten Zivilisten über dies und jenes aus seiner Dienstzeit plaudert, ist zumeist des guten Glaubens, daß diese kleinen Einzelheiten, die er erzählt, für das große Ganze bedeutungslos seien. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum! Es gibt, angefangen von der Küche und der Kammer über die Einzelausbildung, den Unterricht und den Schießstand bis zum Manöver, nichts, was den feindlichen Nachrichtendienst nicht brennend interessiert und ihm, aus unzähligen Kleinigkeiten zusammengestellt, wertvolle Aufschlüsse über die Schlagkraft der deutschen Wehrmacht geben könnte.

Wie die feindliche Spionage die oft unscheinbarsten Dinge auszuwerten versteht, zeigt ein Fall aus der Vorkriegszeit. Da befand sich einige Jahre vor dem Weltkriege bei einem Kaisermanöver in Schlesien unter den von allen Seiten herbeigeströmten Zuschauern auch ein französischer Agent. Gemeinsam mit den übrigen Zivilisten kam er mit den Mannschaften einer rastenden Truppe schnell ins Gespräch und erfuhr sehr bald, daß das Regiment aus Reservisten und Landwehr zusammengesetzt war. Voller Stolz erzählten die



Landwehrleute, welche Gewaltmärsche sie in den letzten Tagen hinter sich hatten. Der militärisch geschulte Agent begann aufzuhorchen. Die Marschleistungen dieses Reserve-Regiments interessierten ihn auf das lebhafteste. Er verstand, mit dem Regiment während des Manövers Fühlung zu behalten und konnte feststellen, daß die ganze Division weit über den Durchschnitt mit einberufenen Reservisten und Landwehrmännern aufgefüllt war, und diese älteren Jahrgänge Schulter an Schulter mit der aktiven Mannschaft in diesem Manöver auf ungewöhnlich anstrengenden Märschen eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit abzulegen hatten. Es war für den Agenten ein leichtes, festzustellen, daß die Truppe diese Gewaltmärsche mit nur geringem Ausfall an Marschfranken bewältigte, und schließlich war er Zeuge, wie diese strapazierten Regimente am Schluß des Manövers vor dem Kommandierenden General einen Parademarsch in glänzender Haltung durchführten.

Das Endergebnis war ein eingehender Bericht an den französischen Generalstab, der mit der Feststellung schloß, daß im Ernstfall von den deutschen Reservekorps die gleichen Leistungen zu erwarten seien wie von der aktiven Truppe. So bildete ein harmloses Manövergespräch den Ausgangspunkt für einen äußerst wichtigen militärischen Bericht, der geeignet war, bei der damaligen geringen Einschätzung der Leistungsfähigkeit von Reserve- und Landwehrformationen, dem französischen Generalstab eine völlig neue Grundlage für die Bewertung der deutschen Armee zu beschaffen.

Wenn schon im Frieden jedes Wort zuviel schwerwiegende Folgen haben kann, um wieviel mehr erst im Kriege. Nicht umsonst hingen während des Weltkrieges auf den Straßen, Bahnhöfen, Wartesälen und in jedem Zugabteil die warnenden Plakate: „Soldaten! Vorsicht bei Gesprächen. Feind hört mit!“ — Und es war ganz selbstverständlich, daß die feindliche Spionage ihr Netz besonders eng um die von der Front kommenden Uelauerzüge, die Bahnhöfe, Lazarette und Wirtshäuser in der Nähe von Kasernen spann, wo sich bei einem Glase Bier die Junge am ehesten löste.

Wie leicht war es auch für einen gerissenen Agenten der feindlichen Spionage, an irgendeinen biedereren Frontsoldaten

heranzukommen, der, im D-Zug sitzend, nach langen Monaten schweren Erlebens beglückt und aufgeschlossen die ersten Stunden auf heimatlichem Boden in vollen Zügen genoß. Da sitzt ihm gegenüber ein älterer Herr, der natürlich mit einem Blick die Regimentsnummer auf der Achselflappe erfaßt. 64er ... Das ist, so stellt er schnell in seinem Gedächtnis zusammen, 6. Division, III. Korps, Brandenburg ... Eine Zigarre ist schnell angeboten und natürlich auch gern genommen. Schon spinnt sich ein Gespräch an. „Ich habe auch einen Neffen bei den 64ern“, beginnt der fremde Herr. „Ihr braven Jungs habt ja tolle Zeiten hinter euch“, beginnt er langsam tastend vorzufühlen. — „Ja, Verdun war eine verdamnte Geschichte!“ sagt der Urlauber arglos ... Das Stichwort ist gefallen. Die anderen Fahrgäste sind aufmerksam geworden und rücken näher. Ein Verdunkämpfer ... „Verdun hat viel Blut gekostet“, spinnt der Fremde den Faden weiter. „Und ob“, entgegnet der Urlauber, und die Erinnerung an seine gefallenen Kameraden erregt ihn innerlich und läßt ihn schneller sprechen: „Mit 180 Mann ist meine Kompanie Anfang Mai nach Verdun gegangen, mit knapp 70 Mann sind wir drei Wochen später herausgekommen, kein Offizier mehr, ein Fähnrich führte uns zum Schluß.“ — Es ist im Abteil ganz still geworden. Alles hört dem Urlauber zu. „Schrecklich“, sagt der Fremde, „aber sicher hat Ihre Kompanie besonders arg gelitten.“ — „Nein, das war im ganzen Regiment und in der ganzen Division ziemlich das gleiche. Die 5. Division hat es noch schlimmer gehabt. Ich habe da einen Landsmann bei den Leibgrenadieren, den traf ich zufällig bei dem Abtransport, und er erzählte mir, daß allein auf dem Fort Douaumont ein ganzes Bataillon in die Luft gegangen sei.“ Der Fremde heuchelt ehrliches Mitgefühl. „Nun, hoffentlich haben Sie und Ihre tapferen Kameraden jetzt längere Zeit Ruhe, in der Sie sich erholen können.“ Der Urlauber schnippt verächtlich mit zwei Fingern. „Ruhe — Die gab es nicht. Wir wurden gleich wieder eingesetzt. Es ist ja dort vor Reims weiter nicht schlimm, und viele Verluste gibt es nicht, aber man kommt aus dem Schmutz nicht heraus. Die Sachsen, die wir dort ablösten, sahen in dem Kreideschlamm aus wie die Müllfutsher.“



Der Zug hält. Der fremde Herr steigt aus, nicht ohne vorher dem Feldgrauen alles Gute für seine weitere Kriegsfahrt gewünscht zu haben. Der Heimaturlauber, ein Mann, der draußen treu und brav seine Pflicht tut, ahnt nicht, was er in dieser Stunde angerichtet hat. Wenn er jetzt den Bericht des feindlichen Agenten, der sich unter der Maske dieses freundlichen älteren Herrn an ihn herangepirscht hat, lesen könnte, würde er vor sich selbst einen Schreck bekommen. Da heißt es in dem Bericht an die feindliche Nachrichtenzentrale in harten, nüchternen Ziffern: „Inf. Regt. 64 in dreiwöchigem Einsatz vor Verdun, Mai 1916, Verluste etwa 60—70%. Verluste der ganzen 6. Division etwa in dieser Höhe. Bei der 5. Division — eingesetzt am Fort Douaumont — stellenweise noch höher. Trotzdem keine Ruhezeit. 6. Division zur Zeit an der Champagnefront. Hat hier sächsische Division abgelöst.“ — So hat die feindliche Nachrichtenzentrale wesentliche Anhaltspunkte über die Verluste von zwei deutschen Divisionen an einer Großkampffront erhalten, zugleich Auskunft über sofort erfolgten neuen Einsatz einer dieser Divisionen an anderer Front, der auf stärkste Beanspruchung der deutschen Reserven hindeutet, und schließlich noch Kenntnis von der Ablösung einer sächsischen Division durch die Brandenburger erhalten. Und dies alles auf Grund eines völlig harmlos erscheinenden Gespräches, das ein einfacher Musketier bei einer Zigarre in der Eisenbahn mit einem durchaus unverdächtigen Nachbarn geführt hatte.

Tausende und aber Tausende Gespräche dieser und noch verfänglicherer Art mögen im Laufe des Weltkrieges in Deutschland öffentlich geführt worden sein, und sie bildeten zusammen mit der sorgfältigen Überwachung deutscher Truppenbewegungen im besetzten Gebiet und vor allem mit den rigoros gehandhabten Gefangenenerhören die Grundlage, auf der die feindliche Spionage arbeitete und von hier aus bis in das innerste Gefüge der deutschen Wehrmacht vorzustößen suchte.

Das Gefangenenerhör vor dem Feind ist eines der schwierigsten soldatischen Kapitel, weil hier auf den einsamen, aus dem Kreis seiner Kameraden herausgerissenen Gefangenen plötzlich zahlreiche fremde, entmutigende und

drohende Eindrücke zugleich eindringen. Das richtige Verhalten eines Soldaten bei einem Verhör vor dem Feind ist genau so wichtig wie seine Haltung in der Schlacht. Die Bedeutung dieser Frage für den soldatischen Unterricht schon im Frieden, vor allem aber im Kriege, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Wie es jedem Soldaten in Fleisch und Blut übergehen muß, daß Feigheit vor dem Feinde schimpflich ist, so muß er sich bewußt sein, daß Schwachhaftigkeit beim Gefangenenerhör ein Verbrechen gegen Volk und Vaterland ist, vor allem aber gegen seine nächsten Kameraden, mit denen er bisher Freud und Leid geteilt hat. Jede leichtfertige Aussage, jedes Wort zuviel kostet — das muß sich jeder Soldat einhämmern — Hunderten seiner Kameraden das Leben. Ja, in gewissen Fällen kann die Schwachhaftigkeit eines einzigen Mannes ein sorgfältig gehütetes Geheimnis der Obersten Seeresleitung verraten und damit den siegreichen Ausgang einer Schlacht in Frage stellen. Man mag es vielleicht für übertrieben halten, daß die Aussage eines einfachen Mannes aus der Front derartige Wirkungen haben soll, da sein Blick im allgemeinen nur auf den engsten Umkreis seiner Truppe beschränkt bleibt, und doch beweisen einige von den jetzt folgenden Beispielen aus dem Weltkrieg, welch unabsehbares Unheil hier angerichtet werden kann.

Der Soldat, der das Unglück hat, in Gefangenschaft zu geraten, muß wissen, daß der Kampf damit für ihn nicht beendet ist. Jetzt beginnt für ihn vielmehr der schwerste Kampf: der Kampf zwischen seiner soldatischen Standhaftigkeit und Verschwiegenheit und einem raffinierten feindlichen Aushorchsystem. Dem Feind ist jedes Mittel recht, wenn es gilt, aus einem Gefangenen eine Aussage herauszupressen. Die Methoden, mit denen die feindlichen Offiziere, die die Verhöre leiten, arbeiten, sind sehr unterschiedlich. Der eine arbeitet mit Drohungen, der andere mit schmeichelhaften Bemerkungen über die auch dem Feind bekannte Tapferkeit des Regiments, dem der Gefangene angehört, in der Erwartung, ihn hierdurch gesprächig zu machen. Die feindlichen Dolmetscheroffiziere lesen dem Gefangenen Schriftstücke vor, aus denen scheinbar eine haargenaue Kenntnis der deutschen Stellungen und ihrer Besatzungen



hervorgeht, womit sie dem Gefangenen begreiflich machen wollen, daß sie im Grunde schon alles wüßten, er also mit seiner Aussage keinen Verrat üben würde. Wenn der Gefangene gemeinsam mit mehreren Kameraden in Feindeshand gefallen ist, so wird dem standhaften Mann die echte oder gefälschte Aussage irgendeines Mitgefangenen vorgehalten, und wenn sich der Gefangene auch dann noch standhaft weigert, so läßt der verhörende Offizier duftendes Essen auffahren und sagt dem ausgehungerten Gefangenen: „Siehst du, dein ‚verständiger‘ Kamerad hat es sich bereits schmecken lassen. Du kannst gutes Essen und Trinken haben, soviel du willst, aber erst beantworte unsere Fragen.“ Das sind einige Beispiele für die Methoden des Kriegsgefangenenverhörs, wie sie in besonders rigoroser Weise der Franzose anzuwenden pflegte.

Wenn ein pflichttreuer Soldat als Gefangener schlicht und einfach erklärt: „Ich verweigere jede Aussage!“, so kann ihm nichts geschehen; und sollte ein feindlicher Offizier ihm drohen: „Wenn du nicht ausagst, wirst du erschossen!“, so ist das eine leere Drohung, denn der feindliche Offizier weiß nur zu gut, daß auch hinter dem Gefangenen noch die Macht seines Landes steht, das jedes Verbrechen an seinen Kriegsgefangenen mit schärfsten Vergeltungsmaßnahmen beantworten würde.

Auch die Hungerpeitsche wird keinen pflichtbewußten Kriegsgefangenen wankend machen. Wenn ein Soldat Tage und Nächte hindurch in schwerstem Feuer seinen Mann gestanden hat, wenn er ohne mit der Wimper zu zucken feindliche Panzer bekämpft und sich in erbitterten Gefechten mit der feindlichen Infanterie herumgeschlagen und seit Tagen keine Verpflegung mehr erhalten hat, dann wird er hier — gewissermaßen auf Vorposten im feindlichen Lager — auch noch einige Stunden den nagenden Hunger unterdrücken können. Und wenn er merkt, daß er schwach zu werden droht, dann soll er an seine Vorgesetzten und an seine Kameraden denken. Was würden sein Hauptmann, sein Leutnant, sein alter Rekrutenunteroffizier und die Kameraden seiner Gruppe sagen, wenn sie jetzt Zeugen seines „Schlappmachens“ wären und mit anhörten, wie er sie jetzt durch seine Aussagen samt und sonders verriet.

Diese Gedanken an Vorgesetzte und Kameraden, mit denen er Schulter an Schulter in Not und Tod treu zusammengestanden hat, wird jedem aufrechten Soldaten als Kriegsgefangenen neue Kraft geben und ihn gegen alle Versuchungen gefest machen.



Standhaft und verschlossen verhielt sich Vfw. Backhaus vom Goslarer Res.-Jäger-Batl. 10, der in der Nacht vor dem Sturm des Alpenkorps auf den Kamm im April 1918 durch einen unglücklichen Zufall in Gefangenschaft geriet. Backhaus, ein alter erprobter Feldsoldat, der sich bereits 1917 im italienischen Feldzug das E. K. I. verdient hatte, war von seinem Kompanieführer beauftragt worden, die Sturmausgangsstellung seiner Kompanie zu erkunden, die hart am Feinde lag. Bei der Rückkehr verirrte sich der Feldwebel in dem dichten Nebel und lief — da hier die Front nicht geschlossen war — einer französischen Feldwache in die Arme. Er wurde sofort nach seiner Gefangennahme ins Stabsquartier der 28. französischen Division, deren Regimente auf dem Kamm eingesetzt waren, zum Verhör geführt.

Backhaus' Aussage auf die Frage des französischen Generalstabsoffiziers war kurz: „Ich habe mich im Nebel verloren und weiter weiß ich nichts.“ Jetzt wollte der feindliche Offizier erfahren, welche Truppen rechts und links von den Jägern lägen, ob der Deutsche starke Artillerie aufgeföhren hätte und ob die Front tief gestaffelt sei. „Das weiß ich nicht“, entgegnete der Gefangene. — Da der französische Offizier auf diese Art nicht weiterkam, versuchte er jetzt, den deutschen Feldwebel durch höhnische Bemerkungen zu reizen und ihn dadurch gesprächig zu machen. „So unwissend, wie Sie sich stellen, kann kein Feldwebel sein. Einen so dummen Zugführer wie Sie habe ich in meiner Praxis noch nicht kennengelernt.“ — Aber Backhaus ging dem Gegner nicht auf den Leim. „Ich bin kein Berufssoldat“, entgegnete er kühl, „ich bin Kaufmann von Beruf und wurde erst im Kriege befördert. Die aktiven Unteroffiziere, die 12jährig gedienten Zugführer, sind sicher schlauer als ich.“



Nun wollte der vernehmende Offizier die Namen der Kommandeure und die letzten Kriegsschauplätze und Gefechte des Alpenkorps wissen. Als der Feldwebel auch hier keine Auskunft gab und erklärte, er sei erst kurze Zeit bei dieser Truppe, sagte der Franzose: „Ich werde Ihren Gedanken etwas nachhelfen“, ließ sich ein Buch bringen und las nun dem Feldwebel die Namen sämtlicher Kommandeure und die gesamte Schlachten- und Gefechtsliste des Alpenkorps vor.

Darauf wollte der französische Generalstabsoffizier mit Gewalt wissen, wann der Angriff des Alpenkorps beginnen sollte. „Das weiß ich nicht“, antwortete Vfw. Bachhaus. „Mir ist von einem Angriff nichts bekannt. Wir an der Front erfahren nie etwas davon. Ganz plötzlich kommt der Befehl: ‚Umhängen!‘, und dann geht es los.“ — Der Franzose sah ihn einen Augenblick scharf an, dann entgegnete er trocken: „Wo das Alpenkorps eingesetzt ist, wird innerhalb 24 Stunden gestürmt!“ —

Nach diesem Verhör wurde Vfw. Bachhaus zum General-Kommando abtransportiert. Am nächsten Tage, als das Verhör fortgesetzt werden sollte, war der Kesselberg in glänzendem Ansturm bereits vom Alpenkorps genommen. Die Besatzung des Berges, die 28. französische Division, bestand nicht mehr. Als Bachhaus vorgeführt wurde, trat der Dolmetscher, der bereits am Tage zuvor bei der Vernehmung zugegen gewesen war, an den Feldwebel heran und schrie ihm zu: „Sie haben es gewußt, daß gestürmt wurde, Sie haben es bestimmt gewußt! Das werden Sie büßen!“ — Bachhaus blieb jedoch bei seiner Aussage. Darauf mischte sich ein englischer Offizier ein, der fließend Deutsch sprach und den Feldwebel sehr höflich ersuchte, etwas über die Zustände in Deutschland, besonders etwas über die Ernährungslage zu erzählen. Ihm erklärte Bachhaus folgendes: „Wenn Sie etwa glauben, uns durch Hunger niederzuzwingen, dann irren Sie sich. Die Großstädte in Deutschland leiden wohl etwas, aber die Kleinstädte und das flache Land spüren die Blockade nicht. Sehen Sie, ich stamme aus einer Kleinstadt ganz nahe bei Hamburg, und meine Familie hat noch jedes Jahr zwei Schweine schlachten können.“ Der britische Offizier war überrascht. „Unglaublich!“, murmelte er mehrmals. „Das ist ja toll!“ — Mit einer solchen einfachen, klaren und

überzeugenden Aussage hat sich der gefangene Feldwebel gerade in einer Zeit — April 1918 —, in der der Feind auf Grund der vielen bei deutschen Gefangenen vorgefundenen Klagebriefe aus der Heimat seine ganze Hoffnung auf den schließlichen Erfolg der Hungerblockade setzte, ein besonderes Verdienst erworben. —

Auch nach der Beendigung der Verhöre und der Einlieferung ins Gefangenenlager darf die Wachsamkeit eines Kriegsgefangenen nicht nachlassen. Er muß sich nach wie vor mit Mißtrauen panzern. So schwer es ihm auch fallen mag, so muß er sich auch in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft vor allzu auffälligen Anbiederungsversuchen von „Kameraden“ in acht nehmen, denn oft steckte unter der feldgrauen Uniform ein feindlicher Agent, der hier, wo die deutschen Gefangenen unter sich zu sein glaubten, ein reiches Arbeitsfeld für seine Spionagetätigkeit zu finden hoffte. Manch ein braver Feldgrauer, der bei den Verhören standhaft geblieben war, hat hier, ohne es zu wissen, in seiner Vertrauensseligkeit dem Feind wichtiges Material geliefert.

In den meisten Fällen wird allerdings der gesunde soldatische Instinkt den Kriegsgefangenen vor diesen Elementen schützen, zumal wenn sie sich, wie es meist geschah, in allzu plumper und aufdringlicher Weise zu nähern suchten.

Da hatte im Sommer 1918 eine Patrouille des Inf.-Regts. 452 unter Führung des vielerprobten Ofw. Thiel das Unglück, beim Durchschneiden des britischen Drahtverhaues überrumpelt und gefangengenommen zu werden. Mit welcher Sarnäckigkeit der Engländer, der damals, im Juli 1918, mit einer neuen deutschen Offensive rechnen mußte, aus den Gefangenen Aussagen herauszuholen versuchte, schildert anschaulich der gefangene Stoßtruppführer, dessen Bericht hier folgt:

„Zuerst eröffneten mir die englischen Offiziere, daß ich als Zugführer ja über alle Kampfhandlungen unterrichtet sein müßte, und daß sie im allgemeinen über unsere Maßnahmen im Bilde seien und von mir nur einige Erklärungen wünschten, die mit meiner soldatischen Ehre durchaus in Einklang zu bringen seien. Hierauf wurde mir eine Generalstabskarte vorgelegt, wo die deutschen und englischen Linien eingezeichnet waren und durch einen



roten Punkt die Stelle gekennzeichnet war, an der ich in Gefangenschaft geriet. Hierauf fragte mich ein englischer Offizier, ob dieser Punkt mit der tatsächlichen Stelle übereinstimme. Ich erwiderte hierauf, daß ich eine präzise Antwort hierauf nicht geben könnte, weil ich mich scheinbar bei der Ablösung verlaufen hätte und das Gelände mir so gut wie unbekannt war. Danach wurden mir fliegeraufnahmen vom Bahndamm und allen Stellungen vom Regiment vorgelegt. Ich erklärte hierzu, daß es im deutschen Geere nicht üblich sei, fliegeraufnahmen in die vorderste Linie zu bringen und daß ich derartige Aufnahmen noch nie gesehen hätte und mir davon auch kein Bild zu machen verstünde. Darauf erfolgte eine kurze Unterhaltung zwischen den anwesenden englischen Offizieren, und ich wurde wieder abgeführt. Die ganze Vernehmung hatte etwa eine Stunde gedauert.

Am nächsten Tage wurde ich schon frühmorgens gegen 6 Uhr zum Verhör vorgeführt. Nach der allgemeinen Einleitung wurde mir erklärt — nachdem man mir zu meiner größten Überraschung alles das mitgeteilt hatte, was sich in letzter Zeit beim Regiment abgespielt hatte —, daß ich eigentlich nichts mehr zu verheimlichen hätte und meine eventuellen Aussagen die deutsche Armee nicht mehr schädigen könnten, weil sie doch bereits in der Auflösung begriffen sei. Darauf antwortete ich, wenn dieses schon zuträfe, dann erübrigte sich ohne weiteres jede Aussage. Weiter wurde verlangt, daß ich den Stand unserer schweren Minenwerfer bekanntgeben und einzelne Stellungen verraten sollte. Als ich dieses alles abgelehnt und darauf hingewiesen hatte, daß es im deutschen Geere nicht üblich sei, englische Gefangene zu Aussagen zu zwingen, verweigerte ich auf alle Fragen, die an mich gerichtet wurden, die Antwort.

Ich wurde daraufhin sofort abgeführt. Abends wurde meine Zellentür geöffnet und ein Vizefeldwebel von einer Minenwerfer-Kompanie bei mir einquartiert. Ich war froh, daß ich Gesellschaft hatte, und wir begannen zu plaudern. Nach den ersten gegenseitigen Fragen über die Gefangennahme bot mir der Vizefeldwebel seine Feldflasche an, in der er einen guten Korn hatte. Das

machte mich stutzig, da es nicht üblich war, daß man Gefangenen die Feldflasche ließ. Ich wurde mißtrauisch und sollte mit meiner Vorsicht recht behalten. Als der 'Kamerad' mich auszufragen begann und in mich drang, dem starken Schnaps zuzusprechen, wußte ich, was hier gespielt wurde. Unter dem Vorwand, ich sei müde, legte ich mich auf meine Pritsche und versuchte zu schlafen. Nach kurzer Zeit wurde mein sauberer Zellengenosse abgeholt ..."

Welch einen nachhaltigen Eindruck Standhaftigkeit und gesundes soldatisches Selbstbewußtsein von Gefangenen auf den Gegner machten, zeigt der Bericht des britischen Dolmetscheroffiziers Lt. Edward Sanders, der 1926 in der „Morning Post“ erschien. Dieser englische Offizier hatte etwa 50 gefangene Gardisten vom Potsdamer Lehr-Inf.-Regt. und vom Garde-Füsilier-Regt. zu vernehmen, die im Juli 1916 in den ersten Wochen der Sommeschlacht gefangen genommen wurden.

Diese Regimenter standen damals am Nordflügel der Sommesfront im Brennpunkt der Schlacht und wurden in dem rasenden Trommelfeuer sowie bei der heroischen Abwehr zahlreicher Massenangriffe vollständig aufgerieben. Die Gefangenen waren dementsprechend völlig abgekämpft und zermürbt. Und trotzdem bewahrten sie eine tadellose soldatische Haltung. Über seine damaligen Eindrücke berichtete der englische Offizier. „Ich ließ mir die Gefangenen einzeln vorführen. Ihre Uniformen waren zeretzt und mit Lehm überkrustet. Ihre Gesichter waren abgezehrt, und in den Augen dieser Männer stand noch das Erleben der vergangenen Tage. Nichtsdestoweniger machten all diese Soldaten, unter denen sich auch eine Anzahl Verwundeter befand, einen gefaßten und sicheren Eindruck. Sie waren bei der Vernehmung sehr verschlossen, und sie wurden nur gesprächiger, wenn ich auf unsere erdrückende Übermacht und ihre nicht abzuwendende Niederlage zu sprechen kam. Da wurden sie sogar kühn. Ein junger Student aus Spandau, im Range eines Unteroffiziers, erklärte mir herausfordernd: Bilden Sie sich nur nichts auf unsere Gefangennahme ein. Sie haben diese nur Ihrer Artilleriewirkung zu verdanken. Gätten uns Ihre schweren Granaten nicht die



Stollen eingeschossen und verschüttet, dann hätten Ihre Kitchener-Soldaten uns nicht lebendig bekommen!' Ein baumlanger Gefreiter, der mit beiden Eisernen Kreuzen dekoriert und durch einen Armschuß verwundet war, besaß sogar die Stirn, mir ins Gesicht zu sagen: 'Mit Ihrer Infanterie werden wir immer noch fertig. Wenn Ihre Artillerie nicht vorher alles kurz und klein schlagen würde, wären Ihre Sturmtruppen keinen Schritt vorwärts gekommen.' — Ich muß gestehen, daß ich von dieser Haltung aufs äußerste verblüfft war. Wir gaben uns damals der Hoffnung hin, daß wir die Deutschen unter Stahl und Eisen begraben und ihre Kampfmoral durch unser Trommelfeuer zerbrechen würden. Statt dessen aber fand ich hier solche trotzigen, stolzen Burschen vor. — Wenn ich auch im Verlauf der Sommeschlacht bei der Vernehmung von vielen Hunderten von Gefangenen eine ganze Anzahl völlig erledigter und zusammengebrochener Menschen antraf, so bekam ich doch von fast allen Gefangenen den ewig wiederkehrenden Satz zu hören: 'Durch kommen Sie nicht!', womit die 'frizhe' leider recht behalten sollten." — Die Erinnerung dieses englischen Dolmetscheroffiziers ist ein eindringlicher Beweis, wie auch der gefangene Soldat durch straffe, selbstbewusste Haltung seinem Lande noch große Dienste erweisen kann. —



Von allen unseren Gegnern im Weltkrieg ging der Franzose bei dem Erpressen von Gefangenen ausagen am skrupellosesten vor. Er scheute auch in einzelnen Fällen nicht vor verwerflichen Methoden zurück. Diese bittere Erfahrung mußte Lt. Gr a b b e, Kompanieführer der 2. M.G.K. des Res.Inf.Regts. 73, machen. Lt. Grabbe war mit den Überlebenden von zwei Gewehrbedienungen am 16. April 1917, dem Tage des französischen Generalangriffs, in der Aisne-Champagneschlacht, in Gefangenschaft geraten. Den Feind längst schon im Rücken, hatten die braven hannoverschen M.G.-Schützen unter ihrem entschlossenen Führer nach allen Seiten gefeuert und dem Franzosen empfindliche Verluste beigebracht, bis feindliche Stoßtrupps sie von rückwärts her anfielen und überwältigten.

Auf dem Rücktransport wurde Lt. Grabbe plötzlich von den übrigen Gefangenen getrennt und von einem Sergeanten in einen Unterstand geführt. Der Leutnant konnte sich diese Maßnahme zuerst nicht erklären, jedoch schwante ihm nichts Gutes, denn seine geschickt aufgestellten Maschinengewehre hatten zu Beginn des Angriffs mehrere französische Sturmwellen restlos zusammengeschossen. In dem Unterstand befanden sich mehrere Offiziere, unter denen dem Gefangenen sogleich ein französischer Oberst mit einem ausgesprochen brutalen Gesicht auffiel. Der Oberst trat sofort auf den deutschen Leutnant zu und sagte zu ihm auf französisch: „Sie sind Lt. Grabbe, der Chef der M.G.K. in diesem Abschnitt.“ — Die Anrede mit Namen — ein Fall, der nicht selten war und von einem geradezu unheimlich gut funktionierenden Spionagesystem der Entente im Weltkrieg zeugte — wirkte im ersten Augenblick auf Lt. Grabbe völlig verblüffend. Die französischen Offiziere flüsterten jetzt mit dem Sergeanten, der das Verhör verdolmetschte. Der Oberst winkte Lt. Grabbe an einen Tisch heran, auf dem eine Karte mit den deutschen Stellungen ausgebreitet war. Der Sergeant trat vor, zog seinen Revolver, setzte ihn dem Gefangenen an die Schläfe und sagte auf Deutsch: „Der Herr Oberst kann nicht weiter wegen der deutschen Maschinengewehre. Zeichnen Sie Ihre M.G.-Stände auf dieser Karte ein!“ —

Lt. Grabbe — ein Kriegsfreiwilliger von 1914 — stand seit mehreren Jahren an der Front. Er war bereits zweimal verwundet und hatte sich in schweren Kämpfen stets als ein Kaltblütiger Offizier bewährt, aber dies hier hatte nichts mehr mit ehrlichem Kampf, nichts mehr mit Krieg zu tun. Das, was man hier mit ihm vorhatte, war Mord.

Lt. Grabbe gibt freimütig zu, daß ihn einen Augenblick Todesfurcht gepackt hatte. Aber sofort hatte er die Schwächeanwandlung überwunden. „Ich weiß es nicht, und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen!“ erklärte er kalt. — „Erschießen!“ befahl der Oberst brutal. Der deutsche Leutnant wurde von den französischen Offizieren aus dem Unterstand ins Freie geführt, wo eine Art Stabswache bereitstand. Ein Mann band ihm ein Tuch vor die Augen und stellte ihn mit dem Rücken gegen eine Schulterwehr. Der Leutnant hatte



mit dem Leben abgeschlossen. Er hatte in diesem schrecklichen Augenblick nur den einen Wunsch, daß das Ende so schnell wie möglich eintreten möge. Er hörte ein französisches Kommando, dann vernahm er wieder, wie die Offiziere untereinander flüsterten, worauf ihm das Tuch von den Augen genommen und er nochmals gefragt wurde, ob er jetzt die geforderten Auskünfte geben wolle. Standhaft entgegnete der Leutnant: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber machen Sie schnell. Ich sage nichts!“ —

Schließlich gaben die Franzosen ihre Versuche auf. Lt. Grabbe wurde gezwungen, mit dem Regimentsstab nach vorn in die Feuerzone zu gehen. Mit grimmiger Genugtuung stellte er fest, daß die französische Offensive sich nach allem, was er sah, bereits in den ersten deutschen Kampflinien völlig festgelaufen hatte. Diese beglückende Feststellung gab ihm schnell seine alte Frische zurück. Er weigerte sich entschieden, den Franzosen weiter in die Feuerzone zu folgen, erhob in schärfster Form gegen die willkürliche und völkerrechtswidrige Behandlung, der er ausgesetzt war, Einspruch und erreichte, daß der französische Oberst ihn mit einem zynischen „Boche retour“ zurückschickte. Ein Pflaster auf die soeben durchlebten bitteren Augenblicke war für den tapferen Offizier die Gewißheit, daß der harte Widerstand seiner M.G.K. das seine dazu beigetragen hatte, die mit überschwenglichen Hoffnungen begonnene feindliche Offensive in eine schwere Niederlage zu verwandeln.

Lt. Grabbe, der hier die schwerste Probe seines Lebens mannhaft bestanden hatte, hat diesen kaum glaublichen Vorgang sofort schriftlich im Gefangenenlager niedergelegt und den Bericht noch während des Krieges durch einen ausgetauschten deutschen Kolonialoffizier nach Deutschland bringen lassen. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hat er zwecks Aufstellung einer deutschen Liste über Kriegsverbrechen der Entente diesen Vorgang nochmals vor einem deutschen Gericht unter Eid zu Protokoll gegeben.



Welche unabsehbaren Folgen die Schwachhaftigkeit eines Gefangenen nach sich ziehen kann, beweist ein beschämender

Vorgang, der sich unmittelbar vor Beginn der deutschen Maioffensive 1918 am Chemin des Dames abgespielt hat. Die Oberste Seeresleitung hatte sich nach den beiden siegreichen Offensiven an der englischen Front entschlossen, einen großangelegten Ablenkungsstoß gegen den Franzosen zu führen, um die Fochschen Seeresreserven von der flandrischen Front, gegen die der Entscheidungsschlag geführt werden sollte, abzuziehen. Die Wahl für diesen Ablenkungsstoß fiel auf die französische Kampffront am Chemin des Dames. Es war ein kühner Entschluß, gerade diesen besonders starken und durch natürliche Hindernisse aller Art geschützten Abschnitt anzugreifen. Der Deutsche lag hier in der Sumpfniederung des Millettetales, die französischen Linien zogen sich über den mächtigen Höhenrücken des Chemin des Dames. Von hier aus schweifte der Blick der feindlichen Beobachter bis nach Laon. Die befestigten Bergkuppen, die verdrahteten Schluchten und die gewaltigen von der Natur geschaffenen Höhlen, die ganzen Bataillonen Deckung gewährten, stellten den Angreifer vor ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten. Aber gerade diese Schwierigkeiten ließen erhoffen, daß der Franzose den Ansturm der Deutschen überall, nur nicht an dieser Front erwartete. Diese Annahme sollte sich voll und ganz bestätigen. Selbst der überaus vorsichtige französische Oberbefehlshaber Pétain, der überall Gefahren witterte, hielt diese Front für vollkommen gesichert.

Sollte daher der deutsche Angriff gegen diesen mächtigsten Stellungsblock an der Westfront nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt sein, so war strengste Geheimhaltung die Voraussetzung. Wenn es im Vergleich mit den mustergültigen Vorbereitungen zu der „Großen Schlacht in Frankreich“ im März 1918 überhaupt noch eine Steigerung in der Geheimhaltung gab, dann war sie hier zu finden. Es waren auch genug bedrohliche Anzeichen dafür vorhanden, daß der feindliche Spionagedienst alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um die Pläne der deutschen Seeresleitung rechtzeitig aufzudecken. So wurden verschiedentlich dicht hinter der zum Angriff vorgesehenen Front in noch bewohnten Dörfern von französischen Fliegern ausgesetzte Briefftauben gefunden, die genaue Anweisungen mit sich



führten, wie die französische Zivilbevölkerung dieses Nachrichtenmittel auszunutzen hatte und welche Angaben der französischen Seeresleitung besonders erwünscht waren. Zugleich mußte mit dem verstärkten Auftreten feindlicher Spione gerechnet werden, die sich in deutschen Uniformen in das Aufmarschgebiet einzuschleichen suchten. Es kennzeichnet die ausgezeichnete Arbeit der deutschen Spionageabwehr, daß es trotz raffiniertester Methoden der französischen Agenten möglich war, alle diese dunklen Machenschaften zu durchkreuzen. Die scharfe Überwachung des Fernsprechverkehrs, Paß- und Bahnkontrollen sowie überraschende Hausdurchsuchungen ergaben manchen guten Fang. Aus den französischen Quellen wissen wir, daß es der feindlichen Spionage tatsächlich nicht gelungen war, die deutschen Offensivvorbereitungen am Chemin des Dames trotz ihres gewaltigen Umfangs zu entschleiern.

Nicht minder sorgfältig waren die deutschen Maßnahmen, um die französische Aufklärung an der Front zu täuschen. Um jedes Geräusch zu vermeiden, hatten die in die Feuerstellungen einrückenden Batterien die Räder eines jeden Fahrzeuges mit Holzwolle, die Ketten und die übrigen Eisenteile mit Stroh, die Hufe der Pferde mit Lappen umwickelt. Das unvermeidliche Rattern und Dröhnen der schweren und schwersten Geschütze wurde durch gleichzeitige Abgabe von Störungsfeuer übertönt. Infanteriekolonnen, die beim Anmarsch in deckungslosem Gelände von feindlichen Beobachtungsfliegern überrascht wurden, hatten sofort Kehrtzu machen und statt ihres Anmarsches einen Abmarsch von der Front vorzutäuschen. Soweit durchführbar, marschierte die Infanterie von den Ausladebahnhöfen nur des Nachts. Die verräterischen Achselklappen, Garde- und Grenadierlizen wurden überdeckt. Durch Bivakieren im freien und Massenquartiere in leeren Häusern wurde das Zusammen treffen mit der Zivilbevölkerung möglichst vermieden. Unermüdlich wurde der Truppe strengste Sprechdisziplin und unbedingte Schweigepflicht eingehämmert. Zu gleicher Zeit begann es an den übrigen Fronten plötzlich lebendig zu werden. Überraschende Feuerüberfälle, lebhafte Bewegung hinter der Front und Abtransport von Einwohnern ganzer Dörfer täuschten vor Verdun und bei Arras stärkere Trup-

penansammlungen und unmittelbar bevorstehende deutsche Angriffe vor. So war in der zweiten Maihälfte die Nervosität der Gegner auf das äußerste gestiegen. —

Die Nacht vom 25./26. Mai ist angebrochen, nur noch 24 Stunden und 5000 deutsche Geschütze werden zwischen Soissons und Reims eine Riesensackel auslodern lassen. Die 7. deutsche Armee unter Generaloberst v. Boehn liegt bereit, um sich mit einem mächtigen Sprung auf die französischen Bergstellungen zu stürzen und — fast erscheint es wie ein Wunder — keine 300 m entfernt, nur getrennt durch das Niemandsland und ein Gewirr rostigen Stacheldrahts, liegt ahnungslos die 6. französische Armee und träumt in die Mainacht hinein. Nur noch 24 Stunden ... und in dieser kurzen Zeitspanne, gewissermaßen im letzten Augenblick, sollten ein verräterisches Subjekt und ein charakterloser Mann den Franzosen die Augen öffnen.

In dieser Nacht war es französischen Stoßtrupps gelungen, an zwei Stellen in die deutschen Gräben einzubrechen und je einen Gefangenen zu machen. Der eine Gefangene war ein Mann vom Jäger-Batl. 13, der andere ein Vizefeldwebel vom Res.-Jäger-Batl. 26. Beide Gefangenen wurden sofort vernommen. Mit den Aussagen des Jägers brauchen wir uns an dieser Stelle nicht näher zu befassen. Er war ein Schurke, der freiwillig aussagte, daß am nächsten Morgen ein großer Angriff stattfinden würde, Gefechtsrationen, 150 Patronen je Mann und Handgranaten bereits empfangen seien. Außerdem gab er an, daß neben seinem Bataillon Gardetruppen in die Front eingerückt wären.

Schwieriger lag der Fall bei dem Feldwebel. Er war kein Verräter wie der Jäger, aber er war ein Schwäger, und das war in der Wirkung noch folgenschwerer als der bewußte Verrat. Anstatt sich das soldatische Gebot einzuhämmern, bei einem Verhör als Gefangener einfach zu erklären: „Ich verweigere jede Aussage!“, womit er sich selbst, seinen Kameraden in der Sturmstellung und dem Vaterland den größten Dienst erwiesen hätte, begann er zu schwatzen. Ohne an die gefährlichen Schlingen eines Kreuzverhörs zu denken, unternahm der Feldwebel den aussichtslosen Versuch, durch weitschweifende Erzählungen, die den gewitzten französischen Generalstabsoffizieren von vornherein unglaub-



würdig erscheinen mußten, den Gegner aufs Glatteis zu führen. Wenn schon ein Gefangener den Feind täuschen will, dann muß er so geschickt lügen, daß seine Aussage glaubwürdig erscheint. Dieser Gefangene hier erzählte aber Märchen. Auf die Frage, ob ihm etwas von deutschen Angriffsabsichten bekannt sei, erklärte er, daß ein deutscher Angriff wohl geplant gewesen wäre, aber wegen Meuterei der deutschen Sturmtruppen hätte abgeblasen werden müssen. Im übrigen seien alle kampfkraftigen Verbände nach Flandern abtransportiert worden, und an der Chemin-des-Dames-Front befänden sich nur Truppen minderen Wertes.

Die Erzählung von den angeblichen Meutereien erschien den französischen Generalstabsoffizieren von vornherein verdächtig, denn es lag auf der Hand, daß eine Truppe, die in zwei gewaltigen Offensiven eine so eindrucksvolle Probe ihrer Schlagkraft abgelegt hatte, nicht unmittelbar darauf zu meutern anfängt. Man transportierte den Gefangenen daher zum Generalkommando weiter, wo er von mehreren Offizieren gleichzeitig in ein scharfes Kreuzverhör genommen wurde. Hierbei verwickelte sich der Feldwebel in Widersprüche, wurde unsicher, und als man ihm schließlich die Aussagen seines Mitgefangenen vorhielt, ihn zugleich unter schärfsten Druck setzte, ihm drohte, man würde ihn wegen bewußter Irreführung als Spion behandeln und kurzerhand aufhängen, als man ihn schließlich gar zur Exekution abführte, brach er vollständig zusammen.

Nur ganz charakterfeste, harte Naturen, die sich auch durch schärfste Drohungen nicht aus der Fassung bringen lassen, dürfen wagen, ein so gefährliches Spiel zu spielen. Dieser Feldwebel hier war nicht der Mann dazu. Um sein bißchen Leben zu retten, gab er jetzt bereitwillig das Leben von Tausenden seiner Kameraden preis und machte, wie aus einem später erbeuteten französischen Schriftstück zu ersehen war, schließlich „die vollständigsten Angaben über den am folgenden Tage beginnenden Angriff“. Unter diesen Aussagen waren, wie aus den erbeuteten französischen Dokumenten ersehen werden konnte, auch wichtige und wichtigste Einzelheiten, die dem Feldwebel irgendwie zu Ohren gekommen waren. Dieser Fall ist geradezu ein Schulbeispiel, wie durch das verwerfliche Verhalten eines

Einzelnen nicht nur die unendlich mühsame, monatelang auf das sorgfältigste vorbereitete und von einer ganzen Armee mit vorbildlicher Disziplin durchgeführte Geheimhaltung einer großen militärischen Operation auf einen Schlag vernichtet und zugleich das Schicksal einer ganzen Armee aufs Spiel gesetzt werden kann.

Es ist nicht ausdenkbar, welche Folgen dieser Verrat gehabt hätte, wenn dem Feind noch drei oder vier Tage Zeit geblieben wären. So war es ein Glück im Unglück, daß die hochgeschreckten französischen Stäbe nach dem Abschluß des Verhörs gerade noch 10 Stunden Frist hatten, um ihre Gegenmaßnahmen zu treffen.

Immerhin blieb dem Feind aber noch Zeit genug, die ganze bedrohte Front in höchste Alarmbereitschaft zu setzen, seine Kampfesreserven zu alarmieren und die deutschen Linien mit heftigem Störungsfeuer zu belegen. Vor allem aber setzte der französische Oberbefehlshaber Pétain bei dem Generalissimus Foch durch, daß noch im Laufe des 26. Mai mit dem Abtransport von 12 Divisionen — also einer ganzen Armee — an die Front des Chemin des Dames begonnen wurde, von denen bei den zur Verfügung stehenden Transportmitteln die ersten schon im Laufe des nächsten Tages eintreffen konnten.

Nur der vernichtenden Wirkung des deutschen Trommel- feuers und dem unwiderstehlichen Angriffsschwung der Infanterie war es zu verdanken, daß diese Offensive am Chemin des Dames trotz alledem zu einem Erfolge führte, der den schönsten Sieg der deutschen Waffen im Jahre 1918 in sich schloß. Wenn es aber den Franzosen trotz eines völligen Zusammenbruches ihrer Front am Chemin des Dames gelang, an dem Paris unmittelbar bedrohenden deutschen Flügel bei Soissons und am Wald von Villers Cotterets schon in den nächsten Tagen eine feste Abwehrfront zu errichten und hier sogar zu starken Gegenangriffen vorzugehen, wenn gerade hier am rechten deutschen Armeeflügel die deutschen Verluste von Anfang an äußerst schwer waren, so war dies eine unmittelbare Folge dieses Verrates. Tausende von wackeren Feldgrauen mußten so dafür büßen, daß ein einzelner Mann schwächlich, charakterlos und schließlich verbrecherisch gehandelt hatte.



Der gute Wille, den Feind auf die falsche Fährte zu locken, bildet keine Entschuldigung für das spätere Verhalten dieses Kriegsgefangenen. Will ein Gefangener, der nicht ganz sicher ist, gegenüber allen Drohungen und Erpressungsversuchen standhalten zu können, nicht — wider Willen — zum Verräter und damit zum Totengräber seiner Kameraden werden, so muß er sich einzig und allein an das eherner Gebot halten: S c h w e i g e n !

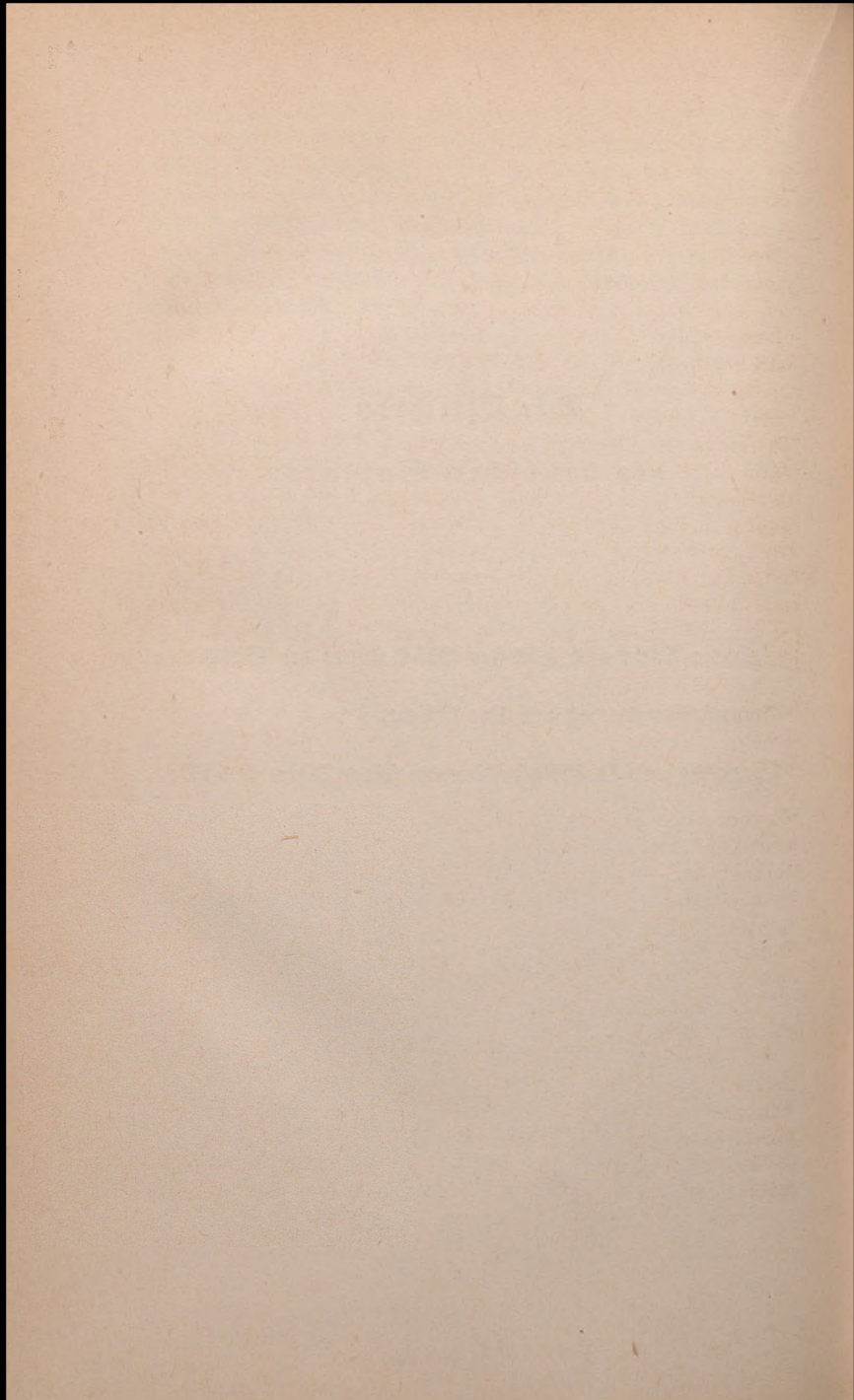
Die Pflichten  
des deutschen Soldaten

8.

Größten Lohn und höchstes Glück findet der Soldat im  
Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht.

Charakter und Leistung bestimmen seinen Wert und Weg.





Im Mai 1915 begannen die ersten Urlauberzüge von der Front nach Deutschland zu rollen. Unter den Glücklichen, die nach neunmonatigem Feldzug zuerst die Heimat wiedersehen sollten, befand sich auch ein Batterieführer vom badischen feld-Art.Regt. 14, Oblt. Freudenberg, ein verheirateter Reserveoffizier und Familienvater.

Sein Regiment stand seit langem an der Lorettohöhe, einer Wetterecke der Westfront, an der jedoch in den ersten Maityagen Ruhe eingelehrt zu sein schien. So hatte der Oberleutnant seine Batterie am 7. Mai ohne Sorgen verlassen können. Am 9. Mai war er bei seiner Familie eingetroffen. Das strahlende Glück seiner Frau, der Jubel der Kinder rückte den Krieg in weite Ferne. Wie weitete sich das Herz beim Anblick der Blütenpracht am Rheinufer, der grünen Saaten und des beschaulichen Friedens der vertrauten Landschaft.

„Am nächsten Morgen“, so berichtete Oblt. Freudenberg später seinen Regimentskameraden, „nahm ich die Zeitung und las: Feindliche Angriffe an Loretto- und Vimyhöhe. Der Feind ist bis Souchez und Vimy auf die Givendyhöhe vorgedrungen... Dort stand meine Batterie! In Souchez Freund Roeder. Was ist aus unserer Infanterie... geworden, was aus unseren Beobachtern, Telephonisten und vorgeschobenen Abwehrgeschützen? Die Urlaubsstimmung war gründlich vorbei. Meiner Frau sagte ich: ‚Ich muß nach Hause!‘ — Versteinert sieht sie mich an: ‚Wohin?‘ — ‚Zur Batterie!‘ — ‚Ist das jetzt deine Heimat?‘ — ‚Nicht Heimat, aber Pflicht! Hoffentlich wird’s bald anders. Leb wohl!‘ — Und wie atmete ich auf, als die Batterie noch da war als ich zurückkam...“

In einer Ansprache an das Offizierkorps seines Spandauer Inf.Regts. 67 sagte Generaloberst v. Seeckt: „Das Regiment ist die Heimat des Soldaten.“ — Hier an der Lorettohöhe war das Regiment und die eigene Batterie — die engste Heimat — in Gefahr. Da gab es für den beurlaubten Offizier kein Zögern. Ihn rief kein Befehl aus



seinem Heimurlaub zurück, die Pflicht allein war es, die ihn zu überstürztem Abschied von Frau und Kindern und zur sofortigen Rückkehr an die Front zwang. Sie war stärker als alle Bande, die ihn an die Familie ketteten. —

Bis zum letzten Tage des Krieges hat der pflichtbewusste Soldat seinem Regiment, „seiner Heimat“, die Treue bewahrt. In den ersten Oktobertagen 1918, wenige Wochen vor dem Abschluß des Waffenstillstandes, zu einer Zeit, als die „Festung Deutschland“ in ihren Grundmauern erbebt, als die Fronturlauber in der Heimat und in der Etappe Einflüssen ausgesetzt waren, die ihren Kampfwillen zu zersetzen suchten, spielte sich auf dem Hauptbahnhof des Etappen zentrums Valenciennes ein Vorgang ab, der inmitten der düsteren Ereignisse dieser Tage ein leuchtendes Beispiel soldatischer Pflichterfüllung bietet.

Zwei Offiziere vom hannoverschen Inf. Regt. 77, die Lts. Dobberkau und Wehmeyer, waren auf der Rückkehr vom Heimurlaub in Valenciennes eingetroffen und suchten bei der Bahnhofskommandantur den Standort ihrer Division zu erfahren. Sie hörten, daß die 20. hannoversche Division sich in der Gegend von Cambrai befände. Dort tobten seit Wochen schwere Abwehrkämpfe. — Wie aber sollten die Offiziere bei dem Wirrwarr, der infolge der allgemeinen Rückzugsbewegung in der Etappe Platz gegriffen hatte, dorthin gelangen? Der Bahnhof Valenciennes war durch festgefahrene Transportzüge völlig verstopft. Personenzüge, Hunderte von Waggonen und Maschinen füllten die Nebengleise. Es schien aussichtslos, hier Ordnung in den Betrieb zu bekommen.

Auf die drängenden Fragen der Offiziere, wann sie endlich auf Abtransport rechnen könnten, wurde ihnen achselzuckend erklärt, daß in Richtung Cambrai überhaupt keine Züge mehr abgelassen werden könnten. „Diese allmählich erregter werdende Unterredung auf der Bahnhofskommandantur, die unsererseits an Deutlichkeit und Rauheit wenig zu wünschen übrig ließ“, so berichtete Lt. Wehmeyer, „hörten Mannschaften auf dem Bahnsteig mit an. Als wir aus der Kommandantur heraus traten, wurden wir umdrängt von zahlreichen Angehörigen der 20. Division, die seit Tagen, manche, wie sie sagten, seit zwei Wochen von Bahnhof zu Bahnhof geschickt waren und ihre Division nicht wiederfinden konnten.“

Es kamen immer mehr Mannschaften zusammen, und als wir nach Stunden endlich von der Bahnhofskommandantur einen Zug zusammengestellt bekommen hatten, der uns in Richtung Cambrai bringen sollte, hatten wir etwa 200 Mann der 20. Division bei uns, die ohne unser Zutun sich gemeldet hatten, um zu ihren Regimentern zu kommen. Ich muß diese Männer als das bezeichnen, was sie waren: Kriegsfreiwillige vom Oktober 1918!" —



Pflicht heißt innerer Befehl. Er bannt den einsamen Trichterkämpfer an seinen Platz, er gibt der abgeschnittenen Abteilung, deren Offiziere und Unteroffiziere gefallen sind, die Kraft, den Kampf bis zum guten oder bösen Ende fortzusetzen. Der innere Befehl ist es, der den Posten im tosenden Trommelfeuer auf seinem Beobachtungsstand ausharren läßt, der den Meldeläufer durch die Sperrfeuerzone vorwärts peitscht und die Stimme unterdrückt, die ihm zuflüstern möchte: „Verkriech dich! Nimm Deckung! Du kommst hier nicht durch!“

Der pflichtbewusste Soldat handelt nicht, um Anerkennung oder äußere Auszeichnung zu erhalten. Er handelt unter dem Zwang seines soldatischen Gewissens, er folgt dem eigenen eisernen „Muß“. Daher wird auch der Soldat vor dem Feind niemals viel Wesen von einer besonderen Tat machen. Sie erscheint ihm als selbstverständlich.

Wer in den Kriegsakten des Seeresarchivs Meldungen oder Gefechtsberichte über irgendeinen Kampfvorgang liest, die der Soldat wie der Kriegshistoriker rückblickend als eine hervorragende Leistung ansprechen wird, wird diese Tatsache immer wieder bestätigt finden. So enthält die Meldung des Lts. v. Wedemeyer vom 3. Garde-Ulanen-Regiment, der mit der gelungenen Bahnsprengung, dem achttägigen Rückmarsch mitten durch das Aufmarschgebiet der feindlichen Armeen und dem geglückten Durchbruch durch die französische Front eine einzigartige kavalleristische Leistung vollbracht hatte, wenige Zeilen, in denen in knapper Form nur die wichtigsten Tatsachen enthalten sind. Auch die Meldungen des Stoßtruppführers Lt. Markmann sind von einer klassischen Kürze und durchweg so ein-



fach gehalten, daß die Größe dieser Leistungen im Grunde nur derjenige erfassen kann, der aus eigener Erfahrung weiß, um welch hohen Einsatz es bei diesen nächtlichen Nahkämpfen in der feindlichen Stellung geht. Und wer des weiteren viele andere Gefechtsberichte von Frontführern aller Grade durch seine Hände gleiten läßt, wird stets die Erfahrung machen, daß es die glänzendsten Waffentaten sind, die die einfachste Berichterstattung gefunden haben.

So liegt es auch im Wesen der Dinge, daß viele vorbildliche Taten in ihren Einzelheiten erst lange nach dem Kriege bekannt wurden, weil ihre Träger damals im Felde handelten und — schwiegen. Zwei treffende Beispiele hierfür sind „der Radfahrer von Brzeziny“ und „der Schwimmer von Belgrad“. Nur einem Zufall ist es zu verdanken, daß die Namen dieser beiden Soldaten erhalten geblieben sind.

Utffz. Alkenings, „der Radfahrer von Brzeziny“, hatte den nächtlichen Durchbruch Litzmanns durch den russischen Ring beim Stabe der 3. Garde-Division mitgemacht. Unmittelbar nach der Einnahme von Brzeziny erhielt er den Befehl, mit einer Radfahrer-Patrouille die Meldung von dem geglückten Durchbruch an den Befehlshaber der Armeeabteilung, General d. Inf. v. Scheffer-Boyadel zu überbringen. General v. Scheffer befand sich mit der Masse seiner Armeeabteilung — dem XXV. Reservekorps, zwei Kavalleriedivisionen, der gesamten Artillerie und dem unübersehbaren Troß — noch im russischen Kessel. Die Radfahrerpatrouille hatte somit die eilige und wichtige Meldung durch die russischen Linien hindurch zum Korpsstab zu bringen.

Litzmanns Truppen waren nach dem gelungenen Durchbruch am Ende ihrer Kraft. Auch Utffz. Alkenings war vollständig erschöpft, als ihn der Befehl zu der Patrouillenfahrt erreichte. Drei Nächte ohne Schlaf, dazu ständig auf Meldefahrten, seit zwei Tagen ohne warme Verpflegung, im Brotbeutel keine Krume mehr, das waren Entbehrungen, die auch die Kräfte dieses abgehärteten 22jährigen Unteroffiziers auf äußerste beansprucht hatten, aber so sagte sich Alkenings: „Befehl ist Befehl, er muß ausgeführt werden, solange man noch stehen kann.“ —

Schon unmittelbar hinter dem Stadtrand von Brzeziny stieß die Patrouille auf russische Infanterie und mußte einen

gewaltigen Bogen schlagen, ehe sie sich auf den richtigen Weg setzen konnte. Sierdurch war viel Zeit verlorengegangen. Der Gedanke, die ihm anvertraute Meldung noch rechtzeitig an Ort und Stelle abzugeben, trieb Alkenings vorwärts. Müdigkeit und Hunger waren vergessen. Ein Dorf, in dem russische Kavallerie rastete und gerade mit dem Füttern der Pferde beschäftigt war, wurde in schärfstem Tempo durchfahren. Bevor noch die überraschten Reiter zur Waffe greifen konnten, war die Patrouille bereits in einem nahen Walde untergetaucht. Dieser Zwischenfall hatte Utffz. Alkenings gezeigt, was ihm auf der weiteren Fahrt noch bevorstehen konnte. Umsichtig traf er daher für den Fall überraschender Zusammenstöße seine Maßnahmen. Er nahm die wichtige Meldung aus der Meldetasche, riß den Umschlag auf, prägte sich den Inhalt der Meldung scharf ein und versteckte sie sorgfältig. Seine Begleiter unterwies er eingehend, daß im Falle seines Todes oder seiner Verwundung die Meldung unbedingt geborgen und — koste es, was es wolle — auch von einem einzelnen Mann nach Chruszty Stare zum Stabe des Generals d. Inf. v. Scheffer gebracht werden müsse.

Weiter ging es in scharfer Fahrt. Es war kein Zweifel, daß sich die Patrouille jetzt mitten in den russischen Linien befand, die das von Litzmanns Garde-Regimentern eingestoßene Loch wieder geschlossen hatten und von Norden her der Armeeabteilung Scheffer den Weg nach Brzeziny versperreten. Ein Zwischenfall jagte den anderen. Bei der Durchquerung eines Waldes wurde der größte Teil der Patrouille abgesprengt. Nur der Gefr. Müller, der sich scharf an Alkenings herangehalten hatte, war bei dem Patrouillenfürher geblieben. Zum Suchen blieb keine Zeit. „Vorwärts! Vorwärts!“, hämmerte es in Alkenings. Bei dem Dorfe Galkow, unmittelbar an der Stelle, wo er in der Nacht zuvor eine russische Reiterpatrouille abgeschossen hatte, wäre Alkenings um ein Haar mitten in rastende russische Infanterie hineingefahren. Nur seiner unerschütterlichen Ruhe und seinem Soldatenglück hatte es der Unteroffizier zu verdanken, daß er dem russischen Verfolgungsfeuer entkam.

Auch den Bahndamm von Galkow fand die Patrouille vom Feind bereits wieder besetzt. Von einer russischen Feldwache erkannt, schlug der Patrouillenfürher geschickt einen



Safen, überquerte mit seinem Begleiter an einem unbewachten Bahneinschnitt im Marsch-Marsch die Gleise und verschwand in dem dichten Galkower Walde. Hier hatte Alkenings noch ein unheimliches Erlebnis: Er sah plötzlich wenige Meter vor sich einen Infanteristen hinter einem Baum mit angeschlagenem Gewehr stehen. Mit einem Satz war er vom Rade und in Deckung gesprungen. Als kein Schuß fiel und der Gegner unbeweglich verharrte, pirschte sich der Patrouillenfürher vorsichtig näher und stellte fest, daß es ein toter deutscher Soldat war, ein stummer Zeuge des Waldgefehtes der vergangenen Nacht, den der Tod in dieser Stellung ereilt hatte. Er war im Baumannschlag erstarrt und von dem Frost fest an den Baum geschmiedet worden. —

Auf schmalen Waldpfaden jagten die beiden Radsfahrer weiter, plötzlich aber stellte Alkenings fest, daß sie im Kreise fuhren. Sie waren vollständig aus der Richtung gekommen. Einen Kompaß besaß der Unteroffizier nicht, aber er hatte gelernt, auch mit Hilfe der Taschenuhr die Himmelsrichtung festzustellen. Endlich lichtete sich der Wald, und jetzt konnten die beiden Radsfahrer wenige hundert Meter entfernt eine deutsche Schützenlinie entdecken, die ihre Mündungen auf den Waldrand gerichtet hielt. Gewehr und Helm schwenkend näherten sich Alkenings und sein Begleiter der Schützenlinie. Sie hatten es geschafft!

So schnell es auf der mit Bagagen vollgestopften Straße ging, setzte die Patrouille ihre Fahrt nach Chrusty Stare fort. Es war etwa 10.30 Uhr vormittags, als die beiden Meldefahrer — trotz der bitteren Kälte schweißnaß — bei dem Korpsstab eintrafen. Für die Strecke, die auf gerader Straße zehn Kilometer beträgt, hatte die Meldepatrouille auf ihrer abenteuerlichen und beschwerlichen Fahrt über zerfahrene polnische Wege, hartgefrorenen Sturzacker und enge Waldschneisen sechs Stunden benötigt.

Auf der Dorfstraße von Chrusty Stare standen die Generalstabsoffiziere der Armeeabteilung mit General v. Scheffer in ernste Beratung vertieft. Drückende Sorgen lasteten auf allen Gemütern. Von seinem Standort aus konnte das Generalkommando sehen, wie sich der russische Ring enger und enger zog. Von drei Seiten schlug das feindliche Feuer in den Kessel. Die zusammengeschmolzenen Regimenter des

XXV. Reservekorps waren vollständig erschöpft. Die Artillerie meldete Munitionsmangel. Vor allem aber drückte die Ungewißheit über das Schicksal der Litzmannschen Gardedivision, der besten und kampfkraftigsten Truppe der ganzen Armeeabteilung, auf die Stimmung. Da Meldereiter des Generals v. Litzmann ihr Ziel nicht erreicht hatten und den Russen in die Hände gefallen sein mußten, war der Kommandierende General seit vierzehn Stunden ohne das geringste Lebenszeichen von der 3. Gardedivision geblieben. General Litzmann und seine Truppe mußten daher als verschollen gelten. Alle Offiziere des Stabes waren sich darüber klar, daß der heutige Tag die Entscheidung — Befreiung oder Vernichtung — bringen mußte. Aber in dieser verzweifelten Lage schien kaum mehr ein glücklicher Ausgang möglich...

In dieser Stunde traf Uffz. Alkenings mit seinem Begleiter bei dem Stabe ein. Seine mündliche Meldung, daß er von der 3. Gardedivision aus Brzeziny komme, wurde von dem Kommandierenden General und den versammelten Offizieren mit unglaublichem Staunen aufgenommen. Es schien dies unmöglich. Bei dem Versuch, die Meldekarte aus der Hosentasche zu ziehen, versagten Alkenings die vor Kälte erstarrten und von dem Salten der Lenkstange ganz krumm gewordenen Finger den Dienst. Schon aber war der Chef des Stabes, Major v. Massow, hinzugesprungen und hatte die Meldung herausgezogen. Schwarz auf weiß stand hier zu lesen, daß General Litzmann mit seinen Garderegimentern nach gelungenem Durchbruch Brzeziny genommen habe.

Die Nachricht wirkte wie eine Erlösung. Der Stabschef des Kavalleriekorps, Oberst v. Posed, brach als erster den Bann mit den klassischen Worten: „Das ist die Schicksalswendung! Nun sind alle Zweifel behoben...“ Mit einem festen Händedruck aber sagte der Kommandierende General zu den beiden Meldesfahrern: „... Sie wissen nicht, welchen großen Dienst Sie mir und meinem Korps durch die Überbringung dieser Meldung geleistet haben. Ich danke Ihnen und werde es nie vergessen.“ —

Das rechtzeitige Eintreffen dieser wichtigen Meldung von der Division Litzmann hatte alle Schleier der Ungewißheit zerrissen. Der Durchbruch der Garde und ihr Erscheinen



im Rücken der Russen hatte die Lage von Grund auf verändert. Jetzt war es General d. Inf. v. Scheffer möglich, seine operativen Entschlüsse auf neuer und gesicherter Grundlage zu fassen, und wenn am Abend nach geglückter Sprengung des russischen Ringes die ganze Armeeabteilung ihren Einzug in Brzeziny halten konnte, so hatten im Rahmen des großen Ganzen die mutige Tat und das soldatische Geschick dieser beiden Meldesahner das ihre dazu beigetragen.

Nur eine Stunde Ruhe hatte General v. Scheffer den beiden Meldern gewähren können, dann mußten sie mit dringenden Befehlen den Weg nach Brzeziny zurückfahren. Nach einer an Zwischenfällen reichen Fahrt gelangte Alkenings, der von versprengten Mannschaften seiner Patrouille bereits totgesagt war, bei seiner Division wieder an. Er gab seine Befehle beim Stabe ab und verschwand stillschweigend wieder bei seiner Radfahrabteilung.

Während bei allen beteiligten Truppen „der Radfahrer von Brzeziny“ das Gespräch des Tages bildete, war Alkenings' Name selbst unbekannt geblieben, und dieser vorbildliche Unteroffizier hielt es für unsoldatisch, von seiner Tat zu reden. In der Darstellung dieser Patrouillenfahrt, die er vor wenigen Jahren auf das Drängen seiner Kameraden verfaßte, sagt Alkenings mit den ihn ehrenden Worten: „Ich hatte es als eine selbstverständliche Pflicht aufgefaßt, einen ... Befehl stets mit dem Einsatz meines Lebens auszuführen ... Mit einer solchen Tat zu prunken, ließ mein Inneres nicht zu. Aus diesem Grunde auch mein stilles, unbemerktes Verschwinden aus dem Divisionsstabe ... Der Gedanke aber, bei dieser Patrouillenfahrt mit zu einem glücklichen Gelingen der Durchbruchschlacht beigetragen zu haben, war mir eine innere Genugtuung und Freude...“

Da das Notizbuch, in dem der Stabschef den Namen des Unteroffiziers vermerkt hatte, bei den anschließenden Kämpfen verlorengegangen war, wurde durch Divisionsbefehl nach dem Namen der Meldesahner geforscht. Aber bei der Unruhe, die die anhaltenden Kämpfe mit sich brachten, hätte auch dieses vielleicht zu keinem Erfolg geführt, wenn nicht zufällig der anwesende Befehlsempfänger beim Stabe Alkenings gekannt und sofort seinen Namen angegeben hätte. So erhielt Utffz. Alkenings einen Monat später den

überraschenden Befehl, sich am Heiligabend zur Weihnachtsfeier des Generalkommandos einzufinden, und hier heftete ihm General d. Inf. v. Scheffer-Boyadel persönlich das E. K. I an die Brust.



Der „Schwimmer von Belgrad“, wie die Kameraden den San.Gefr. Müller vom Res.Inf.Regt. 208 seit jenem grimmigen Kampftag vor der serbischen Hauptstadt nannten, war aus dem gleichen Holz geschnitzt wie Utffz. Alkenings. Nach einer kühnen, freiwillig unternommenen Tat tauchte er, ohne weiter ein Wort darüber zu verlieren, in der Truppe unter, und ohne die Meldung eines verwundeten Unteroffiziers seiner Kompanie wäre der Name dieses Mannes, der durch sein aufopferndes Verhalten sein Bataillon vor schwersten Erschütterungen, vielleicht vor der Vernichtung bewahrt hat, begraben und vergessen...

Der Feldzug gegen Serbien wurde in der Nacht vom 7./8. Oktober mit dem Übergang über die Donau und Save eingeleitet, der angesichts des abwehrbereiten und zu zähem Widerstand entschlossenen Serben ein äußerst schwieriges Unternehmen darstellte. Dem märkischen Res.Inf.Regt. 208 fiel in dieser von Regen und Sturm gepeitschten Oktonacht die Aufgabe zu, die Save unmittelbar vor ihrer Mündung in die Donau bei Belgrad zu überschreiten. Der Anmarsch des Regiments durch die weiten Strecken des versumpften und überschwemmten Ufergebietes hatte erhebliche Verzögerungen mit sich gebracht, so daß das Einbooten erst gegen 3 Uhr morgens beginnen konnte. So war noch nicht einmal das als Sturmbock ausersehene Bataillon Bensberg, das I./208, vollständig übergesetzt, als die Morgendämmerung hereinbrach. Die letzten Staffeln des Bataillons, von denen mehrere Pontons mit ihrer Besatzung dem serbischen Abwehrfeuer zum Opfer fielen, hatten bereits so schwere Verluste erlitten, daß inmitten des über den Fluß hinwegsegelnden Infanterie- und Maschinengewehrfeuers an ein Einbooten der beiden übrigen Bataillone nicht mehr zu denken war. Ein Ponton nach dem anderen wäre jetzt bei vollem Tageslicht zusammengeschossen worden. So mußte sich der Regimentskommandeur schweren Herzens entschie-



fen, das Einbooten seiner beiden anderen Bataillone bis zum Abend aufzuschieben. Bis dahin mußte sich das I./208 auf dem feindlichen Ufer allein seiner Haut wehren.

Das vereinsamte Bataillon, das sich mühsam zwischen Schilf und Gebüsch an den Uferrändern festklammerte, hatte von Anfang an einen schweren Stand. Fest entschlossen, den verwegenen Feind in den Fluß zurückzustößen, schritt der Serbe zu scharfen Gegenangriffen. In wildem Anlauf brach seine Infanterie durch Sumpf und Kukuruzfelder mit gefälltem Gewehr gegen die Märker vor. Der Wind trug das Knattern des Gewehrfeuers und die dumpfen Detonationen der Handgranaten zum jenseitigen Ufer hinüber, auf dem die zurückgebliebenen Bataillone dem mächtig anschwellenden Kampflärm lauschten. Auch den Batterien waren bei der engen Verstrickung der Gegner die Hände gebunden. Tatenlos mußten sie dem schweren Ringen des Bataillons Bensberg zusehen.

Siebenmal stürmt der Serbe mit Todesverachtung. Siebenmal bricht der Angriff dicht vor den Gewehrmündungen der 208er zusammen. Noch ist alles gut gegangen, aber das anhaltende Feuergefecht hat die Munitionsbestände rapide zusammenschmelzen lassen. Die Patronentaschen sind leer, die Munition der Verwundeten und Gefallenen ist aufgebraucht, schon muß die letzte Reserve aus dem Tornister angegriffen werden, und bis zum Abend ist es noch lange Zeit. Setzt der Feind seine Angriffe mit dem gleichen Ungestüm fort, dann droht die Gefahr, daß das mit den Fersen im Wasser stehende Bataillon in den Strom geworfen wird, und dann ade Küstrin und Oderland.

In dieser Stunde tritt der San.Gefr. Müller vor seinen Kompanieführer. „Gerr Leutnant, ich will versuchen, zurückzuschwimmen und Munition über den Fluß zu bringen. Ich bin ein guter Schwimmer und werde es schaffen.“ — Der Leutnant drückt dem tapferen Mann die Hand: „Mit Gott!“ — Begleitet von den Segenswünschen seiner Kameraden wirft sich der Befreite in den Strom. Müller ist ein ausgezeichneter Schwimmer, aber er hat reichlich 600 m zu überwinden. Die Kälte schneidet durch Mark und Bein. Die reißende Strömung packt ihn, Strudel drohen ihn in die Tiefe zu ziehen, aber der Befreite kämpft sich unter Aufbietung aller Kräfte durch. Er weiß, daß das Schicksal

seines Bataillons, das Schicksal von 700 Kameraden in dieser Stunde vom Gelingen seiner Tat abhängt. Glücklicherweise gelangt er an das rettende Ufer, erreicht den Regimentsstab und bricht hier mit dem Ruf: „Munition vor, oder wir sind verloren!“ völlig erschöpft zusammen.

„Freiwillige vor!“, geht der Ruf durch die Reihen. Sofort sind mehrere Pioniere zur Stelle. Munitionskästen und Gurte gehen von Hand zu Hand. Im Nu ist ein Ponton gefüllt, und schon stößt die Ruderbesatzung vom Ufer ab. Es wird am helllichten Tag eine wahre Todesfahrt. Umprasselt vom feindlichen Feuer rudern die schwäbischen Pioniere, daß ihnen die Haut in Lappen von den Händen hängt, sie wissen, daß sie rudern, stakend und steuernd eine prachtvolle Zielscheibe abgeben, daß, wenn sie das tödliche Blei trifft, keinen Soldatentod mit der Waffe in der Hand finden, sondern wehrlos absacken und ertrinken müssen. Das alles wissen diese unbekannten Soldaten des Großen Krieges, aber es sichts sie nicht an. Die Pflicht ruft sie dorthin, wo das feindliche Ufer näher und näher rückt, wo 700 Kameraden von der Infanterie auf sie als Retter aus höchster Not warten.

Sie schaffen es, diese zähen schwäbischen Pioniere. Und als der Kiel des Pontons knirschend auf den Ufersand aufstößt, als die Munitionskästen, die Gurte und Patronenpacken von Hand zu Hand fliegen und durch eine Kette von Offizieren und Mannschaften bis zu den vordersten Schützen wandern, da geht ein Aufatmen durch die Reihen des Bataillons, da weiß der letzte Musketier: Jetzt ist der Tag gewonnen! Jetzt halten wir bis zur Dunkelheit durch!

Diese Oktobertage 1915, die das Res. Inf. Regt. 208 in ruhelosem Kampf und Vormarsch sahen, waren so reich an Einzelthaten, daß in dem Strudel der sich jagenden Ereignisse und bei dem ständigen Wechsel von Kompanieführern infolge der schweren Verluste, der Name dieses tapferen Gefreiten vergessen worden wäre, wenn nicht ein verwundeter Unteroffizier seiner Kompanie, der am Regts. Gefechtsstand seinen Abtransport erwartete, einem Offizier des Stabes eine eingehende Schilderung von der Tat des Sanitäts-Gefreiten gegeben hätte. Dieser pflichtbewusste Soldat hätte sich eher die Zunge abgebissen, als daß er seine aufopfernde Tat selbst in Erinnerung gebracht hätte. Ihm



genügte das stolze Bewußtsein, für sein Bataillon, für seine Kameraden sein Leben eingesetzt zu haben.



Der Kommandeur des hannoverschen Res. Inf. Regts. 74, Obstlt. Rogalla von Bieberstein, erließ an sein Regiment im Anschluß an die heroische Verteidigung der Höhe 304 in der Abwehrschlacht vor Verdun am 21. August 1917 einen Tagesbefehl, in dem der folgende Satz hervorgehoben zu werden verdient: „... Ich spreche allen braven Fernsprechern, deren hervorragende Leistungen der Stolz des Regiments und weit über das Regiment hinaus rühmlichst bekannt sind, meinen Dank und meine Anerkennung aus.“ — Dieser Regimentsbefehl, der die harte, entsagungsvolle Tätigkeit der Nachrichtentruppe in das richtige Licht rückt, dürfte nicht der einzige seiner Art geblieben sein.

Was Männer der Nachrichtentruppe in treuer Erfüllung ihrer soldatischen Pflicht aus sich herauszuholen und welchen großen Dienst sie in ihrer nur selten sichtbaren Arbeit der Front zu leisten vermochten, bewies in der Piaveschlacht 1918 der Führer einer Nachrichtenabteilung, Stabsfeuerwerker Hans Sary vom österreichischen Feld-Art. Regt. 113, ein gebürtiger Sudetendeutscher.

Im ersten Anlauf war es den österreichisch-ungarischen Sturmtruppen bei Beginn der Piave-Offensive gelungen, den Fluß zu überschreiten und auf dem jenseitigen Ufer festen Fuß zu fassen. Vor allem waren es sudetendeutsche und ungarische Regimenter, die über den Fluß hinaus bis zu fünf Kilometer tief in die italienische Abwehrzone einzudringen und sich auf dem hochragenden Montello-Massiv festzusetzen vermochten.

Nach diesem ins Auge springenden Anfangserfolg aber holte der Gegner zu einem mächtigen, gut vorbereiteten Gegenschlag aus, der die mit dem Fluß im Rücken fechtenden österreichisch-ungarischen Sturmtruppen in schwerste Bedrängnis brachte. Nur die Sudetendeutschen und Ungarn, die Schulter an Schulter auf dem Montellorücken fochten, hielten unerschüttert Stand, aber auch ihre Lage wurde von Stunde zu Stunde schwieriger.

Zusammengefaßtes Artillerief Feuer und wiederholte Angriffe italienischer Bombengeschwader auf die Flußüber-

gänge hatten die meisten Brücken und Stege zerstört und jeglichen Nachschub unterbunden. Um das Unglück vollzumachen hatte der infolge anhaltender Regengüsse Hochwasser führende Strom die letzten, vom feindlichen Feuer noch verschont gebliebenen Übergänge eingerissen und fortgeschwemmt. So sahen sich die Sturmtruppen auf dem Montello von allen Verbindungen abgeschnitten. Auch die gesamte Artillerie saß noch — von einer einzigen Batterie abgesehen — auf dem diesseitigen Ufer fest. Sollte daher die schwer ringende Infanterie auf dem Montello nicht einfach ihrem Schicksal überlassen bleiben, so mußte unter allen Umständen versucht werden, fernsprechverbindungen mit den Infanterie-Beobachtern und den vordersten Linien herzustellen, um die zurückgebliebenen Batterien wenigstens mit Sperrfeuer einzugreifen zu lassen.

Stabsfeuerwerker Gary übernahm die Aufgabe, über den Fluß hinweg die Verbindung mit der Infanterie herzustellen. Achtmal überschiffte er die reißende Piave bei stärkstem Feuer, aber ebenso oft rissen die Fluten die Kabel wieder mit sich. Schon wurde der die Überschiffung leitende Pionieroffizier ungeduldig, da er seine Mannschaft und die Pontons für nicht minder dringende Aufgaben nötig hatte. Als Gary noch einen letzten Versuch unternahm, und auch dieses Mal wieder die reißende Strömung die Kabel mit fortriß, verbot der Pionieroffizier weitere Versuche, da alle übrigen Überschiffungsarbeiten ins Stocken zu geraten drohten.

Fast 22 Stunden hatte der Führer des Telefontrupps mit äußerster Zähigkeit den Kampf mit der Strömung geführt. Kein Granatfeuer, keine Bombenangriffe hatte der Brave gescheut, um seinen Auftrag durchzuführen. Aber das tobende Element schien aller menschlichen Anstrengungen zu spotten. So kehrte Gary enttäuscht und erschöpft zu seiner Batterie zurück.

Der Gedanke an die abgeschnittene Infanterie ließ dem tapferen Mann jedoch keine Ruhe. Schon nach einer kurzen Pause von zwei Stunden meldete er sich wieder bei seinem Batterieführer, um mit einigen auserlesenen Leuten noch einmal das Wagnis zu unternehmen. Und diesmal gelang es, die Kabelleitungen so fest zu verankern, daß sie auch der reißenden Strömung standzuhalten vermochten. Sogleich wurden die Kabel auf dem jenseitigen Ufer an die Leitungen



der Infanterie angeschlossen, und damit war endlich die Verbindung zwischen den Regimentern auf dem Montello und den zurückgebliebenen Batterien hergestellt. Jetzt kam es vor allem darauf an, diese Verbindung nicht wieder abreißen zu lassen. Tag und Nacht wachte Gary mit Argusaugen, daß keine Störung die Leitung auf längere Zeit unterbrach. An den beiden folgenden kritischen Tagen, an denen die so standhaft ausharrenden Regimenter auf dem Montellorücken das italienische Piaveufer auf höheren Befehl wieder räumen mußten, und das Feuer der italienischen Batterien auf den Fluß seine größte Stärke erreichte, durchschwamm Gary sechsmal den hochgehenden Strom, um die zerschossenen Kabel auszubessern. Seinem Einsatz war es in erster Linie zu verdanken, daß die österreichische Artillerie durch ihr vortrefflich liegendes Sperrfeuer einen Schutzgürtel vor die zurückgehende Infanterie legen konnte, den die Italiener nicht zu durchbrechen vermochten. Unentwegt hielt dieser pflichttreue Soldat in dem schweren Feuer am Flußufer aus, bis die letzten Nachhuten den Rückzug bewerkstelligt hatten.

Gary erhielt für seine verdienstvolle Tat die Goldene Tapferkeitsmedaille, aber fast noch glücklicher machte ihn die Äußerung des Kommandeurs eines vom Montello zurückgekehrten Infanterie-Regiments: „Die telefonische Verbindung über den Fluß leistete uns unschätzbare Dienste. Ich weiß nicht, wie ich ohne diese Verbindung und die hierdurch erst ermöglichte Hilfe unserer Artillerie mein Regiment wieder über den Fluß hätte zurückbringen sollen.“



Die einfachen, schlichten Vorgänge sind es oft, die inmitten des von gewaltigem Geschehen durchfluteten Großkampfes in ergreifender Weise zum Ausdruck bringen, wie tief das Pflichtbewußtsein im deutschen Soldaten verwurzelt ist. So hat Sptm. Engelhardt, Bataillonskommandeur im holsteinischen Res. Inf. Regt. 31, ein Erlebnis aus der „Osterschlacht bei Arras“ 1917 festgehalten, das für sich selbst spricht.

Von seinem Gefechtsstand bei Guemappe hatte der Kommandeur seit längerem den am rechten Flügel seines Batail-

lons tobenden Kampf beobachtet. Drei Angriffe der Engländer waren zusammengebrochen, aber plötzlich verstummte das an dieser gefährdeten Stelle eingesetzte schwere M.G. Deutlich war vom Gefechtsstand zu erkennen, daß sich die Engländer daraufhin sofort wieder vorzuarbeiten versuchten. Qualmwolken detonierender Handgranaten machten die weitere Beobachtung unmöglich. Gleich darauf sah Sptm. Engelhardt einen einzelnen Mann in langen Sprüngen auf seinen Gefechtsstand zueilen. Der Kommandeur lief dem Mann entgegen, und das, was sich jetzt abspielte, hat Sptm. Engelhardt selbst mit den folgenden packenden Worten geschildert:

„Mensch, was ist los?“ — Mit schwer arbeitender Brust keucht der Gefreite, während er sich zu militärischer Haltung zusammenreißt: „Einen neuen Lauf, Herr Hauptmann, ich muß einen neuen Lauf haben!“ — Sein Auge glüht, sein Atem fliegt. Stoßend kommt sein Bericht. Eine Granate, die dicht bei seinem Trichter einschlug, hatte ihm den Lauf und unglücklicherweise auch den Reserve-lauf seines Gewehres durch Sprengstücke zerschlagen und außerdem zwei Mann von der Bedienung verwundet. Leute will er im Augenblick nicht haben: „Zu dreien kommen wir doch nicht nach vorn. Wir werden schon allein fertig. Aber einen Lauf muß ich haben, Herr Hauptmann!“ — Einen Augenblick sieht ihm der Kommandeur in die heißen Augen: „Sie sollen Ihren Lauf haben!“ — Fünf Minuten später hat der Gefreite seinen Lauf, und eine weitere Minute später sieht man ihn, den Lauf in der schwingenden Faust, wieder nach vorn jagen mit denselben langen Sägen und abermals wie rasend beschossen. Die Herzen aller Beobachter liefen mit ihm. Und keiner sprach, und jeder dachte es: „Heiliger Himmel, den Mann darfst du nicht fallen lassen.“ — Der Himmel selber freute sich seiner Tat und ließ ihn heil zurück zu seinem Maschinengewehr kommen. Ein schweres „Gott sei Dank“ rang sich aus den Herzen von Kommandeur und Adjutant, als er mit einem letzten, sichtlich frohen Satz in seinen Granattrichter sprang. Und wenige Minuten später bekam seine Freude eine Sprache. „Tack-Tack-Tack-Tack“, jubelte das Maschinengewehr zum Zeichen seiner Wieder-



genesung über das Feld. Dann lag es weiter mit gierig weit vorgestrecktem rundem Maul lautlos auf der Lauer nach neuer Beute."



Auch der Verwundete untersteht noch dem eisernen Gesetz der Pflicht. Zu Beginn der Marneschlacht 1914 war der Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade, General v. Schach, mit einigen Offizieren seines Stabes zur Erkundung vorgeritten. Als die Reiter das von Patrouillen unbefetzt gemeldete Dorf Morains le Petit erreichten, stießen sie im Abenddunkel überraschend auf eine französische Nachhut, die sofort das Feuer eröffnete. Dem General wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst verwundet. Es gelang dem Ordonnanzoffizier, Oblt. v. Schleinitz, und einem Pferdeburtschen, den Verwundeten ein Stück auf der Chaussee zurückzuschleppen, wo zum Glück die Stabsordonnanzen mit den Reservepferden zur Stelle waren.

Aber das heftige Verfolgungsfeuer der Franzosen verhinderte auch hier ein Aufsitzen. Die Stabsordonnanz erhielt einen Kopfschuß, das zweite Pferd, auf das der General mit Mühe gehoben werden konnte, brach verwundet zusammen. Da die Franzosen jeden Augenblick nachstoßen konnten, preschte der Adjutant, Sptm. v. Bismarck, zurück, um Hilfe herbeizuholen. Auch seine übrigen drei Begleiter schickte der General fort. Oblt. Frhr. v. Schleinitz weigerte sich jedoch, seinen verwundeten General allein zu lassen. Da richtete sich General v. Schach hoch: „Schleinitz, ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl, zurückzugehen. Sie sind nicht bei mir, sondern bei der Brigade Ordonnanzoffizier!"

Der Oberleutnant gehorchte. In atemlosen Lauf eilte er zurück, um die erste beste Truppe zu alarmieren. „Nun lag ich", so schildert General v. Schach die nächsten Minuten, „allein auf der Straße im hellen Mondschein, einige hundert Schritt vom Dorfrand, den die Franzosen noch besetzt hielten, denn sobald sich der nahe bei mir liegende Lichtenberg (die verwundete Stabsordonnanz) bewegte, riefen sie: ‚Qui vive' und schossen, aber sichtlich schlecht." — Zum Glück war Oblt. v. Schleinitz schon nach kurzer Zeit mit einem

Trupp Grenadiere zur Stelle und konnte den verwundeten Brigadefeldkommandeur aus seiner gefährlichen Lage befreien. —

Die Pflicht steht vor der Kameradschaft. In einer Abwehrschlacht des Jahres 1917 hatte Lt. Paul Schmidt, Ordonnanzoffizier im Spandauer Garde-Grenadier-Regiment Nr. 5, den Auftrag erhalten, einen wichtigen Befehl persönlich in die vorderste Linie zu bringen. Auf dem Wege dorthin wurde er in einem Hohlweg durch Granatsplitter schwer verwundet. Der ihn begleitende Meldeläufer versuchte sofort, den verwundeten Offizier zu bergen und in irgendeinen in der Nähe befindlichen Unterstand zu schaffen. Aber der Leutnant lehnte ab: „Lassen Sie mich liegen! Der Auftrag ist dringend. Eilen Sie nach vorn und geben Sie den Befehl des Bataillons dem ersten Kompanieführer, auf den Sie stoßen. Er soll den Befehl sofort an die übrigen Kompanien weiterleiten. Laufen Sie!“ — Der Meldeläufer hastet davon. Er erledigt seinen Auftrag, hält sich keinen Augenblick auf und eilt in langen Sätzen zurück. Nur eine Viertelstunde ist der Meldeläufer unterwegs gewesen, aber als er den Hohlweg wieder erreicht, sieht er, daß er zu spät gekommen ist. Im Hohlweg frische, noch rauchende Granatrichter, und in ihrer Nähe liegt tot der Ordonnanzoffizier, der so, wie es General v. Schach getan, auch als Schwerverwundeter seine Person bedingungslos der soldatischen Pflicht unterordnete. —

Die Schlachtfelder des Weltkrieges hatten viele erschütternde Szenen gesehen, in denen sogar für den sterbenden Soldaten das eigene Ich zurücktrat vor der Allgewalt der Pflicht. Da lag auf dem Fort Douaumont im März 1916 der junge Leutnant v. Fölkersam, Bataillonsadjutant in einem märkischen Regiment. Ein Granatsplitter in den Hinterkopf hatte ihn so schwer verwundet, daß die Ärzte ihn aufgegeben hatten. Er litt schwer. Kameraden suchten den Verwundeten auf, um ihn in seinen Schmerzen zu trösten und aufzumuntern, aber der Offizier wußte, daß seine Stunden gezählt waren. Mühsam richtete er sich auf und nahm von seinen Kameraden mit den Worten Abschied: „Sagt meinem Vater, daß ich meine Schuldigkeit getan habe!“ —

Die gleiche Haltung wie dieser aus altem Soldatengeschlecht stammende Offizier brachte auch der Befreite



Schnachenberg vom Füsilier-Regiment 34 in seinen letzten Augenblicken auf. Er war im flandrischen Trichterfeld an dem Großkampstag des 26. September 1917 beim Granatwerferzug die Seele des Widerstandes. Sein Werfer war zerschlagen, aber der tapfere Befreite hatte zum Karabiner gegriffen und sandte — auf dem Trichterrand kniend — Schuß auf Schuß in die britischen Reihen. Da warfen ihn, unmittelbar hintereinander folgend, zwei Bauchschüsse zu Boden. Wenige Meter von dem Befreiten kämpft sein Zugführer, Pfw. Geske. Zwei Jahre haben die beiden Feldgrauen Freud und Leid geteilt. Noch einmal rafft sich der Todwunde auf, kriecht zu seinem Zugführer hin und bringt stoßweise die Worte hervor: „Gerr Feldweibel ... zwei Bauchschüsse ... muß sterben ... meine Pflicht habe ich getan ...“

Im September 1918 war der Off.Stello. Tietz vom westfälischen Inf.Regt. 56 tödlich verwundet in Gefangenschaft geraten, durch einen Gegenstoß aber wieder befreit worden. Der alte Soldat wußte, daß ihm niemand mehr helfen konnte, die beiden Brustschüsse waren zu schwer. Nur mühsam konnte der Sterbende noch sprechen. Er winkte sich einen Unteroffizier heran und flüsterte ihm zu: „Franzosen ... Regimenter 406 und 416. Vorsehen! Feind hat Flammenwerfer ...“ Dann streckte er sich und starb. Meldung über den Feind — das war der letzte Gedanke gewesen, der diesen alten Soldaten von 1914 beseelte. —

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen Soldaten, die gefaßt und klaglos sich zum Sterben legten. In der Abwehrschlacht vor Verdun, im August 1917, hielt das hannoversche Res.Inf.Regt. 74 die Höhe 304 unerschütterlich gegen die aus Front und Flanken gegen den Höhenrücken brandenden Angriffe. Der Zusammenprall auf der von Trichtern zerrissenen Höhe war hart. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit äußerster Erbitterung geführt. Der Franzose hat bereits den „Toten Mann“ und den „Termitenhügel“ rechts und links der Höhe 304 erstürmt und will jetzt auch in mächtigem Stoß die tapferen Verteidiger von diesem Höhenrücken herunterwerfen; die Niedersachsen aber wissen, daß von ihrem Standhalten das Schicksal dieses ganzen Frontabschnitts abhängt. Sie kämpfen hier den größten Kampf

ihres Lebens, der ihre Taten von St. Quentin 1914 und den Hochvogesen 1915 noch in den Schatten stellt.

Verwundete decken die aufgerissenen Flanken. Stoß und Gegenstoß prallen aufeinander. Auf nächste Schußentfernung wird das Feuergefecht geführt. Lt. Solden kämpft mit Pistole und Handgranate. Neben ihm gibt sein Kamerad, Lt. Ostermann, in stehend freihändigem Anschlag Schuß auf Schuß ab. Er und seine Waffe sind unzertrennlich. Seit drei Jahren hat er sich von seinem Gewehr, das er schon als Unteroffizier führte, nicht getrennt. Im Anschlag stehend, sinkt Lt. Ostermann durch die Brust getroffen zusammen. Mit letzter Kraft richtete sich der Sterbende auf und reicht seinem alten Kampfgefährten Solden sein Gewehr mit den Worten: „Es schießt links...“

Ist es nicht, als ob hier durch das Kampfgetümmel die wehmütigen Klänge des Liedes vom „Guten Kameraden“ ziehen: „...Sie hat ihn weggerissen ... er liegt zu meinen Füßen ... mein guter Kamerad ...“ Den Tod vor Augen hat Lt. Ostermann, dieser harte Frontsoldat, nur einen Gedanken — nicht sein eigenes Schicksal, nicht Vater und Mutter oder Heimat: *Seine Waffe*. — „Zier, Kamerad, nimm mein Gewehr! Es schießt links ...“



Der Krieg kehrt mit eisernem Besen die Spreu vom Weizen. Er hält unter den Männern am Feind eine ständige, unerbittliche Musterung ab und nimmt im Feuer der Schlachten eine soldatistische Auslese vor, bei der weder die Herkunft mitspricht, noch Bildung und Wissen ausschlaggebend sind, sondern nach einem Wort des Generaloberst v. Seeckt „der Charakter entscheidet“.

Zu welchen Leistungen sich Männer aus Reih und Glied, Männer mit unbeugsamem Charakter aufzuschwingen vermochten, welche soldatische Größe sich oft in den Söhnen aus den ärmsten Schichten des Volkes verkörperte, soll hier in knappen Zügen an den kriegerischen Taten eines der besten und härtesten Soldaten, den die deutsche Infanterie im Weltkrieg hervorgebracht hat, dargestellt werden. —

Dem Tagelöhnersohn *Heinrich Jordan* war es nicht an der Wiege gesungen, daß er einst den Offiziersrock der



alten kaiserlichen Armee tragen und es in der kleinen Reichswehr bis zum Stabsoffizier bringen würde. Es war eine harte Kindheit, die er in dem kleinen hessischen Dörfchen bei Kassel verbrachte. Der Vater war früh gestorben und hatte eine Witwe mit sieben Kindern hinterlassen. So war die Sorge ständige Hausgenossin, und Heinrich Jordan — beim Tode des Vaters erst zehn Jahre alt — mußte als Zweitältester bei der Feldarbeit tüchtig mit anpacken. Da war wenig von kindlicher Freiheit und frohem Spiel die Rede; statt dessen hieß es Rüben verziehen, Kartoffeln buddeln, Stallarbeit leisten und mit dem Lohn der Mutter helfen, die kleinen Geschwister satt zu bekommen.

Aber mochte es auch sonst wenig Freizeit geben: Wenn Soldaten durch das Dorf kamen, dann war der Junge nicht zu halten, dann brach das Soldatenblut mit elementarer Gewalt in ihm durch. Er war aus den Ställen und Unterkünten der einquartierten Truppen nicht herauszubekommen, und rückte die Truppe ab, so lief er weite Strecken durch Feld und Flur mit den Marschkolonnen der Infanterie mit oder ritt — von einem Reiter in den Sattel gehoben — mit den hessischen Dragonern durch das Land, ohne den einsamen, stundenlangen Rückweg zu scheuen. —

In einem seiner innigen Jugendbriefe hat Generalfeldmarschall v. Mackensen, der nach dem Willen seines Vaters Landwirt werden sollte, seiner Mutter das Bekenntnis abgelegt, daß es bei ihm „innerste, aufrichtigste, fast eine zügellose Passion“ sei, die ihn zum soldatischen Beruf hinziehe. Auch in dem Tagelöhnersohn Heinrich Jordan, der sich schon in jungen Jahren tüchtig heraufgearbeitet hatte, brannte diese heiße Leidenschaft zum soldatischen Dienst, und er wartete nicht erst ab, bis er gemustert und eingezogen wurde, sondern meldete sich freiwillig zum Eintritt in das Inf.-Regt. 56 in Wesel. Hier fand sich der junge Rekrut so schnell in die straffe militärische Zucht und den Exerzierdienst hinein, daß sein Kompaniechef ihn schon nach der Rekrutenbesichtigung als Gruppenführer vor die Front zog. Nach Ablauf des ersten Dienstjahres wurde er Gefreiter, und der Hauptmann vertraute diesem vielversprechenden Soldaten eine Abteilung Rekruten zur Ausbildung an, deren Leistungen bei der Besichtigung die besondere Anerkennung des Regimentskommandeurs fanden. Es ergab sich fast von

selbst, daß dieser geborene Soldat, der nach zweijährigem Seeresdienst zum Unteroffizier befördert worden war, nach Ablauf seiner Dienstzeit bei der Fahne blieb und sich auf zwölf Jahre verpflichtete.

Im Hinblick auf seine späteren außergewöhnlichen Leistungen vor dem Feind ist es bezeichnend, daß Uffz. Jordans soldatische Tüchtigkeit sich nicht auf dem Kasernenhof und im Exerzierdienst erschöpfte, sondern seine ganze Leidenschaft dem Schießstand und vor allem dem Felddienst gehörte. Bei allen Übungen, mochten sie auch im kleinen und kleinsten Verbandsabteilungen abgehalten werden, handelte Uffz. Jordan mit sicherem soldatischen Instinkt kriegsmäßig. Manch einem seiner „Begner“ erging es so schlimm, wie jenem Feldwachhabenden und seiner Truppe, die den Ernst des Felddienstes noch nicht erfaßt und sich allzu friedensmäßig verhalten hatte und zu ihrem Schrecken feststellen mußte, daß eine „feindliche“ Patrouille ihnen eine ganze Gewehrpyramide gewissermaßen unter dem Leibe weggezogen hatte. Zu diesem feinen Patrouillendienst Jordans bemerkte der Kompaniechef in seiner Kritik: „Nur durch Übungen solcher Patrouillengänge, wie sie Uffz. Jordan hier durchgeführt hat, wird der Soldat im Ernstfall jeder Anforderung gewachsen sein und in jeder Lage das Richtige treffen.“ —

Jordan, der im August 1914 als Sergeant ins Feld rückte, sollte seinem alten Kompaniechef beweisen, daß er der Mann war, um jede, auch die schwierigste Lage am Feinde zu meistern. Zu Beginn des Feldzuges schien das Schicksal ihm zunächst aber keine Gelegenheit zur Entfaltung seiner kriegerischen Fähigkeiten geben zu wollen. Bereits bei der Feuerprobe seines Regiments wurde Jordan — noch ehe er den ersten Feind zu Gesicht bekommen hatte — durch zwei Schrapnellschüsse in Hand und Arm verwundet. Der zähe Unteroffizier weigerte sich, seine Truppe zu verlassen und machte trotz heftiger Schmerzen noch mehrere Tage den Vormarsch seines Regiments mit, bis eine bösartige Entzündung der Wunden seinen sofortigen Abtransport ins Lazarett notwendig machte.

Wie der einäugige Sptm. Seiler war auch Sergeant Jordan während der Genesung nur von dem einen Gedanken beherrscht: Wie komme ich auf schnellstem Wege wieder zu meinem Regiment? Als daher der Sergeant an dem Tage, an dem er vom Lazarett zum Ersatzbataillon entlassen werden



sollte, Transportzüge des holsteinischen Reservekorps, das bisher den Küstenschutz an der Nordsee ausgeübt hatte, auf der Fahrt nach Frankreich durchrollen sah, schloß er sich, ohne einen Augenblick zu zögern, dem Lübeckischen Inf.-Regt. 162 an, geriet mit diesem Regiment in Löwen in jenen blutigen Straßenkampf, der eine der bösesten Episoden des belgischen Franktireurkrieges darstellte, gelangte Mitte September bis zum Chemin des Dames, wo die Aisneschlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte und wurde hier — bevor er noch sein Regiment erreicht hatte — wieder durch einen Schrapnellschuß, der den Unterschenkel von der Wade bis zum Fußknöchel aufriß, verwundet. Schon einen Monat später aber war Sergeant Jordan mit kaum verharschter Wunde wieder im Felde und meldete sich strahlend bei seinem Regiment und seiner alten 8. Kompanie zurück.

Das Inf.-Regt. 56 lag damals, im Oktober 1914, mit dem ganzen westfälischen Korps in Französisch-Flandern an der La-Bassée-Front, die bei allen dort eingesetzten Regimentern tiefe Spuren hinterlassen hat. Der Stellungskrieg an der Westfront 1914/15 hat in der Kriegsgeschichte nicht die Beachtung gefunden, die er verdiente. Er wurde von den Feldzügen im Osten und den späteren gewaltigen Abwehrschlachten völlig in den Schatten gestellt. Und doch wurde kaum jemals wieder auf beiden Seiten mit solcher Zähigkeit, Erbitterung und bedenkenloser Aufopferung gefochten, wie zu dieser Zeit in Flandern, bei La Bassée und Arras, in der Champagne und im Gebiet zwischen Maas und Mosel, im Argonnerwald und in den Hochvogesen. Wenn die „Falkensteiner“ vom Inf.-Regt. 56 in der kurzen Zeit vom Oktober 1914 bis zum Januar 1915 im Stellungskrieg bei La Bassée annähernd 2000 Mann verloren, darunter 550 Gefallene — Verluste, die einem zweimaligen Einsatz im Großkampf westlicher Abwehrschlachten entsprachen —, so zeugen diese Opfer von der Härte, mit der dieser Kampf in dem überschwemmten Sumpfgelände und den verschlammten Gräben bei Lorgies, Richebourg und Festubert ausgefochten wurde.

Jordan hatte sich schnell in die neuartigen Kampfbedingungen des Stellungskrieges hineingefunden und sich durch manche schneidige Tat im Bataillon einen Namen gemacht. Seit dem Oktober 1914 trug er das E. K. II. Er war Vizefeldwebel geworden und bald darauf wegen Tapferkeit vor

dem Feinde zum Offizierstellvertreter befördert worden. Manch eine schwierige Sonderaufgabe hatte dieser tüchtige Zugführer schon bewältigt, aber der schwerste und zugleich ehrenvollste Auftrag harnte seiner am 25. J. 1915, jenem grimmen Sturmtage, der in der Geschichte seines Regiments als „schwarzer Tag“ verzeichnet steht.

Auf breiter Front waren an diesem Tage mehrere Regimenter zum Angriff auf die starken britischen Befestigungen bei Givenchy angesetzt. Am Morgen dieses Tages erhielt Off.Stellv. Jordan von seinem Kompanieführer den Befehl, kurz vor Beginn des allgemeinen Sturmangriffs mit mehreren Gruppen ausgesuchter Mannschaften und zugeteilter Pioniere in die englischen Drahthindernisse einzudringen und Sturmgassen zu schneiden. Am helllichten Tage mit einigen Gruppen über das Niemandsland vorzustürmen und sich angesichts des Feindes durch die tiefen Drahtverhaue hindurchzubeißen war eine Aufgabe, die von dem Führer wie von jedem einzelnen Mann rücksichtsloses Draufgehen, gepaart mit Kaltblütigem, schnellem und geschicktem Handeln, erforderte.

Zehn Minuten vor Sturmbeginn gab Jordan seinen Männern das Zeichen zum Vorbrechen. Mann neben Mann schwang sich über die Brustwehr des Grabens, und wie eine Windsbraut segten die vier Gruppen über das Niemandsland. „Es war ein Wettlaufen mit den eigenen Granaten. Wir waren schon mit dem Zerschneiden der Drähte beschäftigt, als die letzten deutschen Geschosse nicht weit von uns kreppten. Wie schnell und mit welcher Gründlichkeit meine Männer die Stacheldrahtverhaue zerstörten, ist mir heute noch unklar“, heißt es in Jordans Bericht. — Da das deutsche Granatfeuer die englische Besatzung noch niederhielt, war das Durchschneiden der Hindernisse ohne Verluste abgegangen. Gerade waren die westfälischen Musketiere und Pioniere dabei, die letzten Drahtschlingen in den geschnittenen Gassen zu beseitigen, als es in der britischen Stellung lebendig wurde. Von der rechten Flanke begann ein britisches Maschinengewehr die Drahthindernisse abzustreichen, und aus dem nahen Graben peitschten die ersten Schüsse auf.

Jetzt ging es um Bruchteile von Sekunden. „Auf! Vorwärts!“ — Off.Stellv. Jordan ist hochgeschneilt, seine



32 Mann mit ihm. In wildem Lauf durchqueren sie die letzten 30 Meter bis zu dem britischen Graben. Da hat jenes verhängnisvolle flankierende Maschinengewehr die Sturmabteilung gefaßt. Mit vernichtender Wirkung mährt die Geschossgarbe die Reihen nieder. Mann neben Mann bricht im Lauf zusammen. Jordan erhält einen Streifschuß über beide Schulterblätter, er beachtet ihn nicht, setzt mit der Pistole in der Faust zum Sprung in den englischen Graben an, da wirft sich ihm ein britischer Offizier entgegen. Es ist ein Zweikampf auf wenige Schritte Distanz. Jordan hat seine Armeepistole hochgerissen, der Brit seinen Colt. Beide feuern gleichzeitig. Der englische Offizier schlägt mit einem Kopfschuß rücklings gegen die Grabenwand, sein Geschosß sitzt in Jordans Oberarm. Schon bersten auch die Handgranaten der Pioniere in der englischen Stellung, schaffen rechts und links von der Einbruchsstelle Luft. Jordan hat mit seinem Sturmtrupp im feindlichen Graben Fuß gefaßt. Aber als er sich jetzt umsieht, krampft sich ihm doch sein Herz zusammen. Von seinen 32 Mann hat er noch drei seiner Musketiere und zwei Pioniere bei sich, alle anderen liegen auf dem kleinen Geländestreifen zwischen Hindernis und Graben hingestreckt.

Aber es blieb keine Zeit, bei den gefallen Kameraden zu verweilen. Mit seinen fünf Mann mußte Feldwebel Jordan sich hier in der englischen Stellung festklammern und vor allem jenem flankierungsstützpunkt zu Leibe gehen, sonst wurde der Sturmangriff der Kompanie im Keim erstickt. Mit einem Pionier geht Jordan gegen den Stützpunkt vor, aber noch sind sie nicht auf Nahkampfsentfernung heran, da hat den Pionier der Schuß eines englischen Scharfschützen getötet, und Jordan wirft ein Treffer in den Oberschenkel zu Boden. Es ist seine dritte Verwundung an diesem Tage. Mit Mühe und Not gelangt der Feldwebel zu seinen letzten drei Mann zurück.

Inzwischen war der Sturm des Regiments — teils nach wilden Nahkämpfen in den ersten englischen Linien, teils wie bei Jordans Kompanie bereits im Niemandsland im flankenfeuer eines unerschütterten Begners gescheitert. So befanden sich die vier einsamen Männer in einer unhaltbaren Lage. Sie mußten auf schnellstem Wege zurück. Bei dem Versuch, durch die Gassen des Drahthindernisses zur

eigenen Linie zu gelangen, traf Jordan ein schwerer Hüftschuß, der ihn bewegungsunfähig machte.

Utffz. Hartmann und die letzten Getreuen der Sturmabteilung wollen ihren schwerverwundeten Führer über das beschossene Feld zurückschaffen. Aber Jordan befiehlt ihnen, zunächst einen arg zugerichteten Pionier, der dem Verbluten nahe ist, fortzubringen. Er könne warten. Ein Mann bleibt bei Jordan zurück. Im Begriff, seinen Zugführer zu verbinden, erhebt sich Jordans Begleiter einen Augenblick über den deckenden Trichterrand, da hat ihn schon ein britischer Schütze aufs Korn genommen, und — die Verbandpäckchen noch in der Hand — sinkt der Brave mit einem Kopfschuß tot über Jordan zusammen.

Von Wundfieber und Schmerzen geschüttelt lag Off.Stellv. Jordan allein zehn Stunden in der Januarkälte, umtost von den Einschlägen des auf beiden Seiten aufflammenden Artilleriekampfes. Bei Einbruch der Dunkelheit versucht der Schwerverwundete mühsam, sich Zoll für Zoll zurückzuarbeiten, als er plötzlich flüsternde Stimmen hört: „Hier muß er liegen!“ Es war sein treuer Utffz. Hartmann, der sich mit einigen Männern auf die Suche begeben hatte ...

Sieben Schüsse hatte Off.Stellv. Jordan in den ersten sechs Monaten des Feldzuges abbekommen. Auch manch ein ausgesprochen zäher Soldat wäre danach „weich“ geworden, aber Jordan war wie ein guter Stahl, der im Feuer nur noch härter wird. Von seinem Feldlazarett aus setzte er alle Geibel in Bewegung, um nicht etwa in die Heimat und damit zum Ersatzbataillon zu kommen, sondern so schnell wie möglich zum Regiment zurückzukehren. Mit noch offenen Wunden findet er sich schon Anfang März wieder bei der Truppe ein, um sich hier als „Revierfranker“ auszuheilen. Der Regimentskommandeur, der wußte, was das Inf.-Regt. 56 an diesem seltenen Soldaten besaß, ließ Jordan unter scharfer Obhut des Arztes und hielt ein wachsameres Auge auf ihn, damit dieser Draufgänger nicht zu früh wieder in die Front einrückte.

Aber in diesem unruhigen Frühjahr 1915 traten sehr bald außergewöhnliche Ereignisse ein, die einer Kämpfernote wie Feldwebel Jordan das Zurückbleiben unmöglich machten. Als Vorspiel zu der großen Frühjahrsoffensive 1915 holte Marschall French an der La-Bassée-Front zu einem über-



raschenden Schlage aus, um den vor Lille gezogenen Schutzriegel der deutschen Linien aufzusprengen. Seine letzten Reserven mußte das westfälische Korps einsetzen, um diesen Gewaltstoß aufzufangen. Auch Jordans alte Kompanie, die 8./56, die gerade in Ruhe gekommen war, wurde alarmiert und rückte eilends ab. Off.Stellv. Jordan sah von seinem Genesungsquartier aus die Kompanie vorüberziehen: der erste Zug war vorüber, der zweite folgte, jetzt kam der dritte, sein alter Zug. Vertraute Gesichter lachten ihn an, seine Mannschaften winkten ihm zu ... und jetzt konnte diesen Soldaten nichts mehr zurückhalten. Im Augenblick waren Koppel und Pistole umgeschnallt, Meldung beim Kompanieführer, Sändeschütteln, und Off.Stellv. Jordan führte seinen alten Zug in die Abwehrschlacht.

Vorn ging es heiß her. In den verschütteten deutschen Linien tobte ein wilder Nahkampf. Kaum waren die eigenen Gräben vom Feinde gesäubert, als der Brite nach schwerem Wirkungsfeuer zu neuem Stoß ansetzte. Er warf als Opfertruppe die indische Meerut-Division ins Feuer. Dreimal, viermal, fünfmal stürmten die braunhäutigen Inder, ihre Sichelmesser schwingend, mit wildem Schlachtruf an, aber das Schnellfeuer der Westfalen sprengte ihre Linien vor und in den Drahtverhauen auseinander. In einfachen, packenden Worten schildert Off.Stellv. Jordan, dessen Kompanie hier im Brennpunkt des Kampfes stand, seine Eindrücke in dieser Abwehrschlacht: „Die britischen Kolonialtruppen hatten unglaubliche Verluste, so daß ihre Toten übereinandergeschichtet vor unseren Verhauen lagen und von ihren eigenen Kameraden als Deckung gegen unser Feuer benutzt wurden. Ich bin der Überzeugung, daß auch nicht einer von ihnen in einer Verlustliste erschienen ist, denn bei keinem einzigen fand ich eine Erkennungsmarke oder irgendeinen Hinweis, wodurch die Persönlichkeit hätte festgestellt werden können.“ —

Seit diesem Tage blieb Jordan in seiner Kompanie und heilte sich in der Front aus, wo der Nachhall der Märzschlacht von Neuve Chapelle bereits in die aufflammende Artillerieschlacht der britisch-französischen Maioffensive zwischen La Bassée, Loretto und Arras überging. In dieser Maischlacht 1915, in der das Kräfteverhältnis 4 : 1 zuungunsten der deutschen Verteidiger war, und im Zentrum

der deutschen Schlachtfrent bei La Bassée nach einem Wort von Hermann Stegemann „Westfalen wie der Fels in der Brandung“ standen, verdiente sich Jordan die Offiziersachselstücke. Am 16. Mai, als die Schlacht ihren Höhepunkt erreichte, erkannte Jordan, der mit seinem Zuge hinter der vordersten Linie in Reserve lag, wie sich nach einem orkanartigen Feuerwirbel feindliche Massen zum Angriff entwickelten. Um die schwache Besatzung der vordersten Linie, die arg zusammengeschossene s./56, zu unterstützen, entschloß sich Jordan, auf eigene Verantwortung einzugreifen und riß seinen Zug durch das Sperrfeuer in den ersten Kampfgraben vor. Er traf wie ein Bote des Himmels im rechten Augenblick bei den Resten der s. Kompanie ein und konnte mit seinen 50 Mann entscheidend bei der Abwehr des britischen Angriffs mitwirken.

Vor der Front der 56er zerstäubten die englischen Sturmwellen im Trichterfeld, dagegen konnten sie aber rechts in die völlig zertrommelte Stellung der 57er tief einbrechen. Auch für die s./56, deren rechte Flanke aufgerissen war, folgten jetzt böse Stunden. Der Kompanieführer, Lt. Mitteleldorf, fiel; der letzte Offizier wurde verwundet. So übernahm Off.Stellv. Jordan den Befehl über den gesamten Kompanieabschnitt. Die Besatzung bot aus Resten der s./56, seinem Zuge und einigen Gruppen der 57er ein buntes Gemisch. Aber diese durcheinandergewürfelte Truppe wurde unter Jordans Führung zu einem harten Block, an dem sich der Brite die Zähne ausbeissen sollte. Underthalb Tage hielt die Kampfgruppe Jordan allen Angriffen aus Front und Flanke Stand, und als in der Abenddämmerung ein überraschender Vorstoß schottischer Hochländer vom Rücken her erfolgte, warf sich Jordan selbst hinter das einzige schwere Maschinengewehr und sprengte auf nahe Schußentfernung die schottischen Sturmhaufen in alle Winde. Zum erstenmal bediente hier Off.Stellv. Jordan jene Waffe, mit der er später noch oftmals böse Verheerungen in den feindlichen Reihen anrichten sollte. — Jordan, der durch sein schnelles Eingreifen und seine entschlossene Führung an der britischen Einbruchsstelle größeres Unheil verhütet hatte, wurde mit dem E. K. I. ausgezeichnet und bald darauf wegen hervorragender Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert. War schon das E. K. I. im Frühjahr 1915 eine äußerst



seltene Auszeichnung für Unteroffiziere, so dürfte Jordan von den aktiven Unteroffizieren, die 1914 noch als Sergeanten ins Feld gerückt waren, der erste in der Armee gewesen sein, der schon im Verlauf der ersten zwölf Feldzugsmonate die Offiziersacktasche erhielt.

Ein halbes Jahr lang stand Lt. Jordan in den Reihen der „Bergkompanie“ der 56er im Minierkrieg, dann forderte der aufreibende Kampf in den triefenden Stollen tief unter der Erde auch von diesem zähen Soldaten seinen Zoll. Eine schwere Lungen- und Rippenfellentzündung packte ihn und warf ihn mehrere Monate aufs Krankenlager. Nach seiner Genesung kam Jordan nicht zu seinem Stammtruppenteil, sondern zum Halberstädter Inf.Regt. 27 ins Feld, mit dem er im Juli 1916 drei Wochen in der Sommeschlacht focht. Jordan überstand diese schwerste und blutigste aller Abwehrschlachten, in der die 27er nahezu 70 Prozent ihrer Kampfkraft einbüßten, als einziger Offizier seiner Kompanie.

Aber die Sehnsucht nach seinem westfälischen Regiment ließ diesen alten Aktiven nicht ruhen. Einen Monat später hatte er die Versetzung zu seinem Stammregiment durchgesetzt. So kam Lt. Jordan direkt von der Somme zum „Toten Mann“, und damit ihm auch keine einzige von den Großkampffronten des Jahres 1916 vorenthalten blieb, rückte das Inf.Regt. 56 im Spätherbst 1916 an die Nordfront vor Verdun, in den berühmten Abschnitt hart am Fort Douaumont, wo es von der französischen Offensive kurz vor Weihnachten mit voller Wucht getroffen wurde.

Das Unglück wollte es, daß die linke Nachbartruppe der Westfalen eine zumeist aus Landwehr zusammengesetzte Division war, die, zum erstenmal in einer westlichen Abwehrschlacht stehend und mit den besonders schwierigen Kampfverhältnissen vor Verdun nicht vertraut, unter dem französischen Stoß zusammenbrach und somit dem Feind den Weg in den Rücken der Westfalen öffnete. Das in vorderster Linie eingesetzte III./56 wurde von den Franzosen umzingelt und in mehrstündigem erbittertem Ringen vollständig niedergekämpft. Nur einige Wenige von dem auf verlorenem Posten fechtenden Bataillon konnten den französischen Ring sprengen. Unter diesen befand sich auch Lt. Jordan, der jetzt Führer der 3. Maschinengewehr-Kompanie war. Auch Lt. Jordan sah sich von französischen Sturmhaufen bereits

im Rücken angefallen, aber dieser stets bewährte Soldat war auch dieser Lage gewachsen. An der Spitze eines kleinen Trupps brach er in wildem Sandgranatenkampf durch die Franzosen zu seinen rückwärtigen M.G.-Stützpunkten durch, die jetzt im Dauerfeuer die feindlichen Sturmwellen solange in die Trichter bannten, bis das von Lt. Jordan persönlich alarmierte Reserve-Bataillon aus der jedem Verdunkämpfer wohlbekannten Gassoule-Schlucht vorbrach und sich dem Feind hart vor den bedrohten Batterien entgegenwarf.

Wenige Monate später konnten die „Falkensteiner“ am Chemin des Dames den Franzosen den Schlag von Verdun zurückzahlen, und unter den vielen 60ern, die sich in dieser Abwehrschlacht einen Namen machten, nimmt Lt. Jordan wieder einen besonderen Platz ein. Dieser unverwundliche Soldat setzte sich hier auf den zerflüsteten und aufgewühlten Gängen des Winterberges nicht nur wieder mit seinem gewohnten rücksichtslosen Schneid im Kampf ein, sondern er erwies sich zugleich als ein Meister der M.G.-Taktik, der seinen alten Kameraden von der Infanterie wertvollste Waffenhilfe leistete.

Als die Westfalen am 5. Mai 1917 in die Aisne-Champagne-Schlacht rückten, hatte der französische Oberbefehlshaber, General Nivelle, nach vergeblichem dreiwöchigem Ansturm seine Elitetruppen zu einer letzten Kraftanstrengung gegen die Bergfront am Chemin des Dames vorgerissen. Nach einem unheimlichen mehrtägigen Feuerwirbel seiner auf schmalem Raum zusammengeballten Artilleriemasse hatte der Franzose Craonne genommen und auf dem Winterberg Fuß fassen können. An dieser Wetterecke wurden die Westfalen der 14. Division am 6. Mai vormittags zum Gegenangriff angesetzt.

Der mit allen Tücken des westlichen Großkampfes vertraute Lt. Jordan hatte vor Beginn des Gegenstoßes einen kühnen Entschluß gefaßt. Er wartete nicht ab, bis die beiden zum Sturm angesetzten Bataillone ihren schweren Gang durch die Sperrfeuerzone antraten, sondern eilte mit einem Zuge seiner M.G.K. noch vor der Bereitstellung der Sturmtruppe in die vorderste Linie am Osthang des Winterberges und nistete sich hier geschickt ein, um durch flankierendes Feuer der Infanterie den Weg zu ebnen. Seine Absicht gelang voll und ganz. Ohne Verluste brachte Jordan die unter



dem schweren Gerät keuchenden Gewehrbedienungen auf unbeschreiblichen Anmarschwegen nach vorn und legte sich mit seiner Mannschaft auf die Lauer. Als sich die beiden Sturm-*bataillone* unter schweren Verlusten durch die feurige Wand des französischen Sperrfeuers im Ailletgrund Bahn gebrochen hatten und jetzt von der französischen Stellungsbesatzung mit rasendem M.G.- und Infanterief Feuer empfangen wurden, war Jordans Stunde gekommen. Im Dauerfeuer ließen die beiden schweren M.G. von ihrem überhöhend flankierenden Standort aus ihre Geschossgarben in die feindliche Stellung hineinprasseln. Die Wirkung war verheerend. Hier wurde ein feindliches M.G.-Nest zum Schweigen gebracht, dort ein zweiter und dritter dieser gefährlichsten Gegner der Sturmtruppe unschädlich gemacht, an anderer Stelle ganze Grabenabschnitte von der französischen Besatzung leergefegt.

Vergebens versuchten feindliche Infanteriegeschütze und Minenwerfer diesen unheimlichen Gegner zu fassen. Stets hatte Jordan schon mit seinen beiden Gewehren Stellungenwechsel vorgenommen, wenn Granaten und Minen ihn auszuräuchern suchten. Raslos war er mit seinen prachtvollen Bedienungsmannschaften tätig: Wo sich die Dampffahne eines feindlichen M.G. zeigte, wo zwischen Astverbauen französische Stahlhelme und blaues Tuch austauchten, erhoben die M.G. ihre eherne Stimme. In gleichmäßigem Rhythmus mahlten die „Kaffeemühlen“, und an diesem Tage ging bei dem vertrauten Klang der Flankierungs-Maschinengewehre in den Reihen der 56er das Wort um: „Hört! Jordan kocht wieder Kaffeewasser!“ — In der Feldzugsgeschichte des Regiments aber fand diese vorbildliche Waffenhilfe ihren Niederschlag in der folgenden treffenden Bemerkung: „Hervorragend arbeiteten während des Angriffs und nachher die Maschinengewehre der 3. M.G.K. unter Führung des auch hier absolut Kaltblütigen Lts. Jordan.“ —

Nur vier Tage stand das Inf. Regt. 56 in der Aisne-Champagne-Schlacht, aber in diesen wenigen Tagen mußten die Westfalen 280 Kameraden begraben, und jeder zweite Mann lag wundgeschossen an den Gängen des Winterberges. Der letzte Tag, der 9. Mai, wurde für die „Falkensteiner“ noch einmal ein Großkampftag. Der Franzose holte zu einem

wichtigen Gegenschlage aus, der vor allem gegen die Front des II. Bataillons unter Sptm. Busch gerichtet war.

Anhaltender Beschuß schwerer und schwerster Kaliber leitete den französischen Angriff ein. Lt. Jordan mit seinem untrüglichen Instinkt hatte rechtzeitig seine Gegenmaßnahmen getroffen und sich mit einem schweren M.G. auf dem Winterberg in einem Granattrichter eingenistet, von dem aus er das Angriffsfeld vor dem II. Bataillon in voller Breite flankierend abstreichen konnte. Von Einschlägen umloht, wartete er hier kaltblütig — den Daumen auf dem Druckstück — den Beginn des französischen Sturmangriffs ab. Neben ihm lag der Adjutant, Oblt. Kübel, als Beobachter. — Jetzt tauchte in dem qualmverhangenen Trichterfeld die erste französische Sturmwelle auf. Jordan wartet. Noch ist es nicht soweit. Aber jetzt, als er die feindliche Linie in voller Breite im Visier hat, gibt er Feuer. Seine Geschossgarbe faßt die französische Angriffswelle mit vernichtender Wirkung. Ein tolles Bild über Kämme und Korn: Stürzende, sich überschlagende Gestalten, hochwirbelnde Stahlhelme... Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett entsinken kraftlosen Händen. Aber der Franzose hat Schneid. Eine zweite, dritte und vierte Welle flutet vor, wird von den Geschossgarben, die aus der Flanke, ja halb vom Rücken her ihre Linie entlangfegen, zerrissen, auseinandergesprengt, und dort wo der Franzose mit dem Mute der Verzweiflung vorwärts stürmt, wo stärkere Abteilungen im toten Winkel an die deutschen Linien herankommen, wehrt das Bataillon Busch den Angriff ab, in dessen Händen an diesem heißen Tage 110 Gefangene bleiben.

25 000 Schuß hatte Lt. Jordan an diesem bis zum Abend sich hinziehenden Großkampftage verfeuert. Seine Mannschaft hatte zu tun, um rechtzeitig Munition und Wasser herbeizuschaffen, die von dem heizenden Qualm des verdampfenden Öls entzündeten Augen drohten den Dienst zu versagen, aber nur zum Auswechseln der überhitzten Läufe ließ dieser eiserne Soldat den Daumen vom Druckstück.

Jordan wurde für seine hervorragende Waffentat mit dem Hohenzollernschen Hausorden ausgezeichnet, aber fast noch mehr als diese äußere Auszeichnung beglückte ihn der spontane Dank seiner Vorgesetzten und Kameraden. Sptm. Busch, der Kommandeur des II./56, Kompanie- und Zugführer



dankten ihm auf Meldkarten und zerknitterten Notizblättern in einfachen, packenden Worten für die wertvolle Waffenhilfe, die er unter schonungslosem Einsatz seiner Person der Infanterie in schwerer Stunde geleistet hatte.

Zwei Monate später — an der gleichen Front — schien Jordans Soldatenlaufbahn ihr Ende erreicht zu haben. Im Feuerstrahl eines dicht vor ihm krepierenden Schrapnells brach er mit hoffnungslosem Kopfschuß zusammen. Die Kugel hatte hart unter dem linken Auge den Backenknochen durchschlagen und war am rechten Ohr wieder herausgetreten. Aber Jordans Bärennatur überstand auch diese achte und schwerste Verwundung. Schon nach sechs Monaten, am Neujahrstage 1918, meldete sich Lt. Jordan bei seinem Regimentskommandeur wieder zurück, und Oberst Dey ließ es sich nicht nehmen, den heimgekehrten Offizier persönlich in die Quartiere der 3. M.G.K. zu geleiten und ihn der Kompanie mit den Worten: „Nun habt Ihr Euren Lt. Jordan wieder!“, zurückzugeben. „Viele Hände und Herzen streckten sich mir entgegen“, so beschreibt Jordan diese glückliche Stunde des Wiedersehens mit seiner treuen Mannschaft.

1918 — das große Jahr, das bittere Jahr des deutschen Frontheeres. Harte Angriffs- und Abwehrschlachten hatte auch das Inf. Regt. 56 durchgestanden, als es im September 1918 an die Champagnefront kam und sich hier dem fochschen Generalangriff entgegenstemmte. Am 26. September brach das Unwetter über die deutsche Front herein. Zwischen Verdun und Reims trat eine Stoßmasse von vier amerikanisch-französischen Armeen — 500 000 Gewehre stark — zum entscheidenden Gang an. Ihr Ziel war der Durchbruch auf Sedan—Charleville, wo die lebenswichtigen Verbindungen der deutschen Westfront zusammenliefen.

Das Inf. Regt. 56 stand auf dem zernarbten Kampfboden der Champagne auf besonders ausgesetztem Posten: es bildete die Nachtstelle zwischen der 1. und 3. deutschen Armee. — Das Vorfeld vor der deutschen Stellung sicherten am 25. September zwei schwache Kompanien und Lt. Jordan mit einem Zug schwerer M.G. Am Abend setzte bei gleichzeitiger Vernebelung heftiger feindlicher Beschuß ein, der in der Nacht zu mächtigem Trommelfeuer anschwell. In den zertrümmerten Gräben lagerten dichte Wolken von Explosionsgasen und Nebelbomben, über denen eine fahle Flam-

menwand stand. Jordans Unterstand erbehte unter Voller treffern. Beide Ausgänge wurden mehrmals eingeschossen, doch konnte die verschüttete Besatzung die Ausgänge stets wieder frei machen. Kurzer Hand befahl Jordan seiner Mannschaft: „Alles heraus an die Gewehrstände!“ — Es war ein harter Befehl, deckungslos im Trommelfeuer auszuharren, aber Jordan konnte sich auf seine Schützen verlassen. Nicht einer versagte.

Morgens gegen 8 Uhr setzte bei starker Unsichtigkeit der französischen Angriff auf breiter Front ein. Die dünne Vorpostenlinie wurde von der Brandung hinweggespült. Lt. Jordan sah eine Anzahl Männer über das Feld eilen, rief sie an: „Hierher! Hinein in den Graben!“, da erkannte er französische Stahlhelme. Das Gewehr herumreißen und dazwischenhalten, war eins. Im gleichen Augenblick aber stürzte schon der Gewehrführer, der neben Jordan beobachtete, durch einen Nahschuß aus dem Drahtverhau tödlich getroffen nieder. Jetzt war Jordan vollständig im Bilde. Signalraketen zischten hoch: „Feind greift an!“ — Zu beiden Seiten tauchten jetzt durch den Nebel vorgehende französische Abteilungen auf, bald darauf ertönte auch im Rücken des M.G.-Stützpunktes heftiger Kampflärm. Jordan mit seiner Mannschaft war umzingelt, in seinem Rücken war bereits der Kampf um die deutsche Hauptstellung im Gange.

Während sich Jordan zur Verteidigung bis zur letzten Patrone rüstet, tobte in der deutschen Hauptwiderstandslinie ein erbitterter Nahkampf. Am linken Flügel der Westfalen standen die bewährten Jägerbataillone der 200. Division, die hier vollständig aufgerieben wurden. Das Schulter an Schulter mit den 56ern fechtende schlesische Res.-Jäger-Bataillon 5 wurde buchstäblich vernichtet. Nur drei Offiziere und 21 Mann kehrten aus dieser Schlacht zurück, vier Bats.-Kommandeure blieben einer nach dem anderen tot auf dem Platz. Aber trotz dieser heroischen Abwehr konnte die französische Stoßmasse hier mehrere Kilometer tief in die deutsche Front einbrechen. Da warf sich an der aufgerissenen Nahtstelle der beiden deutschen Armeen Sptm. Busch\*), ein Frontkommandeur, der seit 1914 ununterbrochen im Felde stand mit seinem II./56 an der aufgerissenen Flanke dem

\*) Sptm. Busch ist heute Kommandierender General des VIII. schlesischen Armeekorps.



Feind entgegen. Stoß und Gegenstoß prallten aufeinander. Den letzten kampffähigen Mann, Pioniere, Ordonnanzen und Trößmannschaften holte Sptm. Busch heran, um diese gefährliche Bruchstelle zwischen den beiden deutschen Armeen zu fitten. Fast im rechten Winkel bog sich die Front der Westfalen zurück, aber sie wichen und wankten nicht. Eine schwere Krise mit unabsehbaren Folgen war durch den rücksichtslosen Einsatz dieser schwachen Kompanien unter ihrem mit harter Hand durchgreifenden Kommandeur gebannt. Die höhere Führung wußte die Größe dieser Waffentat richtig einzuschätzen. Auf persönlichen Antrag des Armee-Oberbefehlshabers, General v. M u r a, wurde Sptm. Busch mit dem *Pour le mérite* ausgezeichnet.

Während hier in der deutschen Hauptstellung der Infanteriekampf tobt, hält im Vorfeld noch einsam und allein der M.G.-Zug Jordan seinen Stützpunkt. Die Munitionskästen mit 10 000 Patronen neben sich, die Handgranaten griffbereit, so erwarten Jordans Schützen entschlossen den Feind. Zweimal setzen starke französische Sturmtruppen zum Sprung an, sie werden unter schweren Verlusten abgewiesen. Am Nachmittag versucht der Franzose den gefährlichen Gegner, dessen Feuer unter ahnungslos heranrückenden Reserven arge Verheerungen anrichtet, in gleichzeitigem Angriff von drei Seiten zu erdrücken. Wieder erleidet er eine blutige Abfuhr. Ein kleiner Stoßtrupp, der den Stützpunkt im Rücken packen soll, wird von Jordan in eine Falle gelockt und gefangengenommen. Als ein vierter Sturm wieder vor den Mündungen der beiden M.G. zusammenbrach, stellte der Franzose weitere Versuche ein. —

Nach Einbruch der Dunkelheit gab Jordan die Parole aus: Durchbruch zu den eigenen Linien! Hier gab es keinen Versager. Jeder Mann war unter einem solchen Führer zum Äußersten entschlossen. Jordan als erster, dahinter sein von ihm unzertrennlicher Bursche Eschenberg, dann der Rest der Gewehrbedienungen, schließlich die fünf Gefangenen und zum Schluß ein besonders tüchtiger Gefreiter, so ging es — ein Mann hinter dem anderen — mit entschertem Karabiner und wurfbereiter Handgranate ins Dunkel hinein.

An der Einmündung des Grabens in die deutsche Hauptstellung stieß der Trupp auf die französische Linie. Noch ehe

der Gegner überhaupt zur Besinnung kam, waren Jordan und sein Bursche und hinter ihnen die Schützen über die vom Kampf ermüdeten Franzosen hergefallen, setzten sich mit krachenden Explosionen und Nahschüssen den Weg frei und gelangten ohne einen einzigen Mann Verlust zu den eigenen Linien. Jordans Batls.-Kommandeur, Sptm. Krause, glaubte eine Erscheinung aus einer anderen Welt zu sehen, als in den Morgenstunden des 27. September der seit 24 Stunden vermiste Offizier sich mit seiner Mannschaft und fünf Gefangenen bei ihm meldete.

Das war Lt. Jordans letzte Tat! Zwei Tage später warf ihn eine schwere Gasvergiftung nieder. — Acht Verwundungen und eine Gasvergiftung hatte dieser unverwundliche Frontsoldat davongetragen, seine Gefechtsliste enthielt die Namen fast aller Schlachten, in denen zwischen Flandern und Verdun an der Westfront um die Entscheidung gerungen wurde. Weder Blut noch Wunden, noch die zermürbenden Einflüsse der zahlreichen Abwehrschlachten konnten diesen Soldaten entnerven. Er blieb sich gleich vom ersten Tage seiner Frontzeit bis zum letzten. So wie er im Januar 1915 im Nahkampf focht, so im Herbst 1918, so wie er sich 1916 vor Verdun den Durchbruch erkämpfte, so zerriß er in der letzten Abwehrschlacht seines Regiments in hartem Zupacken die feindliche Sperrkette.

Dieser Sohn eines Tagelöhners hatte alles erreicht, was er in der alten kaiserlichen Armee überhaupt erreichen konnte. Auch die Reichswehr, die bei ihrem geringen Bestand zwangsläufig eine scharfe Siebung im Offizierkorps vornehmen mußte, wollte auf einen Offizier dieses Schlages nicht verzichten. Bis 1929 diente Jordan, zuletzt als Kompaniechef und nahm dann mit dem Range eines Majors den Abschied. Auf diesen seltenen Soldaten trifft voll und ganz der Schlusssatz in den „Pflichten des deutschen Soldaten“ zu: „Größten Lohn und höchstes Glück findet der Soldat im Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht. Charakter und Leistung bestimmen seinen Wert und Weg.“



Charakter und Leistung bestimmen auch den Weg eines ganzen Heeres. Nach der Niederlage Napoleons III. bei Sedan begleitete der französische General Castelnau den gefangenen



Kaiser in die Gefangenschaft. Auf der Fahrt durch das Kampfgebiet begegnete der Kaiser langen Marschkolonnen deutscher Truppen, und den Eindruck, den der deutsche Soldat auf den Kaiser und seine Begleitung machte, hat General Castelnau mit den folgenden eindrucksvollen Worten in seinen Erinnerungen festgehalten:

„... Wir sahen an uns vorüberziehen: Infanterie, Kavallerie, Kolonnen, Ambulanzen, und ich muß sagen, daß ich dieses Schauspiel bewunderte. Trotz der Anstrengungen, der Kämpfe in den vorhergehenden Tagen und dem Unwetter der letzten Nacht, war die Haltung der Truppen vorbildlich. — Die Soldaten waren von einer bemerkenswerten Sauberkeit, jeder marschierte an seinem Platz, man hätte sagen können, eine Truppe begibt sich zur Parade. Und welche Begeisterung, welche militärische Haltung! Der Weg war eng und oft grundlos geworden durch den Regen... und dennoch, als wir einmal durch eine entgegenkommende Kolonne behindert waren, gab der uns begleitende General v. Boyen den Befehl, auf die den Weg einsäumenden Wiesen auszuweichen. Der Befehl wurde unmittelbar und ordentlich ausgeführt als handele es sich um das Exercizieren auf einem Manöverfeld.

Wir sahen keine Nachzügler. Während des Vorbeimarsches von mehreren Stunden bemerkten wir nicht einen Mann, der nicht an seinem richtigen Platz gewesen wäre oder dessen Haltung Anlaß zur Beanstandung gegeben hätte. Man fühlte, daß diese Männer, gleich welchen Ranges, geeint waren durch ein starkes Band: die Disziplin...“

Wenn hier der französische General Castelnau von dem durch Manneszucht gestählten Charakter eines in den Strahlen des Sieges sich sonnenden Heeres, das immerhin erst sechs Wochen im Felde stand, schon einen so tiefen Eindruck erhielt, wie packend mußte dann erst der Anblick einer Truppe wirken, die nach vierjährigem Feldzug, nach anhaltend schweren Kämpfen und bittersten Verlusten auf dem Rückmarsch im November 1918 die gleiche stolze Haltung bewahrte, wie die Sieger von Sedan!

Da marschierte am 24. November 1918 als letzte Truppe der Heeresgruppe von Boehn das schlesische Res. Inf. Regt. 7

der deutschen Grenze entgegen. Als das Regiment sich dem Stadtrand von Spaa näherte, in dem sich bis zum Waffenstillstand das Große deutsche Hauptquartier befunden hatte, schickte der Regts.-Kommandeur einen Offizier voraus, um festzustellen, wo sich in der Stadt ein Paradeplatz befände. Dieses letzte deutsche Regiment, das durch Spaa marschierte, sollte diese historische Stätte nicht berühren, ohne die beiden fern von hier weilenden Feldherren Gindenburg und Ludendorff, die lange von dieser Stadt aus das Schicksal des Seeres gelenkt hatten, durch einen letzten Parademarsch zu ehren.

Der ausgesandte Offizier kehrte mit der Meldung zurück, daß der Paradeplatz sich vor dem Gebäude befand, in dem früher die Oberste Seeresleitung und jetzt die Waffenstillstandskommission ihren Sitz hatte. Inzwischen war das Regiment zum Einmarsch formiert worden. Es hatte alles in allem noch die Feldstärke einer Kompanie — etwa 300 Mann. Die Regimentsmusik an der Spitze, Offiziere und Unteroffiziere an den Flügeln, jeder Mann mit einem schwarzweiß-roten Fähnchen geschmückt, so zog dieses zusammengeschossene Regiment in straffer Marschordnung, im Gleichschritt mit angezogenem Gewehr nach Spaa hinein.

Als sich das Regiment dem Gebäude der Waffenstillstandskommission näherte, waren alle Fenster mit französischen, englischen und amerikanischen Offizieren besetzt, die sich fast die Augen aus dem Kopf sahen, als hier noch als Nachhut der deutschen Armee eine Truppe unter schmetternden Klängen in straffster Disziplin durchmarschiert kam.

Vor dem Gebäude ließ der Regiments-Kommandeur die Musik einschwenken. Und jetzt rückten sie unter den Klängen des *Fridericus-Rex*-Marsches heran: die zu Gruppen zusammengeschossenen Kompanien, die zu Zügen zusammengeschmolzenen Bataillone. Nur ein kleiner, aber ein hart geschmiedeter Block. Diese Feldgrauen hatten, wie alle Kampffähigen Regimenter an der Westfront, seit dem Sommer ununterbrochen oder nur mit kurzen Unterbrechungen im Feuer gestanden, sie hatten nicht Ruhe noch Raß gekannt, wieder und wieder waren sie an den Bruchstellen der Front gegen die erdrückende Übermacht einer Welt von Feinden eingesetzt worden.



Ihre Uniformen waren zerschliffen, von Gasdämpfen zerfressen; ihr Schuhzeug durchlöchert. Viele Mannschaften liefen auf der Brandsohle, andere hatten statt der Strümpfe Sandsäcke um die wunden Füße gewickelt. Aber dieses Bild der abgezehrten und abgerissenen Feldgrauen vertiefte nur noch den Eindruck der eisernen Manneszucht, die in den Reihen dieser hart mitgenommenen Truppe herrschte.

„Achtung! — Augen rechts!“ Scharf schneidet das Kommando des letzten Bataillons-Kommandeurs durch die Straße. Da flogen noch einmal die Beine zum letzten Parademarsch in Feindesland, da reckten sich die müden Gestalten, da blitzen aus hohlen Gesichtern die Augen unter dem Stahlhelm zum Regiments-Kommandeur hin, und hart knallt der Parade-schritt über das Steinpflaster: Ramm—ramm, ramm—ramm, ramm—ramm... Gruppe auf Gruppe, Zug auf Zug zieht an dem Regiments-Kommandeur vorüber, der unbeweglich — die Hand am Helm — den Vorbeimarsch seiner letzten 300 Getreuen abnimmt.

Unter den vielen feindlichen Offizieren, die sich in den Fenstern des Gebäudes drängten, stand auch etwas abseits ein deutscher General, der deutsche militärische Sachverständige bei der Waffenstillstandskommission, General v. Winterfeld. Er war als Soldat gewohnt, sich stets in der Gewalt zu haben. Aber bei dem Anblick dieser zerriebenen und ausgebluteten Truppe, die — äußerlich geschlagen, innerlich aber unbesiegt — hier wie ein Sinnbild unsterblichen deutschen Soldatentums in ungebrochener, mannhafter Haltung im Parade-schritt an ihrem Kommandeur vorbeizog, in einer Haltung, bei deren Anblick den zahlreichen Entente-offizieren das überlegene und triumphierende Lächeln von den Lippen schwand, brach das ganze Weh der letzten Wochen in dem deutschen General durch: Die hellen Tränen liefen ihm über das Gesicht, und dann verschwand er vom Fenster, ließ sich sein Pferd bringen und ritt dem Regiment nach. Er drückte dem Kommandeur die Hand und dankte der Truppe in bewegten Worten: „Ihr habt mir neue Kraft für meine schwere Aufgabe gegeben, Kameraden!“ — Bis zur Grenze begleitete General v. Winterfeld das Regiment, dann ritt er sinnend zurück, und die Gedanken, die diesen einsamen Offizier, der alle erniedrigenden und beschämenden Diktate der vom Nachtwahn berauschten Sieger als erster hinzu-

nehmen hatte, in dieser Stunde bewegten, mochten wohl sein, daß ein Geer, das alles verloren hat, nur nicht den Glauben an sich selbst, ein Geer, das im Unglück so charakterstark, so steifnackig ist, nicht untergehen kann, und sein Weg durch das Dunkel der Novembertage 1918 in eine lichte Zukunft führen muß.

## Ausklang

Die Männer am Feinde hatten ihre eigene Sprache. Phrasen galten als verächtlich, für schimmerndes Pathos war kein Platz. Die Sprache der Frontsoldaten war karg an Worten, aber ihr Klang war hämmernd und fordernd und packte im Innersten. Da traf im Juli 1916 auf dem Höhepunkt der Brussilow-Offensive in Wolhynien bei dem braunschweigischen Inf. Regt. 92, das von den napoleonischen Kriegen her den Totenkopf am Helm trug, ein größerer Offizier-Ersatztransport aus der Heimat ein. Der Regiments-Kommandeur, Obstlt. D ü r r, begrüßte den Ersatztransport, der die klaffenden Lücken in den Reihen seines Offizierkorps ausfüllen sollte, mit der folgenden Ansprache:

„Weit über 100 Offiziere des Regiments haben schon die Treue zu ihm mit dem Tode besiegelt. Der Totenkopf, den Sie zu tragen jetzt die Ehre haben werden, muß Ihnen ein Zeichen der Erinnerung und Mahnung an die sein, die ihr Leben um des Vaterlandes willen dahingegeben haben. Wehe Ihnen, wenn Sie ihn durch Ihr Handeln befudeln sollten. Sie würden damit auch das Andenken der Gefallenen schmähen. Wenn schwere Tage kommen, und sie werden kommen, dann halten Sie sich ja nicht etwa für zu gut, den Weg zu gehen, den die Besseren vor Ihnen gegangen sind. Ich vertraue auf Sie und werde oft Gelegenheit nehmen, Sie bei der Arbeit zu sehen. Schätzen Sie keinen Dienst zu gering! Nur aus vieler Kleinarbeit kann die große Leistung entstehen. So begrüße ich Sie jetzt als Offiziere und Kameraden meines stolzen Regiments. Und nun begeben Sie sich zu Ihren Kompanien und beginnen Sie mit Ihrer Arbeit...“



Das war die Sprache der Front — hart, scharf und kantig. Wer aber spürt nicht die hohe Auffassung von soldatischer Pflicht und Ehre, wer nicht die zündende Kraft, die diese knappen Worte ausstrahlen?

Salten wir das Bild, das dieser Regiments-Kommandeur, über dessen Grab schon wenige Wochen später die Ehrensalven seiner Musketiere knatterten, hier vor den neu eingetroffenen Offizieren entrollte, fest: Zwei Millionen vierhundert Tausend deutsche Männer aus dem Altreich, der österreichischen Ostmark, dem Sudetenland und Deutsch-Böhmen haben in den 52 Monaten des Großen Krieges ihr Leben für Volk und Heimat hingegeben. Nahezu sechs Millionen sind verwundet worden. Wie diese Männer gelitten und gestritten, gestürmt und in trotziger Abwehr gestanden haben, wie sie geblutet haben und gefallen sind, das hat dieses Buch an einer kleinen Auslese dieser Soldaten des Weltkrieges darzustellen versucht.

Diese Ströme edelsten Blutes bildeten die Saat, aus der nach anderthalb Jahrzehnten tiefsten Niederganges das großdeutsche Reich erwuchs, und heute wissen wir, daß niemand von diesem Millionenheer von Toten und Verwundeten umsonst gefallen ist, vergeblich geblutet hat. Sie waren die Schmiede der Zukunft.

Ein heiliges Vermächtnis hat die Wehrmacht des Dritten Reiches übernommen. Wer die jungen Soldaten bei ihrer Arbeit sieht, wer den Geist spürt, den dieses neuerstandene Heer beseelt, weiß, daß Großdeutschlands Schutz in festen Händen liegt. Dieses Heer wird sich, wenn Volk und Heimat wie 1914 bedroht sind, niemals für zu gut halten, den Weg zu gehen, den zur Verteidigung deutschen Bodens die Millionen feldgrauer Krieger vor ihm gegangen sind.

# Inhalts- und Quellenverzeichnis

## Einleitung

5

- „Hohe Hausnummern an der Westfront. Die Feldzugsgeschichte der 234. Inf.-Division“ \*).  
 Selgenbauer und Müller-Loebnitz: „Das Ehrenbuch der Rheinländer“. Stuttgart, o. J.  
 „Feldzugsgeschichte des Garde-Jäger-Bataillons“.  
 „Die Gefr. Reupke und Koesberg aus französischer Gefangenschaft entwichen“. Beitrag zur Geschichte des R.I.R. 74.

## Die erste Pflicht des deutschen Soldaten

13

- „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges“. Beilagen zu den stenographischen Berichten über die öffentlichen Verhandlungen des Untersuchungsausschusses Nr. 1.  
 W. Jost: „Die wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus“. Hamburg 1936.

## Die zweite Pflicht des deutschen Soldaten

1. Der einäugige Hauptmann ..... 21  
 Kriegsbriefe und Tagebücher des Majors a.D. Seiler „Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 29. Oldenburg 1929.
2. Opfergang vor Amiens ..... 39  
 Kriegsbriefe des Obersts. Spengler  
 Kriegstagebücher des Lts. Lyding.  
 Feldzugsgeschichte und Nachrichtenblätter des J.R. 97 „Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 28. Oldenburg 1930.
3. Boelcke und Richthofen ..... 44  
 J. Werner: „Boelcke“. Leipzig 1932.  
 „Deutsche Wehr“. Oktober 1936.  
 M. v. Richthofen: „Der rote Kampfflieger“. Berlin 1933.  
 A. Bodenschlag: „Jagd in Flanderns Himmel“. München 1938.
4. Steiermärker am Isonzo ..... 43  
 Feldzugsgeschichte des österr. J.R. 47.  
 „Österreich-Ungarns letzter Krieg“. Bd. VI. Wien 1936.
5. Vfw. Schneidereit — ein deutscher Arbeiter ... 54  
 E. v. Brandis: „Die Stürmer des Douaumont“. Berlin 1917.  
 Feldzugsgeschichte des J.R. 24.  
 „Märkische Zeitung“, Neuruppin 1926.  
 Persönliche Mitteilungen ehem. 24er an den Verfasser.
6. Patrouillengänger Gefr. Kreuz ..... 60  
 Feldzugsgeschichte des Gren.-Regts. 5.
7. Meldegänger vor Verdun ..... 62  
 Müller-Loebnitz: „Das Ehrenbuch der Westfalen“. Stuttgart o. J.  
 Feldzugsgeschichte des J.R. 16.
8. Bis zum letzten Mann... ..... 66  
 Feldzugsgeschichte des Res.-Gren.-Regts. 100.  
 Rolf Darbe: „Bis zum letzten Hauch“. Potsdam 1936.

\*) Wegen der Fülle der benutzten Truppengeschichten sind sämtliche Werke dieser Art nur mit dem Sachtitel „Feldzugsgeschichte“ ohne Verfasser, Erscheinungsort und Jahrgang bezeichnet worden.



|                                                                                                                                                                                                                                                                                                    |    |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| 9. Geschütz vor! .....                                                                                                                                                                                                                                                                             | 69 |
| Seldzuggeschichte des J.A. 181.                                                                                                                                                                                                                                                                    |    |
| Benary: „Ehrenbuch der deutschen Feldartillerie“. Berlin 1930.                                                                                                                                                                                                                                     |    |
| S. Stegemann: „Geschichte des Krieges“. Bd. 2. Stuttgart 1918.                                                                                                                                                                                                                                     |    |
| 10. Treue .....                                                                                                                                                                                                                                                                                    | 74 |
| Seldzuggeschichte des J.A. 18.                                                                                                                                                                                                                                                                     |    |
| Kriegsbriefe des Lts. Wiegmann                                                                                                                                                                                                                                                                     |    |
| Nachrichtenblätter des ehem. J.A. 18.                                                                                                                                                                                                                                                              |    |
| 11. Pioniere auf dem Pulverfaß .....                                                                                                                                                                                                                                                               | 77 |
| R. Lehmann: „Bayrische Pioniere im Weltkrieg“. München 1918.                                                                                                                                                                                                                                       |    |
| 12. Der Meldereiter von Haute Maison .....                                                                                                                                                                                                                                                         | 79 |
| „Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 26. Oldenburg 1928.                                                                                                                                                                                                                                              |    |
| 13. Vermiste .....                                                                                                                                                                                                                                                                                 | 82 |
| S. Bordeaur: „Verdun 1916“. 3 Bde. Paris 1930.                                                                                                                                                                                                                                                     |    |
| Palat: „La grande guerre sur le front occidental.“ Bd. X. Paris 1926.                                                                                                                                                                                                                              |    |
| Seldzuggeschichten: Hus.Regt. 11; J.A. 180; R.J.A. 77; S.A.A. 108; R.S.A.A. 20.                                                                                                                                                                                                                    |    |
| „The Times“; „Manchester Guardian“. September 1916.                                                                                                                                                                                                                                                |    |
| „Schlachten des Weltkrieges.“ Bd. 31. Oldenburg 1929.                                                                                                                                                                                                                                              |    |
| Seldzuggeschichten: J.A. 84; R.J.A. 27; Bericht des Lts. Behrmann, Batt. Führer 8./S.A.A. 108, im Nachrichtenblatt des Off.-Vereins d. Regts., Dezember 1928*).                                                                                                                                    |    |
| Sir Douglas Haigs fifth dispatch of 20. 2. 1918.                                                                                                                                                                                                                                                   |    |
| Jatoncig: „Tiroler Kaiserjäger im Weltkrieg“. Innsbruck 1930.                                                                                                                                                                                                                                      |    |
| 14. Stoßtruppführer Ferdinand Hansmeier .....                                                                                                                                                                                                                                                      | 96 |
| Kriegstagebücher und Kriegsakten des Ldw.J.A. 16 und des J.A. 323, vom Januar 1918 bis Dezember 1917. — Kriegsakten und Gefechtsberichte über die Stoßtrupp-Unternehmungen vom Juni und November 1916, Januar und Oktober 1917. — Persönl. Mitteilungen des Lts. a. D. Hansmeier an den Verfasser. |    |

## Die dritte Pflicht des deutschen Soldaten

### I. Fernpatrouillen — Sprengpatrouillen

|                                                                                                                                       |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 1. Danziger Leibhusaren vor Antwerpen .....                                                                                           | 109 |
| Seldzuggeschichte der Leib-Husaren-Regtr. 1 und 2.                                                                                    |     |
| v. Egan-Krieger: „Die deutsche Kavallerie in Krieg und Frieden“. Karlsruhe 1928.                                                      |     |
| Patrouillenbericht des Lts. d. R. Richter.                                                                                            |     |
| 2. Sprengpatrouille vor Paris .....                                                                                                   | 117 |
| v. Schierstädt: „Patrouille Schierstädt“. Berlin 1918.                                                                                |     |
| Seldzuggeschichten: Garde-Kürassier-Regt.; Regiment Gardes du Corps; Entwurf zur Seldzuggeschichte des 3. Garde-Ulanen-Regts.         |     |
| Kriegsakten des 3. Garde-Ulanen-Regts. Patrouillenberichte des Lts. v. Wedemeyer und Säbner. v. Plessen, September 1914.              |     |
| 3. Deutsche Pioniere vor Le Havre .....                                                                                               | 132 |
| Kriegstagebücher und Kriegsakten des Pionier-Regts. 18 v. Sept./Okt. 1914 und Ott. 1916. Gefechtsberichte der Sprengpatrouille Bonag. |     |
| Patrouillenbericht des Sptms. Tiling. (Okt. 1916 aus der Schweiz.)                                                                    |     |
| Seldzuggeschichte des Pion.-Regts. 18.                                                                                                |     |

\*) In den beim Heeresarchiv, Potsdam, liegenden Kriegsakten des S.A.A. 108 finden sich keine Unterlagen für diesen Kampfvorgang.

## II. Stoßtrupps

1. Der Richthofen der deutschen Infanterie ..... 143  
Kriegstagebücher und Kriegaakten des J.R. 186 v. Okt. 1916 bis Febr. 1918.  
Kriegaakten und Gefechtsberichte über die Stoßtrupp-Unternehmungen vom  
Januar, März, April und Dezember 1917, Januar 1918.  
Seldzuggeschichte und Nachrichtenblätter des J.R. 186.
2. Mann gegen Mann ..... 157  
Kriegstagebücher und Kriegaakten des J.R. 481 vom Juni 1917. Gefechts-  
berichte über das Stoßtrupp-Unternehmen v. 7. Juni 1917.

## III. Infanterie im Kampf

1. Blanke Waffe ..... 159  
Seldzuggeschichten: Gren.Regt. 4; Deutschmeister-Regt.
2. Der Angriff ..... 165  
Seldzuggeschichten: Gardeschützen-Batl.; Gardes-Gren.Regt. 5; 5. Gardes-Regt.  
3. S.; Gren. Regt. 2; Jäger-Batl. 8.  
„Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 13. Oldenburg 1928.  
v. Wulffen: „Die Schlacht bei Lodz“. Oldenburg 1918.  
Seldzuggeschichte des Lehr-Inf.-Regts.
5. Der Sturm auf den Madlessena ..... 176  
„Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 12a. Oldenburg 1926.  
A. Heß: „Karl Ritter von Halt“. Berlin 1936.  
Seldzuggeschichte des Bayr. Leib-Inf.-Regts.
4. Die Abwehr ..... 181  
Seldzuggeschichten: Füs.Regt. 34; 3. Kaiserjäger-Regt.
5. Einzelkämpfer ..... 192  
Seldzuggeschichten: Gren.Regt. 4; J.R. 91, 51; 234. Inf.Div.; J.R. 92;  
K.J.R. 74 und 85; Nachr.-Blätter des J.R. 97.  
Venary: „Ehrenbuch der deutschen Feldartillerie“. Berlin 1930.
6. Der Maschinengewehr-Schütze ..... 208  
Seldzuggeschichten: Füs.Regt. 40; Lehr-Inf.-Regt.; Bayr. R.J.R. 2.  
„Schlachten des Weltkrieges“. Band 28. Oldenburg 1929.
7. Kanoniere am Geschütz ..... 219  
Venary: „Ehrenbuch der deutschen Feldartillerie“. Berlin 1930.  
Reichsband d. Art.-Ver. Österreichs: „Ehrenbuch unserer Artillerie“. Wien 1935/6.  
„Österreichs Artillerie im Weltkrieg“. (Kriegsarchiv). Stockerau 1926/7.  
Seldzuggeschichten: S. u. N. 77; S. u. N. 5.
8. Fahrer ..... 231  
Seldzuggeschichten: J.R. 90; S. u. N. 14; Gren.Regt. 6.  
Müller-Loebnitz: „Das Ehrenbuch der Westfalen“. Stuttgart, o. J.
9. Pioniere ..... 238  
Lehmann: „Bayrische Pioniere im Weltkrieg“. München 1918.  
Seldzuggeschichte des Pion.Batl. 4.

## Die vierte Pflicht des deutschen Soldaten

1. Ludendorff und Emmich vor Lüttich ..... 247  
Reichsarchiv: „Der Weltkrieg 1914—1918“. (Amtl. Kriegswerk). Berlin 1928.  
Marshall von Bieberstein: „Lüttich—Tannur“. Oldenburg 1918.  
Rabisch: „Lüttich“. Berlin 1929.



Müller-Koebnig: „Das Ehrenbuch der Westfalen“. Stuttgart, o. J.  
 Feldzugsgeschichten sämtlicher am Sturm auf Lüttich beteiligten Inf.-Regts.,  
 Jäger-Batl. und des J.A.R. 4.

2. Ein seltener Fang ..... 260  
 Kriegstagebücher und Kriegsakten des Ldw.-Inf.-Regts. 10 vom Juli/August  
 1915. Gefechtsberichte der 10. und 12./Ldw.-J.R. 10.  
 Franz-Beltag: „Die Eroberung von Trowo-Georgiewsk“. Oldenburg 1921.
3. An der Spitze des Regiments ... ..... 266  
 „Hohe Hausnummern an der Westfront. Die Feldzugsgeschichte der 234. Inf.-Div.“.
4. Gefr. Luz, der Vorkämpfer am Reichsaerkkopf 275  
 Feldzugsgeschichte des Bayr. R.J.R. 19.

## Die fünfte Pflicht des deutschen Soldaten

1. Reitende Batterie im Feuer ..... 283  
 S. W. Deiß: „Die Hessen im Weltkrieg“. Charlottenburg, o. J.  
 Feldzugsgeschichte und Nachr.-Blätter des J.A.R. 25.  
 Feldzugsgeschichte des J.R. 115.
2. Zwei Armeekorps greifen zum Bajonett ..... 290  
 Feldzugsgeschichten sämtlicher Regimenter des Garde-Korps, der 32. Inf.-Div.  
 und der 31. Res.-Div.  
 „Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 24. Oldenburg 1928.
3. Pommersche Kürassiere in der Walachei ..... 309  
 Feldzugsgeschichte des Kür.-Regts. „Königin“.  
 „Die Befreiung Siebenbürgens und die Schlachten bei Targu Jiu und am  
 Argesul“. Oldenburg 1918.
4. Abwehrschlacht 1917 ..... 316  
 Feldzugsgeschichte des J.R. 81.  
 Kriegstagebücher und Feldzugsakten des J.R. 81 April 1917.  
 „Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 28. Oldenburg 1929.

## Die sechste Pflicht des deutschen Soldaten

1. Kameradschaft ..... 343  
 Feldzugsgeschichten: Bayr. Inf.-Leib.-Regt.; Lehr.-Inf.-Regt.; J.A. 48; Gren.-  
 Regt. 6.
2. Das ungeschriebene Gesetz ..... 348  
 Feldzugsgeschichten: J.R. 81; 234. Inf.-Div.; J.R. 186; Jäger-Batl. 5; Pion.-  
 Batl. 4; Lehr.-Inf.-Regt.; J.R. 94, 71, 92; R.J.R. 36; J.R. 48, 78; R.J.R.  
 78; J.R. 84.  
 Jatoncig: „Tiroler Kaiserjäger im Weltkrieg“. Innsbruck 1930.

## Die siebente Pflicht des deutschen Soldaten

Feldzugsgeschichte Res.-Jäger-Batla. 10.  
 „Journal de marche de la 28. division infanterie“.  
 Persönliche Mitteilungen des ehem. Vfw. Badhaus an den Verfasser.  
 „Morning-Post“ 1920.  
 Persönliche Mitteilungen des Lts. a. D. Grabbe an den Verfasser.  
 „Schlachten des Weltkrieges“. Bd. 32. Oldenburg 1929.  
 Kriegsakten der 196. Division.

## Die achte Pflicht des deutschen Soldaten

Feldzugsgeschichten: S. A. K. 14; J. K. 77.

Altlingen: „Die berühmteste Radfahrerpatrouille des Weltkrieges“. Berlin 1934.

v. Wulffen: „Die Schlacht bei Lodz“. Oldenburg 1918.

Feldzugsgeschichte des K. J. K. 208.

Reichsbund der Art.-Ver. Österreichs: „Ehrenbuch unserer Artillerie“. Wien 1935/36.

„Schlachten des Weltkrieges“, Bd. 29. Oldenburg 1929.

„Schlachten des Weltkrieges“, Bd. 24. Oldenburg 1928.

Feldzugsgeschichten: J. K. 48; J. K. 56; K. J. K. 74; J. K. 92.

Kriegsarten und Kriegstagebücher des J. K. 56 Sept./Okt. 1918. Berichte von Angehörigen des K. J. K. 7.

Persönliche Mitteilungen des Majors a. D. Jordan an den Verfasser.

### Von Rolf Bathé erschienen ferner:

#### Der Feldzug der 18 Tage / Chronik des polnischen Dramas

Mit einer Übersichtskarte von Polen, 17 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 7 Gefechts-  
skizzen, 190. Tausend • Gebunden 2,90 RM. • Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. O.

\*

#### Der Kampf um die Nordsee / Chronik des Luft- und Seekrieges im Winter 1939/40 und des norwegischen Feldzuges

Mit 1 Übersichtskarte des Nordseeraumes, 7 Textkarten und 34 Abbildungen auf Kunstdruck-  
tafeln • Gebunden 4,80 RM. • Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg i. O.

\*

#### Frankreichs schwerste Stunde / Die Meuterei der Armee 1917

Zweite, völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage, 264 Seiten • Broschiert 3,80 RM.,  
Ganzleinen 6 RM. • Alfred Protte Verlag, Potsdam

\*

#### Bis zum letzten Hauch . . . / Soldatische Studien 1914—1918

Mit einem Geleitwort von Major a. D. George Soldan, 301 Seiten • Broschiert 4,30 RM.,  
Ganzleinen 6 RM. • Alfred Protte Verlag, Potsdam

\*

#### Hohe Hausnummern an der Westfront / Feldzugsgeschichte der 234. Infanterie-Division

(von Stumpff) J. K. 481—482—483 usw. • Herausg.: Otto Plagenz • Verf.: Rolf Bathé  
386 Seiten • Ganzleinen 8 RM. • Alfred Protte Verlag, Potsdam



## Abkürzungsverzeichnis

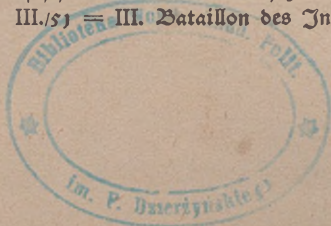
|                    |   |                                               |
|--------------------|---|-----------------------------------------------|
| Batl.              | = | Bataillon                                     |
| Feld-Art. Regt.    | = | Feld-Artillerie-Regiment                      |
| (f. A. R.)         | = | Feldweibel                                    |
| Gefr.              | = | Gefreiter                                     |
| S. K. L.           | = | Hauptkampflinie                               |
| Sptm.              | = | Hauptmann                                     |
| Inf. Div. (I. D.)  | = | Infanterie-Division                           |
| Inf. Regt. (I. R.) | = | Infanterie-Regiment                           |
| Ran.               | = | Ranonier                                      |
| Kdr.               | = | Kommandeur                                    |
| Komp.              | = | Kompanie                                      |
| Krtr.              | = | Krankenträger                                 |
| K. T. K.           | = | Kampftruppenkommandeur                        |
| Ldw. J. R.         | = | Landwehr-Infanterie-Regiment                  |
| Lt.                | = | Leutnant                                      |
| M. G. R. (M. G.)   | = | Maschinengewehr-Kompanie<br>(Maschinengewehr) |
| Musk. (Gren., Fü.) | = | Musketier (Grenadier, Füsilier)               |
| M. W.              | = | Minenwerfer                                   |
| Oblt.              | = | Oberstleutnant                                |
| Oblt.              | = | Oberleutnant                                  |
| Off. Stellv.       | = | Offizierstellvertreter                        |
| O. S. L.           | = | Oberste Seeresleitung                         |
| Pion.              | = | Pionier                                       |
| R. f. A. R.        | = | Reserve-Feldartillerie-Regiment               |
| R. J. R.           | = | Reserve-Infanterie-Regiment                   |
| San.               | = | Sanitäter                                     |
| Serg.              | = | Sergeant                                      |
| Utffz.             | = | Unteroffizier                                 |
| Vfw.               | = | Vizefeldweibel                                |
| Vwm.               | = | Vizewachtmeister                              |

Ziffern, arabische, bedeuten Kompanien, z. B.:

1./27 = 1. Kompanie des Inf. Regts. 27

Ziffern, römische, bedeuten Bataillone, z. B.:

III. 51 = III. Bataillon des Inf. Regts. 51





48037/  
2